

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 210 Sondernummer zum 90. Geburtstag von Diözesanbischof em. Egon Kapellari
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



ET VERIUS EST



VERIUS ENIM COGITATUR DEUS QUAM DICITUR ET VERIUS EST QUAM COGITATUR

Klaus G. Gaida, Wandgestaltung in der Kirche des Grazer Augustinums, 2011. © Gaida Foto: Milatovic

Als Herausgeber dieser von Hochschuleseelsorger Heinrich Schnuderl gegründeten Zeitschrift freut es mich außerordentlich, dass wir seinem Vorgänger als Grazer Hochschuleseelsorger, Diözesanbischof em. Egon Kapellari, anlässlich seines hohen runden Geburtstages diese Sonderausgabe widmen können. Ich danke Christian Lager und Peter Rosegger für die Initiative und Chefredakteur Daniel Pachner für die überaus engagierte Arbeit in der Umsetzung. „Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ“, schrieb der große Kirchenlehrer Augustinus von Hippo. An der Eingangswand der von Bischof Kapellari initiierten Neugestaltung der Kirche des Grazer Augustinums hat der Künstler Klaus G. Gaida einen subtilen Dialog eines berühmten Satzes aus Augustinus' Traktat *De Trinitate* mit einer abstrakt gestalteten Wandfläche in gewachstem Gips geschaffen. Sie schien uns gut geeignet, eine Spur in das Lebenswerk von Bischof Egon zu öffnen. Den Texten dieses Heftes haben wir Impressionen aus dem Kirchenraum und weitere Arbeiten des Künstlers zur Seite gestellt. In meinem Textbeitrag finden sich ein paar Anmerkungen dazu.

Alois Kölbl, Hochschuleseelsorger

Editorial



Foto: Friesinger

Diese Sondernummer von DENKEN+GLAUBEN ist Diözesanbischof emeritus Dr. Egon Kapellari gewidmet.

Denken und Glauben ist Programm. Dies gilt auch für die neun Lebensjahrzehnte des Jubilars. Glaube, der sich im Denken der Welt hin öffnet, bildete und bildet den spirituellen Kern seines Wirkens als Mensch, Priester, Hochschuleseelsorger und Bischof.

Den „Augen des Glaubens“ eignet der Blick für das Wahre, das Gute und das Schöne. Glauben und Denken waren für Egon Kapellari stets wesentlicher Teil einer Schule des Lebens. Leben ist – um mit dem Apostel Paulus zu sprechen – ohne die Liebe nichts. Liebe im christlichen Sinn heißt, in Beziehung zu treten zu Mitmenschen. Die Vielfalt solcher gelebter Beziehungen im Leben von Egon Kapellari spiegelt sich in den Beiträgen dieses Heftes wider: Zu Wort kommen Menschen unterschiedlichster Herkunft und Prägung: aus Kirche, Wissenschaft, Kultur und Zivilgesellschaft. Sie alle sind dem Menschen, Priester und Bischof Egon Kapellari im Dialograum von DENKEN+GLAUBEN begegnet. Nicht wenigen hat er auf unterschiedliche Weise geholfen. „Helfen, bis es wehtut“, ein Wort von Mutter Teresa, hat Egon Kapellari nicht selten zitiert. Es ist bis heute eine pastorale Zentralperspektive seines Handelns geblieben.

Bischof Egon Kapellari war und ist wesentlich auch ein Mann des Wortes – insbesondere des geschriebenen Wortes. Seine unzähligen Bücher und Publikationen kreisen um Gott und Welt, um Kirche und Gesellschaft. Wir haben insbesondere junge Theolog:innen eingeladen, sich mit seinen Texten auseinanderzusetzen und ihre Gedanken dazu niederzuschreiben. Das gibt diesem Heft eine auf die Zukunft der nächsten Generation im Kontext von DENKEN+GLAUBEN ausgerichtete besondere Note.

Dieses Heft ist somit eine kleine Gabe zum 90. Geburtstag von Bischof Egon Kapellari – erfüllt von Dankbarkeit für sein Sein und Wirken.

Ein besonderer Dank gilt Alois Kölbl, dem dritten Nachfolger des Jubilars als Hochschuleseelsorger, der als Herausgeber von DENKEN+GLAUBEN diese Sondernummer ermöglicht hat. Großer Dank gebührt Chefredakteur Daniel Pachner, der zweifellos den größten Arbeitsaufwand getragen hat. Seine Präzision und Umsicht prägen dieses Heft in besonderer Weise. Dank gebührt auch Peter Rosegger, der für Idee und Konzeption dieser Sondernummer mitverantwortlich ist. Dieses Heft zeigt Werke von Klaus G. Gaida. Dank dem Maestro für die Möglichkeit, diese abzubilden.

Bischof Egon, wir wünschen Dir dankbar:

Alles Gute zum 90. Geburtstag und allen Segen für Dein zehntes Lebensjahrzehnt.

Christian Lager

Geschäftsführer Krankenhaus der Elisabethinen Graz

GRUSSWORTE

Wilhelm Krautwaschl

Diözesanbischof von Graz-Seckau (4)

Josef Marketz

Diözesanbischof von Gurk (5)

HEILIGE ZEICHEN (7)

„Standing Ovations“ (8)

Von Bruno Almer

Unterwegs im Namen des Herrn! (10)

Von Erwin Vauče

Präludium Vitae aeternae (11)

Von Franz Karl Praßl

„... dass einer dem anderen Rast gebe“ (12)

Von Sr. Maria Hemma Ogertschnig

Eschatologische Spannung (14)

Von Markus Krill

Vielfalt und Buntheit der Kirche (16)

Von Sr. Sonja Dolesch

**„Wenn es der Kirche gut geht,
geht es auch dem Staat gut“ (18)**

Von P. Willibald Hopfgartner

Erfahrungen von Kirche (19)

Von Franz Wallner

**Bischof Egon –
ein väterlicher Freund, irgendwie ein Mönch (21)**

Von P. Karl Schauer OSB

**Von Buchstaben-Deponien
und dem Wort, das bleibt (22)**

Von Katharina Grager

Segensreiche Glückwünsche (24)

Von Johannes Freitag

Das Christentum und das Buch (26)

Von Lukas Weissensteiner

Verborgene Berufungen (28)

Von Sabine Petritsch

ZWISCHEN MENSCH UND GOTT (31)

Dienst des Bischofs an der Einheit (32)

Von Kurt Kardinal Koch

**Kirche an der Universität –
„Offenheit für das Ganze“ (34)**

Von Heinrich Schnuderl

Erinnerungen an eine Umbruchszeit (35)

Von Harry Baloch

Richtige Spiritualität im falschen Leben? (36)

Von Reinhold Esterbauer

Zum 90. Geburtstag (39)

Von Michael Pirsch

Schmerz als Herausforderung (40)

Von Anna Maria König

„Alles beisammenhalten“ (43)

Von Erzbischof Franz Lackner

Ein Weiser, ein Hirte, ein Freund (44)

Von Bischof Ägidius Zsifkovics

Viel gelernt von A bis Z (45)

Von Karl Veitschegger

**Bischof Egon Kapellari
und die Elisabethinen (47)**

Von Sr. Bonaventura Holzmann

Aus der Lauheit heraustreten (48)

Von Florian Mittl

Ein Leben als Ort der Glaubwürdigkeit (50)

Von Peter Allmaier

24.01.1982 (51)

Von Gerhard Kalidz

**Die Leiter in den Bücherhimmel
und darüber hinaus (52)**

Von Cordula Schmeja-Herzog

Bewegte Jahrzehnte (54)

Von Franz Küberl

Ein Plädoyer für die Mitte (55)

Von Anna Hollwöger

Zwischen Schönheit und Veränderung (56)

Von Lukas Grangl

Zwischen Abkehr und Wiederkehr (58)

Von Mario Schönhart

„Gell, da staunen Sie!“ (61)

Von Arnold Metznitzer

Gemeinsam ein Stück des Weges (62)

Von Peter Rosegger

Mit Dankbarkeit und Respekt (63)

Von Brigitte Ederer

KUNST UND KIRCHE (65)

An der Schwelle zwischen Liturgie, Kunst und Leben (66)

Von Alois Kölbl

Kunst – Lebensmittel und Herzensweitung (68)

Von Johannes Rauchenberger

Sorge um das, was zusammengehört (71)

Von Bischof Hermann Glettler

Meine Begegnung mit Bischof Dr. Egon Kapellari (73)

Von Guido Kapsch

Wegstationen (74)

Von Fritz Breitfuss

In Dankbarkeit verbunden (75)

Von Josef Wilhelm

Eine seltene Spezies (77)

Von Herwig Hösele

Der liebende Blick (78)

Von Daniel Pachner

MITEINANDER IN BEGEGNUNG (81)

Kreuzungspunkte zwischen Staat und Kirche (82)

Von Christoph Grabenwarter

Helfen, bis es wehtut (83)

Von Franz Zlanabitnig

Was von jenseits einwirkt ... (84)

Von Leopold Neuhold

Gemeinsame Zeiten (86)

Von Waltraud Klasnic

Kunst und Kirche – Religion und Politik (89)

Von Günter Riegler

Ein herzlicher Gruß (90)

Von Franz Voves

Wie aus höflicher Distanz echte Freundschaft wurde (91)

Von Superintendent Hermann Miklas

„Alles ist euer. Ihr aber gehört Christus“ (93)

Von Wolfgang Schüssel

Egon Kapellari ist 90 (94)

Von Hermann Schützenhöfer

„Na, da wird sich der Herr Alm aber gefreut haben“ (95)

Von Andrea Kager-Schwar

Risiko des (Un-)Glaubens (96)

Von Michael Steiner

Zug zum Tor (98)

Von Matthias Kapeller

Ich hatte das Privileg ... (99)

Von Hans Putzer

Materielle Formen der Einfühlung (100)

Von Valeryia Saulevich

Der Bischof und die Bilder (103)

Von Manfred Prisching

In der Welt, gegen die Welt, über die Welt hinaus (104)

Von Martin Halmer

Mit klarem Blick und offenem Ohr (106)

Von Kurt Wimmer

Proto-Jurisprudenz (107)

Von Meinrad Handstanger

Lebensweggespräche (109)

Von Edith Maria Prieler

Die Wahrheit ist symphonisch (110)

Von Norbert Mayer

Begegnungen, die in Erinnerung bleiben (111)

Von Alois Puntigam

Konzentrische Kreise (112)

Von Horst Pirker

Diener Seines Wortes (114)

Von Paul Wuthe

Zeit und Geist (115)

Von Siegfried Nagl

Ein Hochschulseelsorger als Brückenbauer (116)

Von Wolfgang Messner

Ach, Europa ... und ein Gespräch (117)

Von Michael Kuhn

Das Wahre ist das Ganze (118)

Von Herbert Beiglböck

„Es war ein Privileg, in der Leechgasse zu wohnen“ (120)

Von Valentin Inzko

Immerzu tätig und immerzu einladend (121)

Von Waltraut Jürgens

Reden über Gott und die Welt (122)

Von Thomas Mayer

Dr. Egon Kapellari: Biographie (124)

Grußworte

Lieber Bischof Egon!

In diesem Jahr vollendest Du nicht nur Dein 90. Lebensjahr. In gleich mehreren „Wegmarkierungen“ dürfen wir Deines jahrzehntelangen Wirkens gedenken: Vor 65 Jahren wurdest Du zum Priester und vor 45 Jahren zum Diözesanbischof der Diözese Gurk-Klagenfurt geweiht; vor 25 Jahren wurdest Du zum Diözesanbischof der Diözese Graz-Seckau ernannt. Darüber hinaus hast Du in unzähligen weiteren Funktionen in unterschiedlichen Regionen der Kirche in Österreich gewirkt, unter anderem als Hochschuleseelsorger der Katholischen Hochschulgemeinde Graz, stellvertretender Vorsitzender der Österreichischen Bischofskonferenz und Europareferent in derselben. Aber auch über unsere Kirche in Österreich hinaus hast Du in zahlreichen Kommissionen und in diversen Päpstlichen Räten im Vatikan segensreich gewirkt. Neben den umfangreichen und vielfältigen Aufgaben als Bischof hast Du auch immer noch Zeit gefunden, Bücher und Artikel zu verfassen, die stets aktuelle Themen von Kirche und Gesellschaft in den Fokus rückten. Unschatzbar bleiben dabei sicher die Überlegungen und Gedanken zu „Kirche und Kunst“ im Heute unserer Tage.

Zu all diesen oben genannten Anlässen, insbesondere zu Deinem 90. Geburtstag, erscheint nun eine Sondernummer von DENKEN+GLAUBEN, mit der Du als eine große Persönlichkeit der Kirche in Österreich geehrt werden sollst.

Die persönliche Beziehung sowie die Begegnung und Zusammenarbeit mit Menschen aus allen Sparten der Gesellschaft waren ebenso ein Eckstein in Deinem jahrzehntelangen Wirken wie die tiefe, intellektuelle Auseinandersetzung mit Fragen der Zeit und die bleibende Bedeutung, die der Glaube, die Tradition und die Schrift für das Leben heute entfalten können. Beides versucht diese Sondernummer einzuholen, indem sie die Autoren und Autorinnen davon erzählen lässt, wie sie den *Menschen* Egon Kapellari in unterschiedlichsten Konstellationen erlebt haben, und indem sie Theologen und Theologinnen, insbesondere jungen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, Raum für die Auseinandersetzung mit Deinen Gedanken und Perspektiven gibt.

In allem bist Du Deinem bischöflichen Wahlspruch treu gewesen: „Omnia vestra, vos autem Christi – Alles ist Euer, Ihr aber gehört Christus“; auch in nicht leichten Zeiten unserer Kirche hast Du die rechten Markierungen

in Erinnerung gerufen und bist ein „wetterfester Christ“ gewesen, der mit leisen, aber dennoch gewichtigen Bemerkungen da und dort auch so manchen kommunikativen Stillstand mit einem Schuss Humor versetzt wieder in Bewegung zu bringen vermochte. Und zugleich hast Du in herausfordernden Zeiten bedeutsame Zeichen gesetzt, die fest eingeschrieben sind in die Geschichte unserer Diözese: Ich denke etwa an die Initiative zum heutigen „Campus Augustinum“ und Deine sichtbaren Akzente in der künstlerischen Ausgestaltung der Kirche dort und an so vielen anderen Orten in unserem Land.

Gott behüte und schütze Dich!

Dein dankbarer

Wilhelm Krautwaschl,
Diözesanbischof von Graz-Seckau



Foto: Jungwirth

Gottes Segen!

Wer das geistliche und theologische Wirken von Bischof Egon Kapellari betrachtet, erkennt eine Lebensspur, auf der sich Glauben und Denken, Gebet und Kultur, Kirche und Welt unaufdringlich, aber beständig miteinander verschränken. Sein 90. Geburtstag ist daher weit mehr als ein biografischer Markstein: Er lädt dazu ein, dankbar auf einen Dienst zu schauen, der in unserer kirchlichen Landschaft geistige Orientierung gegeben hat – und es weiterhin tut.

Es gehört zu den besonderen Gaben von Bischof Kapellari, dass er theologische Reflexion nie als abstrakte Übung verstand, sondern als eine Suche nach der inneren Logik des Glaubens, die Menschen heute erreichen kann. In seinen zahlreichen Veröffentlichungen – geistlichen Essays, Predigtbänden, kulturtheologischen Betrachtungen – verbindet sich diese Haltung in bemerkenswerter Weise mit einem feinen Sprachgefühl. Seine Texte zeigen, wie theologische Präzision und poetische Sensibilität einander fruchtbar durchdringen können. Wer sie liest, spürt: Hier schreibt jemand, der den Reichtum der Tradition kennt, ihn innerlich durchbetet und zugleich mit der Gegenwart in ein ernsthaftes Gespräch bringt.

Das Denken von Bischof Kapellari ist geprägt von einer Theologie, die den Menschen nicht zuerst als Problem, sondern als Geheimnis betrachtet. Sein Blick auf die Welt ist von einer Hoffnung getragen, die nüchtern genug ist, um die Brüche unserer Zeit zu sehen, und geistlich wach genug, um diese Brüche nicht zum letzten Wort werden zu lassen. Er hat immer wieder betont, dass Glaube nicht im Widerstand gegen die Welt lebt, sondern im Vertrauen auf die schöpferische Treue Gottes, die dieser Welt voraus liegt. Sein theologischer Stil ist gekennzeichnet von einem stillen, aber festen Grundton, der den Menschen ermutigt, sich dem Evangelium anzuvertrauen.

Sein Wirken als Bischof war begleitet von dem Bemühen, Kirche als geistigen Raum sichtbar zu machen – als einen Ort, in dem die Schönheit der Liturgie, die Ernsthaftigkeit der Verkündigung und die Weite des Dialogs einander nicht widersprechen, sondern heilsam aufeinander verweisen. Viele seiner Bücher sind Ausdruck genau dieser Haltung. Sie lenken den Blick darauf, dass das Christentum weder Flucht aus der Welt noch Anpassung an die Welt ist, sondern ein Weg des Hörens auf das Wort Gottes mitten in der Welt.

Auch sein pastorales und gesellschaftliches Wirken war von seiner unermüdlichen Suche nach der „katholischen Mitte“ geprägt, von seinem Streben, zusammenzuführen und zusammenzuhalten, was Gefahr läuft, auseinanderzustreben und auseinanderzufallen. Es fiel ihm nicht leicht, die Spannung zu ertragen, die sich daraus ergibt. So wurde ihm in der ihn ständig begleitenden Frage nach dem Zusammenleben der deutschen und slowenischen Volksgruppe in der Kirche Kärntens seine vermittelnde Position von beiden Seiten als zu unentschlossen ausgelegt, schließlich aber doch als konsequentes Eintreten für ein friedliches Miteinander mit mehreren Preisen gewürdigt.

Zum 90. Geburtstag danke ich Altbischof Egon Kapellari, dem 64. Bischof der Diözese Gurk, für dieses stille, aber ausstrahlungsstarke Zeugnis. Möge sein theologisches Werk weiterhin Menschen inspirieren, den Glauben als eine Kraft zu entdecken, die Denken verfeinert, Herzen weitet und unseren kirchlichen Weg in eine hoffnungsvolle Zukunft begleitet.

**Josef Marketz,
Diözesanbischof von Gurk**



Foto: Gollner



HEILIGE ZEICHEN

„Standing Ovations“

Von Bruno Almer

„Aufstehen, Stehen kann ein stolzes Sichaufrecken vor einem anderen sein. Es kann aber auch ein Zeichen der Wachheit, der Bereitschaft zum Aufmerken, zum Hören sein. Dies gilt besonders in der Beziehung zu Gott. Der Christ steht seit alters nicht nur auf, um Menschen zu begrüßen und zu ehren. Er erhebt sich vor allem vor Gott.“
(aus: Heilige Zeichen, Das Stehen vor Gott)

Als ich gebeten wurde, einen Beitrag ausgehend vom Kapitel „Das Stehen vor Gott“ aus dem Buch „Heilige Zeichen“ zu schreiben, fiel mir als Erstes eine ganz andere Geste ein, die zwar mit dem „Stehen“ etwas zu tun hat, aber nicht sofort mit Spiritualität oder Liturgie in Verbindung gebracht werden kann: Standing Ovations. Besonders jetzt, wo ich über die letzten Jahre und meine Begegnungen mit Bischof Kapellari nachdenke und diese Zeilen schreibe, überkommt mich genau dieses Gefühl: Standing Ovations für einen großen Menschen, der mein Leben und meine Biografie wesentlich geprägt, ja mitentwickelt hat.

Einige Jahre durfte ich als Teil seines Teams im Bischöflichen Sekretariat tätig sein und in dieser Zeit den Bischof, Christen und Menschen Egon Kapellari kennenlernen. Auch darüber hinaus sind wir einander verbunden geblieben. Dafür möchte ich ihm am Beginn meines Beitrags ein herzliches „Vergelt's Gott“ sagen und quasi innerlich vor ihm aufstehen als Ausdruck meines großen Respekts und meiner Dankbarkeit.

Wenn ein Mensch wie Bischof Egon Kapellari seinen 90. Geburtstag feiert, ist das nicht nur ein Anlass zur Dankbarkeit, sondern auch zur Erinnerung und Vergegenwärtigung seiner geistlichen Impulse. Denn sein ganzes Leben – geprägt von theologischer Tiefe, liturgischer Sensibilität und pastoraler Klugheit – und im Besonderen all das, was er für die Kirche in unserem Land und weit darüber hinaus geleistet hat, ist für mich ein sichtbarer Ausdruck dessen, was es bedeutet, „vor Gott zu stehen“: sich in seiner Gegenwart zu wissen und aus dieser Gewissheit heraus mit viel Hirn-, Hand- und Herzkraft für Gott und die Menschen zu wirken.

Aufstehen – ein Zeichen der Auferstehung

„Aufstehen zur Auferstehung“: Diese poetische Wendung von Marie Luise Kaschnitz – Bischof Kapellari hat Zeilen aus ihrem Gedicht immer wieder in Predigten oder

Vorträgen zitiert – ist mehr als ein schönes Bild. Sie ist ein theologisches Programm für das Leben einer Christin und eines Christen. Denn das christliche Leben vollzieht sich nicht im Sitzen, sondern im Aufstehen: Aus dem Wasser der Taufe tauchen wir auf als ein neuer Mensch; mitten im Alltag können wir auftreten gegen jede Form, die Leben einschränkt, belastet oder vernichtet; im Tod werden wir – so hoffen wir – auferstehen in ein neues und gottvolles Leben hinein. Dieses christliche Lebensprogramm hat Bischof Kapellari in seinem bischöflichen Dienst stets verkündet und selbst gelebt.

Diese Grundhaltung des Stehens zeigt sich besonders in der Liturgie. Schon in der frühen Christenheit war das Stehen während des Gebets ein Zeichen der Auferstehungshoffnung. In den östlichen Kirchen ist es bis heute die bevorzugte Haltung während der Liturgie. Das Stehen symbolisiert Wachsamkeit, Bereitschaft und die Würde der Kinder Gottes. Wer steht, ist aufmerksam für das Kommende. Wer steht, ist bereit zum Gehen. In der frühen Kirche war das Stehen zudem oft begleitet vom Ausstrecken der Hände – ein Gebetsausdruck, der den gekreuzigten und auferstandenen Christus sucht, ihn empfängt, ihn bezeugt und gleichzeitig ein Symbol dafür sein kann, Verbindungen und Brücken herzustellen.

Bischof Kapellari hat diese Haltung nicht nur liturgisch gepflegt. Sein ganzes Leben ist ein Stehen vor Gott: aufmerksam für Gott und die Menschen; bereit zu helfen, wo er kann; würdevoll im Miteinander. Dieses Miteinander zeigte sich besonders auch im bewussten Brückenbauen zur bildenden Kunst, zur Philosophie, zur Literatur, zu vielen Menschen guten Willens, um Allianzen zu suchen und so die gemeinsame Verantwortung sichtbar zu machen.

Stehen und Hören – ein Ausdruck der Humanität

Das Aufstehen ist ein Zeichen der Humanität. Wer aufsteht, zeigt anderen gegenüber Würde. Das hat schon Bischof Kapellari in seinem Kapitel „Das Stehen vor Gott“ mit Verweis auf Immanuel Kant erwähnt. Ein genauso wichtiges Zeichen der Humanität ist das Zuhören. Der verstorbene Papst Franziskus hat immer wieder eindringlich darauf hingewiesen, dass uns Menschen das Zuhören und Aufeinander-Hören zunehmend schwerer fällt. Nicht ohne Grund hat er daher in seinen letzten Pontifikatsjahren der Kirche einen „Synodalitätsboost“ verliehen, wodurch

wir gerade in der Kirche dabei sind, neu zu lernen, was es heißt, auf Gott und aufeinander zu hören. Beides – das Aufstehen voreinander und das Hören aufeinander – sind wichtige und sich ergänzende Zeichen der Humanität.

Das hat auch Bischof Kapellari immer wieder unter Beweis gestellt durch sein Engagement für den Dialog, seine Liebe zur Liturgie und seine Fähigkeit, Spannungen nicht klein-zureden oder gar zu verschärfen, sondern auszuhalten. Oftmals waren es Spannungen unterschiedliche Vorstellungen betreffend, wohin sich Kirche entwickeln soll. So meinte Bischof Kapellari einmal in einem Interview für eine österreichische Tageszeitung: „Die Kirche ist kein Schnellboot, aber sie bewegt sich und muss sich bewegen, weil Leben auch Bewegung braucht.“

Stehen im Alltag – ein geistlicher Lebensstil

„Stehen vor Gott“ ist nicht nur eine liturgische Geste, sondern – aufbauend auf dem Boden der Humanität – ein geistlicher Lebensstil. Denn Humanität und Spiritualität sind keine Gegensätze. Wer spirituell lebt, wird menschlicher. Und wer wahrhaft menschlich lebt, öffnet sich bewusst oder unbewusst dem Geist Gottes.

Bischof Egon Kapellari hat diese Verbindung in seinem Wirken immer wieder betont. Er ist ein Brückenbauer zwischen Kirche und Gesellschaft, zwischen Glauben und Kultur. Seine Spiritualität ist nicht weltfremd, sondern weltzugewandt. Er zeigt, dass der Glaube nicht trennt, sondern verbindet: Menschen, Ideen, Generationen. Er zeigt, dass es sich lohnt, sich dem Leben zu stellen – mit seinen Fragen, seinen Brüchen, seinen Schönheiten – und dabei Verantwortung zu übernehmen, ohne sich selbst zum Maßstab zu machen. Bischof Kapellari hat diesen geistlichen Lebensstil: als Bischof, als intellektueller Mensch, als Seelsorger, selbst jetzt „in seiner Pension“ – durchdrungen von der Frage nach Gott, die ihn nie losgelassen hat.

Ein Leben im Stehen – ein Leben in der Hoffnung

Vielen Menschen hat Bischof Egon Kapellari Hoffnung geschenkt. Ich erinnere mich an Predigten, die er für Begräbnisse von ihm bekannten oder befreundeten Menschen verfasst hat. Nicht wenige Trauernde haben ihm im

Anschluss für seine hoffnungsvollen Worte gedankt. Oder ich denke an seelsorgliche Gespräche, für die bei Visitationen und anderen Anlässen immer Zeit war.

In all dem wird deutlich: Wer vor Gott steht, steht nicht allein. Er steht in einer Gemeinschaft der Glaubenden, der Hoffenden, der Liebenden. Er steht in einer Kirche, die sich immer wieder neu auf Christus ausrichten muss. Und er steht in Gemeinschaft mit dem, vor dem er steht: Gott selbst. Gerade diese Beziehung zu Gott ist eine, die Hoffnung schenkt – selbst dort, wo der Glaube an seine Grenzen stößt. Bischof Kapellari lebt aus dieser Hoffnung. Seine Texte, Predigten und Bücher sind durchzogen von einer Hoffnung, die nicht naiv ist, sondern getragen vom Glauben an den dreifaltigen Gott. Seine theologische Tiefe belehrt dabei nicht, sondern begleitet – hoffnungsvoll und tiefgründig.

In besonderer Erinnerung geblieben ist mir jenes portugiesische Sprichwort, das der französische Dichter Paul Claudel seinem Welt drama „*Der seidene Schuh*“ vorangestellt hat: „Gott schreibt gerade auch auf krummen Zeilen.“ Viele Male hat Bischof Kapellari diesen Satz zitiert. Viele Male durfte ich ihn wie eine Hoffnungsbotschaft hören. Dieser Satz hat auch mein Leben, meinen Glauben und vor allem meine Hoffnung geprägt.

Dank und Standing Ovations

Bischof Egon Kapellari erinnert mich daran, dass wir uns vor Gott nicht behaupten müssen, sondern dass wir vor Gott einfach stehen dürfen – aufrecht, ehrlich, geliebt. Zu seinem 90. Geburtstag danke ich für dieses Lebenszeugnis. Es ist ein Geschenk an die Kirche und an jede und jeden Einzelnen. Ein Zeugnis, das bleibt – als leiser Ruf zur Wachsamkeit, zum Miteinander und zur Hoffnung.



Bruno Almer,
studierte Katholische Fach-
theologie in Graz. Er arbeitete
einige Jahre im Büro von Bischof
Kapellari als Zeremoniär und
Sekretär und leitet derzeit den
Bereich Seelsorge im Ordinariat.

Foto: Neuhold

Unterwegs im Namen des Herrn!

Von Erwin Vauče

Runde Geburtstage zählen zu den Meilensteinen eines menschlichen Lebens. Hohe Geburtstage sind eine willkommene Gelegenheit, Dankbarkeit auszudrücken. So bietet auch der 90. Geburtstag von Exzellenz Hwst. Herrn Bischof em. Dr. Egon Kapellari die Möglichkeit, rückblickend auf ein erfülltes Leben im Dienst der Kirche und der Gesellschaft zu schauen. Eindrucksvolles Zeugnis dafür ist diese Festschrift, in der Wegbegleiter und Freunde Einblicke in das Leben und Wirken des Jubilars geben.

Durch mehr als 13 Jahre durfte ich den Bischof als sein Chauffeur und Zeremoniär durch die Diözese und weit darüber hinaus begleiten. So konnte ich einen tieferen Einblick in sein Leben und Wirken bekommen. Es ist unmöglich, alle Eigenschaften seiner Persönlichkeit zu beleuchten, ohne dass man einige wesentliche Merkmale vergisst.

„Omnia vestra, vos autem Christi – Alles ist Euer, Ihr aber gehört Christus“ ist nicht nur Wappenspruch, sondern auch Leitfaden im Leben von Bischof Kapellari. Mittelpunkt ist Gott, sein Mensch gewordener Sohn Jesus Christus und der Mensch als Geschöpf und Kind Gottes. Den Blick auf diese Mitte zu schärfen und zu stärken, war und ist das Anliegen des Jubilars. Er möchte durch sein gelebtes Beispiel viele Christen dazu bewegen, auch anderen Menschen ein Wegweiser zu Gott und zur Kirche zu werden. Fester Grund und Kraftquelle sind sein tiefer Glaube und inniges Gebet. Zentrales Element des Glaubens ist die Liturgie, die durch Rituale und Symbole christliche Identität stiftet und formt. Zahlreiche Vorträge und das Buch *Heilige Zeichen*, das in mehreren Sprachen und Auflagen veröffentlicht wurde, leisten Hilfestellung, diese Symbole und Rituale wieder zu verstehen und den Glauben konkret und greifbar zu leben. Um den Menschen den Glauben als Energiequelle zu eröffnen, wurde von ihm auf die liturgischen Feiern großes Augenmerk gelegt. In bleibender Erinnerung sind mir dabei besonders Predigten bei Firmspendungen, Taufen, Kirchweihen und anderen liturgischen Feiern. So konnte ich persönlich miterleben, wie Menschen von den bischöflichen Liturgien gestärkt, getröstet und gesegnet in den Alltag gegangen sind.

Neben der Liturgie ist auch die Caritas, die gelebte christliche Nächstenliebe, für den Jubilar immer grundlegender und wesentlicher Lebensvollzug gewesen. Bei den vielen Besuchen in den Pfarren und den Reisen durch das Land

war es immer selbstverständlich, bei und mit den Menschen zu sein. Bei vielen Gesprächen mit den Menschen hatte der Bischof immer ein offenes Ohr und noch mehr offene Augen für die Nöte und Sorgen der Menschen. „Man muss helfen, bis es wehtut“ – dieser Satz war nicht nur eine leere Phrase, sondern im Leben dieses Spruches ist der Bischof oft vorangegangen. Die soziale Einstellung hat sich aber besonders in der Sorge um die kranken und alten Menschen gezeigt. Mag der Terminkalender noch so dicht gewesen sein, so fand der Bischof immer ein Zeitfenster, um bei kranken oder alten Priestern vorbeizuschauen und ihnen so durch seine Anwesenheit Freude in ihre Gesichter und Herzen zu zaubern. Es war ein aufrichtiges Danke und Ausdruck der Wertschätzung für den priesterlichen Dienst.

Auch wenn dies nur einige Blitzlichter aus dem bischöflichen Wirken des Jubilars sind, so treffen sie doch zutiefst das Wesen des Jubilars, unermüdlich und mit großem Eifer für Gott und die Menschen da zu sein.

90 Jahre eines erfüllten Lebens feiern zu können, ist eine Gnade. Dankbar für das segensreiche Wirken und die Möglichkeit, dass ich als treuer Begleiter einen Teil des Weges mitgehen durfte, wünsche ich von Herzen alles Gute, Gesundheit und Gottes reichen Segen für die neuen Lebensjahre!

Bog naj te blagoslovi!



Erwin Vauče,
seit 1988 im Dienst als Chauffeur
und Zeremoniär in der Diözese Gurk.
Seit 2006 beim Landesenergiever-
sorger KELAG beschäftigt.

Foto: privat

Präludium Vitae aeternae

Von Franz Karl Praßl

„Ein verstärkter Dialog mit alter und neuer bildender Kunst, Literatur und Musik könnte Liturgie und zumal die Predigt von mancher Banalisierung bewahren und befreien. Liturgie ist ja mindestens in ihrer Hochform auch so etwas wie ein Gesamtkunstwerk unter Einbeziehung aller Kunstgattungen. Sie ist Abglanz des schönen Glanzes Gottes, der – wie ein Psalm sagt – von Sion ausgeht: auch von der Kirche als dem neuen Sion.“ Was Bischof Egon Kapellari mit diesen Worten am 26. April 2006 in Pamplona vorgelesen hat, war und ist in der Zeit seines priesterlichen und bischöflichen Dienstes immer Teil seiner pastoralen Bemühungen. Nicht selten forderte er, den Blick auf das Ganze zu richten. Im Falle des Umgangs der Kirche mit allen Sparten von Kunst wird Egon Kapellari zwar häufiger im Kontext von bildender Kunst und Literatur wahrgenommen; im Sinne der erwünschten „erinnernden Erzählungen“ ist es freilich auch ein Leichtes, seinen vielfältigen Bemühungen um eine Musik in Liturgie und geistlichem Konzert, die ein „*praeludium vitae aeternae*“ darstellt, nachzugehen und auf seine vielfältigen Impulse zu verweisen.

Als erste Wegmarke soll die ihm wichtige musikalische Gestaltung der KHG-Messen in der Stiegenkirche zu jener Zeit genannt werden. Es war nicht immer „große Kirchenmusik“, die geboten wurde, aber ein das Liturgieverständnis der Studierenden fördernder Gemeindegesang mit Orgelmusik. Auch der Chor der KHG konnte bei Anlässen wie dem Adventkonzert – als Auftakt der Begegnung mit Studierenden und Lehrenden der steirischen Universitäten – zur Hochform auflaufen.

Als Bischof der Gurker Diözese in Klagenfurt ermöglichte Egon Kapellari ein kirchenmusikalisches Jahrhundertprojekt, den Bau der neuen Domorgel, die im Oktober 1986 gesegnet worden ist. Im Ringen zwischen lokaler Medioskritik und herzeigbarer internationaler Qualität hat sich der Bischof für Letzteres entschieden und für die Errichtung eines weit über die Landesgrenzen ausstrahlenden und von der Fachwelt anerkannten Instruments gesorgt, dessen Erklingen bald Kritik verstummen ließ. Sichtbare Zeichen seiner Wertschätzung waren auch die Kompositionsaufträge der Diözese und des Bischofs persönlich, die im Zuge des Orgelfestes zur Uraufführung gelangten: das *Te Deum* für Orgel von Augustinus Franz Kropfreiter und das Konzert für Orgel und Orchester *Te Deum laudamus* von Nikolaus Fheodoroff. Es war dem Bischof ein großes Anliegen, bei der Integration von neuer Musik in den Reigen der Gottesdienste und Konzerte mitzuhelfen.

Dank seiner Unterstützung konnten dann auch die Veranstaltungsreihen „Cäcilia 2000“ durchgeführt werden. Hier konnten Kärntner Kirchenchöre Auftragswerke, die an teils prominente zeitgenössische Kärntner Komponisten wie Dieter Kaufmann oder Bruno Strobl vergeben worden waren, aus der Taufe heben. Mit Augenmaß und Weitsicht hat Kapellari auch dafür gesorgt, dass römische Instruktionen zur Kirchenmusik an örtliche Verhältnisse angepasst werden konnten.

Egon Kapellari setzte sein Werk als Mäzen und Förderer der Musik in der Kirche nach seinem Wechsel nach Graz als Bischof der steirischen Diözese fort. Im Kulturhauptstadtjahr 2003 konnten seitens der katholischen Kirche etliche musikalische Schwerpunkte gesetzt werden. Zur Tagung des Pontificium Consilium de Cultura in Graz vermerkt der Bischof bei einer Ansprache in Genua am 25. November 2003: „Ich möchte aus dem Programm der Tagung nur den gemeinsamen Besuch der Uraufführung einer Komposition Arvo Pärts zum Prolog des Johannes-evangeliums in der Grazer Herz-Jesu-Kirche hervorheben. Auch mit dieser Auftragskomposition hat meine Diözese auf den möglichen und notwendigen Zusammenklang der christlichen Tradition und Gegenwart Europas aufmerksam gemacht.“

Als das Institut für Kirchenmusik und Orgel der Kunstuniversität 2013 sein 50-jähriges Bestehen feierte, wurde seitens des Bischofs dem französisch-libanesischen Komponisten Naji Hakim ein Kompositionsauftrag zur Uraufführung bei einer Radiomesse erteilt. Zu würdigen ist auch das Engagement von Egon Kapellari beim Werden des Gesangbuches *Gotteslob* (2013), denn der Jubilar ist überzeugt davon, dass Musik in der Kirche auf vielfältige Weise ein wirkmächtiges *praeludium vitae aeternae* darstellt.



Franz Karl Praßl,
seit 1989 Professor für Gregorianik
an der Kunstuniversität Graz.
1999 bis 2011 war er Präsident
der Internationalen Arbeits-
gemeinschaft für Hymnologie.

Foto: privat

„... dass einer dem anderen Rast gebe“

Sr. Maria Hemma Ogertschnig

„Nun kommen Nachrichten in einfacher Sprache“, heißt es manchmal im Radio, und ich sage: Bleibendes stiften (nicht nur) die Dichter. Was ist mir geblieben?

Die 20 Jahre, in denen ich den Haushalt in zwei Bischofshäusern führte, waren für mich eine Bereicherung. Da konnte ich die Weite und die Tiefe der Kirche miterleben. Herr Bischof hat Freude an der Kirche und trägt sie mit. Unermüdlich war sein Wirken in der Diözese, wo er besonders für die Priester, aber auch für alle Menschen da war. Wenn der Bischof besondere Anliegen hatte, sagte er: „Schwester, beten Sie bitte!“ Das tat ich auch gerne in der von ihm wunderbar gestalteten Kapelle, wo täglich die Eucharistie gefeiert wurde, als Kraftquelle für alles. Der Bereich der Liturgie war sehr wichtig.

Herr Bischof war für mich einfach, empfindsam und bescheiden. Doch was Präsenz und das Bischofsamt betraf, verlangte er Achtsamkeit und guten Stil. Da brauchte er Dienstbereitschaft und Beweglichkeit, besonders für die verschiedenen Einladungen, die eine Buntheit von Gästen ergab. Ich denke, die Menschen sind gerne in das Bischofshaus gekommen.

„Das ist aller Gastfreundschaft tiefster Sinn,
dass einer dem anderen Rast gebe,
auf dem Weg nach dem ewigen Zuhause.“

So habe ich irgendwie das Sein und Tun des Herrn Bischofs miterlebt. Mir kam in dieser Zeit von Arbeit und Gebet das Bild von Maria und Martha zum Tragen. Dazu habe ich viel Freude an Begegnungen und Schönes erlebt – auch gelernt, was „Kultur“ ist. Besonders dankbar bin ich für das, was ich in spiritueller Weise geschenkt bekam. Nun begleiten mich Texte aus den Büchern weiter, wo Glauben und Denken zur Sprache kommen.

Ich fühlte mich im Bischofshaus, im Dom in Graz und in der Steiermark beheimatet – nun wieder hier in meinem Kloster Wernberg.

Sr. Maria Hemma Ogertschnig, ist Mitglied im Konvent der Wernberger Schwestern und langjährige Leiterin des bischöflichen Haushaltes von Bischof Dr. Egon Kapellari.



Foto: Blas



Eschatologische Spannung

Von Markus Krill

„Schönheit der Liturgie geht nicht aus billigen Vermittlungen zwischen Ethik (mit ihrem prophetischen und nicht harmonisierbaren Zorn über so viel Nicht-Hinzunehmendes) und Ästhetik (als Vor-Schein und Vor-Klang himmlischer, auf Erlösung durchs Kreuz hindurch gründender Harmonie) hervor.“

(aus: Bis das Licht hervorbricht, Die Schönheit des Gottesdienstes als eschatologisches Zeichen)

Bischof Egon Kapellari thematisiert in seinem Beitrag „Die Schönheit des Gottesdienstes als eschatologisches Zeichen“ unter anderem die Spannung zwischen der Schönheit der Liturgie und Armut in der Nachfolge Jesu. Prunkvoll ausgestaltete liturgische Räume etwa stünden diesem Auftrag Jesu im Weg, so ein Einwand, der immer wieder artikuliert wird.

Schon durch den Beitragstitel weist Bischof Kapellari darauf hin, dass die eschatologische Zeichenhaftigkeit nicht übersehen werden darf, d. h. dass es wesentlich zur Liturgie gehört, das himmlische Jerusalem, den Ort, zu dem wir als pilgerndes Volk Gottes unterwegs sind, zu vergegenwärtigen bzw. die Menschen bereits vorwegnehmend dort ankommen zu lassen. In der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils *Sacrosanctum Concilium* wird in diesem Zusammenhang festgehalten: „In der irdischen Liturgie nehmen wir voraussetzend an jener himmlischen teil, die in der heiligen Stadt Jerusalem, zu der wir als Pilger streben, gefeiert wird [...]“.

Um diesen Wesenszug des gottesdienstlichen Vollzuges erfahrbar zu machen, ist die sinnliche Wahrnehmung ein bedeutsamer Aspekt, weil diese den Erstbezug des Menschen zur Wirklichkeit bildet. Die Liturgie entspricht dieser Tatsache durch ihre zeichenhafte Verfasstheit, die Bischof Kapellari mit der Eschatologie in Verbindung bringt.

Diese eschatologische Dimension trägt jedoch eine Spannung in sich, nämlich die Spannung des Schon-und-noch-nicht. Dieser Spannung kann auch der Gottesdienst nicht entfliehen. Würde man versuchen, diese Spannung einseitig aufzuheben, verlöre die Liturgie an Tiefe. Dennoch besteht die Versuchung, dem Schon oder dem Noch-nicht ein unangemessenes Übergewicht zu verleihen. Dies führt zu einer Verzerrung ihrer Zeichenhaftigkeit und zu einer Verarmung ihrer Schönheit.

Eine Frage der Balance

Ein einseitiger Blick auf das Schon könnte heißen, alles zu investieren, etwa in die Ausstattung des liturgischen Raumes oder in die musikalische Gestaltung der Liturgie, um die Mitfeiernden an ihrem Dasein auf der Erde zweifeln zu lassen. Einen solchen Erfahrungsbericht greift Bischof Egon in seinem Beitrag auf. Er zitiert eine Auskunft an den Fürsten Wladimir von Kiew, in der von der Liturgie in Konstantinopel erzählt wird: Die Mitfeiernden „wussten nicht, ob sie im Himmel oder auf der Erde waren“. Das mag eine eindrucksvolle Erfahrung gewesen sein. Doch ist sie in jeglicher Hinsicht ein Beispiel für die Schönheit des Gottesdienstes, wenn die eschatologische Spannung und nicht bloß eine eschatologische Vorwegnahme wesentlich zur Liturgie gehört?

Doch nicht nur die Auflösung der eschatologischen Dynamik in ein absolutes Schon birgt eine Gefahr in sich, sondern auch die Überbetonung des Noch-nicht. Sie gefährdet die Schönheit der Liturgie ebenso. Aufgrund der Armut der Welt die Armut der Liturgie in ihrer Zeichenhaftigkeit zu fordern, ist dem liturgischen Vollzug nicht dienlich. Besonders Romano Guardini war es ein Anliegen, die Liturgie nicht zu verzwecken, indem sie etwa als pädagogisches Werkzeug zur ethischen Bildung benutzt wird. Darin sieht Guardini eine Analogie zwischen Liturgie und Kunst: Beide müssen in ihrer Tiefe betrachtet werden und dürfen sich nicht in einer Oberflächlichkeit erschöpfen. Oberflächlichkeit und Schönheit sind demnach unvereinbar. Die gestaltgebenden Elemente, wozu beispielsweise Raum oder Kleidung gehören, dienen dazu, die Mitfeiernden in die Tiefe der Liturgie zu begleiten.

Bischof Kapellari weist darauf hin, dass die Schönheit der Liturgie nicht aus billigen Vermittlungen zwischen Ethik und Ästhetik hervorgeht. Nicht alles ist spannungsfrei vermittelbar. Dies macht die eschatologische Dimension deutlich. Solche Spannungen dürfen nicht aufgelöst und damit banalisiert werden.

Auf den Kirchraum bezogen, benennt Bischof Egon Kapellari gleich am Beginn seines Textes in Bezug auf das Schauspiel *Becket oder Die Ehre Gottes* einen scheinbaren Widerspruch. Darin verschenkt ein mittelalterlicher Erzbischof ein in Edelsteine gefasstes Kruzifix an eine arme Kirche. Eine Geste, die nicht nur dazu verhelfen

kann, dass durch das Kruzifix und dessen Pracht etwas von der himmlischen Liturgie erfahrbar wird. Es kann, eingebunden in die sonstige Armut der Kirche, als sichtbares Zeichen der eschatologischen Dimension in ihrer Ambivalenz betrachtet werden.

Bischof Egon spricht außerdem davon, dass immer wieder beklagt werde, die liturgischen Veränderungen in Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils hätten zu einem Verlust liturgischer Schönheit geführt. Ich bezweifle nicht, dass dies von einigen Menschen so empfunden wird. Mir ist auch bewusst, dass sich durch Argumentationen persönliche Empfindungen selten ändern. Deshalb kann es nur darum gehen, eine ergänzende Sichtweise darzulegen. Obwohl das himmlische Jerusalem das Ziel des pilgernden Gottesvolkes ist, würde, wie oben bereits ausgeführt, eine liturgische Gestalt, die versucht, eine möglichst umfassende Entrückung aus dem irdischen ins himmlische Jerusalem vorwegzunehmen, der eschatologischen Zeichenhaftigkeit in ihrer Spannung nicht gerecht werden. Gemäß der Aussagen der Konzilsväter würde sie einer Auffassung der Liturgie als Feier des Paschamysteriums nicht entsprechen, weil das Paschamysterium nicht nur das Geheimnis der Auferstehung Jesu umfasst, sondern Jesu Weg durch das Leiden in den Tod und durch den Tod in die Auferstehung einschließt. Die Zielsetzung, mit allen Mitteln allein die Auferstehung erfahrbar zu machen, wäre demnach wiederum ein einseitiger Zugang in der Gestaltung liturgischer Feiern. Alle Leidens- und Todeserfahrungen der Menschen außerhalb des Gottesdienstes zu verorten, um in der Liturgie mehr an Himmel zu gewinnen, widerspräche dem Christusereignis in seiner Dichte und Tiefe.

Was ist Schönheit?

Folgt man den bisherigen Ausführungen dieses Beitrags und den Aussagen von Bischof Egon Kapellari, dann ist die Schönheit der Liturgie ein spannungsgeladenes Themenfeld. Ergänzend dazu ist festzuhalten, dass die Rede von Schönheit ambivalent ist, weil zwar schnell über Schönheit debattiert wird – gefüllt mit persönlichen Erfahrungen –, manchmal fehlt jedoch davor eine Klärung, was unter Schönheit zu verstehen ist. Eine Möglichkeit, die unter anderem von Hans Urs von Balthasar im Epilog zu seiner Trilogie ausgefaltet wird, ist, Schönheit als Eigenschaft des Sich-Zeigens zu verstehen, und zwar im deskriptiven, aber auch im normativen Sinn. Für einen normativen Zugang zur Eigenschaft des Sich-Zeigens

sind in weiterer Folge Kriterien erforderlich. Aus den Beispielen in Bischof Kapellaris Beitrag lassen sich ein paar mögliche Merkmale herauslesen. Ein Kriterium für die Schönheit des Gottesdienstes lässt sich im Sich-Zeigen des Himmels finden. In der Liturgie zeigt sich der Himmel offen. Hier könnte man weiterfragen, was Himmel meint. Im Zusammenhang mit den Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils wäre Himmel weniger räumlich oder zeitlich zu denken, sondern als theologische Kategorie der Beziehung, nämlich der Beziehung zwischen Gott und den Menschen. Die Schönheit der Liturgie hängt demnach an einer Präsenzerfahrung Gottes, der Beziehung mit ihm, vermittelt durch die Person Jesu Christi.

Ein weiteres Merkmal für die Schönheit des Gottesdienstes wäre die Erfahrbarkeit des Glanzes Gottes. Dabei ist nicht alles Gold, was glänzt. Nach Hans Urs von Balthasar entspringt der Glanz einem Aufstrahlen des Seins Gottes, nämlich seiner Liebe. Durch einen solchen Zugang wird Schönheit auch als eschatologisches Zeichen um eine Facette reicher. In dieser eschatologischen Zeichenhaftigkeit ist die Option für die Armen als Imperativ angelegt. Es geht um die Förderung von Beziehung und den Abbau von Grenzen. Dadurch wird das Reich Gottes erfahrbar. Liturgie ist immer als dynamisches Geschehen zu verstehen. Der Liturgie wohnt Wandlung inne, eine Wandlung von der Dunkelheit zum Licht, von der Gefangenschaft zur Freiheit, vom Tod zum Leben. Diese Dynamik entspricht der transformativen Dimension des Paschamysteriums. In der Schönheit der Liturgie in ihrer eschatologischen Spannung muss sich das Ziel der menschlichen Existenz offenbaren, ohne den ethischen Auftrag Jesu zu verleugnen.



Markus Krill, wuchs in St. Stefan ob Stainz auf. Er studierte katholische Theologie in Graz und in Padua. Am 25. Juni 2023 empfing er die Priesterweihe und ist derzeit Kaplan im Seelsorgeraum Oberes Feistritztal.

Foto: Neuhold

Vielfalt und Buntheit der Kirche

Von Sr. Sonja Dolesch

Kirche lebt als pilgerndes Gottesvolk in charismatischer und hierarchischer Wirklichkeit. Charisma und Hierarchie sind notwendig aufeinander bezogen und ergänzen einander. Es verbindet sie die eine gemeinsame Berufung, Christus in der Welt sichtbar zu machen, sein Wirken für die Menschen in der Gegenwart fortzuführen.

Ordensgemeinschaften leben ihre Berufung und Sendung in einer gewissen Autonomie, die gemeinsame Sendung verbindet und bindet die Ordensgemeinschaften jedoch an den jeweiligen Ortsbischof. Diese Ver-Bindung gelingt durch gegenseitiges Vertrauen und Wertschätzung der jeweiligen Lebensform und der Ausprägungen des Apostolats. Vertrauen und Kommunikation zwischen Ordensgemeinschaften und Ortskirche sind unabdingbar für die Wahrnehmung von Kirche nach außen, für die Erfüllung des einen gemeinsamen Sendungsauftrags.

Orden und Hierarchie müssen kommunizieren, mitunter auch in kritische Kommunikation treten, damit sie ihre je eigene Aufgabe wahrnehmen und erfüllen können und so einander bestmöglich ergänzen und unterstützen. Die hierarchisch verfasste Kirche ihrerseits ist verpflichtet, die Autonomie der Orden auf allen Ebenen zu achten. Dies gilt vor allem pastoral, wo die Orden ihrer Sendung gerecht werden, indem sie immer wieder auch jene Bereiche zu durchdringen versuchen, die von den pfarrlichen und anderen gewachsenen pastoralen Handlungsfeldern nicht erreicht werden.

Mit großer Wertschätzung und in Dankbarkeit blicke ich als Ordensfrau und in Vertretung für die Frauenordensgemeinschaften auf das Leben und Wirken des Jubilars.

Bischof Egon Kapellari war insbesondere während seiner Amtszeit als Diözesanbischof nicht nur um gute Kontakte zu den Ordensgemeinschaften bemüht, sondern hat sein Hirtenamt gegenüber den Orden ernsthaft wahrgenommen. Die Förderung eines guten Miteinanders bzw. der Einheit zwischen Hierarchie und Charisma, zwischen dem Amt und den geistlichen Gemeinschaften kennzeichnen sein Wirken. Auch nach seiner Emeritierung ist Bischof Kapellari theologischer und geistlicher Wegbegleiter und Förderer der Frauenorden geblieben. Mit wachem Interesse verfolgt er die Entwicklungen in den Gemeinschaften und ermutigt beharrlich dazu, wachsam bei den Menschen zu bleiben und sich dabei nicht von den oberflächlichen Strömungen und Tendenzen der Zeit verlocken zu lassen.

In zahlreichen Predigten, bei Vorträgen, Exerzitien für geistliche Gemeinschaften, bei Ordensjubiläen betonte er den geistlichen Schatz, der durch das Lebenszeugnis der Ordensleute in die Diözese eingebracht wird: „Die Buntheit unserer Ortskirche kommt auch in der Buntheit der hier wirkenden weiblichen Ordensgemeinschaften zum Ausdruck.“ Seine Wertschätzung und – wo erforderlich – seine Unterstützung galt und gilt allen unterschiedlichen spirituellen Ausprägungen und Lebensformen, den monastischen Traditionen und den apostolisch tätigen Ordensgemeinschaften gleichermaßen. In der Zeit großer Umbrüche in Gesellschaft und Kirche, im Wissen um das hohe Alter der Ordensfrauen, den starken Rückgang von Berufungen und die damit verbundenen Herausforderungen der Gemeinschaften wurde er nicht müde, auf die Führung des liebenden Gottes zu setzen und uns zu ermutigen.

Auch in der Zeit der Krise, die wir rein menschlich betrachtet sehr intensiv durchleben, ist Bischof Kapellari ein geistvoller, spiritueller, wacher und kritischer Mahner. Er ist Hüter der Präsenz Gottes in unserer Zeit. In Dankbarkeit erinnere ich mich an Gespräche und Besuche bei ihm: „Verstehen Sie mich nicht zu schnell!“ – das mag ein Hinweis, eine stete Einladung sein, gründlicher, vernetzter, tiefer zu schauen und zu denken. Bischof Kapellari ist ein großer Theologe und Denker. Nicht alles lässt sich ergründen. Im Rückblick auf so manches Geschehen höre ich Bischof Kapellari auch gelassen und in Dankbarkeit sagen: „Es hat sich gefügt.“

Im Rückblick auf sein Leben und im Blick auf das, was noch kommen und sein mag: Vergelt's Gott! Möge der Segen Gottes alles überstrahlen.



Sr. Sonja Dolesch, seit 2014 Generaloberin der Grazer Schulschwestern und Vorsitzende der Ordenskonferenz der Diözese Graz-Seckau.

Foto: Neuhold



Lampas, um 1400

„Wenn es der Kirche gut geht, geht es auch dem Staat gut“

Von P. Willibald Hopfgartner

Diesen Satz hörte ich bei meiner ersten Teilnahme an der Fronleichnamsprozession im Juni 2012 in Graz. Er kam aus dem Mund von Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari, der der Feier vorstand. Ich gebe zu, bei diesem Satz zuckte ich zusammen: Was für eine mutige Aussage zu einer Zeit, wo die österreichische Kirche noch unter den Erschütterungen um die Affäre Kardinal Groer litt und die Initiative „Wir sind Kirche“ der Enttäuschung und Unzufriedenheit medial wirksamen Ausdruck verliehen hatte.

Bischof Kapellari wollte offenbar wegkommen von der Beschwörung des Versagens und der Klage darüber. Sein Wort knüpft an die Grundaussage des II. Vatikanums an, nach der die Kirche in ihrem Wesen Wegbegleiterin der Menschen ist, die an ihrer „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ teilnimmt (*Gaudium et Spes*, 1). Sie leistet einen Dienst der Menschenstärkung durch die Verkündigung der Hoffnung, die aus dem Leben mit Gott kommt; der Menschenstärkung durch sichtbare Zuwendung zu ihnen in ihrer Not, die von der Caritas bezeugt wird; durch ihren Einsatz auf dem Felde von Erziehung und Schule und auf dem weiten Feld der Kultur.

Die Kirche bezeugt einen Sinn des Lebens, der über die Ziele irdischer Existenz hinausgeht. Von Max Horkheimer, dem großen Philosophen der Kritischen Theorie, stammt der Satz, dass unsere Vernunft es nicht zulassen will, „dass am Ende der Mörder über das unschuldige Opfer triumphiert“. Aus diesem Satz wird deutlich, dass nur eine religiöse Hoffnung die Menschen vor dem Abgrund der Sinnlosigkeit bewahrt.

Um das zu bezeugen, muss die Kirche sich immer wieder bemühen, in ihrem Zeugnis glaubwürdig zu sein. Und so gesehen ist das Wort von Bischof Kapellari nicht nur die kirchliche Behauptung ihres „Selbstwerts“, sondern auch ein Weckruf an sie, ihre Präsenz immer so zu gestalten, dass sie in der Gesellschaft als Ort der Stärkung des „inneren Menschen“ und als Anlaufstelle in äußerer Not wahrgenommen wird.



P. Willibald Hopfgartner OFM,
ist aktuell Junioratsleiter im Grazer
Franziskanerkloster.

Foto: Neuhold

Erfahrungen von Kirche

Von Franz Wallner

Meine kirchliche Sozialisation begann mit meiner Taufe in der Osternacht des Jahres 1949 in der Pfarre St. Leonhard. Durch meine Mutter wurde ich stark kirchlich geprägt, durch meinen Vater lernte ich auch eine kritisch abwägende Haltung zu Religion und besonders zur Kirche kennen. Ein engagierter Jugendkaplan begeisterte unsere Pfarre und auch mich. So durfte ich mich zur Bibelrunde melden und erlebte dort eine sehr belebende Diskussion zu Bibel und Kirche. Eines Abends nach einer engagierten Gesprächsrunde stellte mich unser Kaplan zur Rede und meinte, ich sollte nicht nur reden, sondern etwas tun. Darauf habe ich mit anderen eine pfarrliche Jugendgruppe gegründet und uns den Namen Jung-KAJ gegeben, um uns von der bestehenden KAJ-Gruppe abzusetzen. Unsere Gruppe wuchs rasch, zu ihr kamen unter anderem der spätere Caritasdirektor Franz Küberl oder Christine Frisinghelli, später Intendantin des Steirischen Herbsts. Ermutigt durch das Konzil haben wir einiges unternommen und waren mit großer Begeisterung auch mit unseren Fahnen bei der Fronleichnamsprozession dabei. Als für die Wahl in den Pfarrkirchenrat ein Vertreter der Jugend gesucht wurde, meldete ich mich als Kandidat. Ich wurde gewählt, aber der Pfarrer beschied mir bald, dass ich nie in dieses Gremium kommen würde. Dass in der Leechgasse auch ein kirchliches Haus steht, wusste ich von unserer Fronleichnamsprozession, denn der Altar vor dem Haus mit der Nummer 24 war immer besonders geschmückt. Also machte ich mich auf, um zumindest zu entdecken, welche kirchliche Erfahrungen dort möglich wären.

Und ich machte eine Entdeckung, die mich dem Pfarrer von St. Leonhard dankbar werden lässt für seinen, mich frustrierenden Hinauswurf. Ohne diesen hätte ich Kirche so nicht erfahren. Denn ich erlebte nun eine Kirche der Offenheit, eine Gesprächskultur ohne Scheuklappen und zugleich ein einladendes und ermutigendes Forum. Vieles sog ich begierig in mich auf, was mir völlig neu war, Kunst, Politik, Medien, Wissenschaft. Das war das Erlebnis von Kirche in Form der Katholischen Hochschulgemeinde, geprägt vom Hochschuleseelsorger Dr. Egon Kapellari. Darüber hinaus war es möglich, besondere Theologen, Philosophen, Politiker und herausfordernde Denker persönlich kennenzulernen. Die Hochschulgemeinde war für meine Entwicklung als Theologe und

Christ entscheidend prägend. Mein Einsatz für die Sache Jesu wurde in dieser Gemeinde begründet. Zugleich war dort für mich der Ort, wo mir die Quelle meiner Spiritualität in einer einfachen Liturgie erschlossen wurde.

Das geschah auch durch einen besonderen Auftrag, den mir Dr. Kapellari gegeben hat. Er schlug vor, ich solle zu Psalm 27, Vers 15 – „Mein Herz denkt an dein Wort: Sucht mein Angesicht! Dein Angesicht, Herr will ich suchen“ –, predigen. Ich habe diese Predigt nie gehalten, trotz ermutigender Worte von seiner Seite. Diesen Psalmvers aber habe ich in mir getragen, ihn hin- und herbewegt und er hat mich begleitet bis heute. Dieser Auftrag wäre bald erfüllbar gewesen, nachdem ich auch im Studium der Theologie einiges gelernt hatte. Dennoch wagte ich mich nie an diese Predigt. Ich denke, es war ein innerer Lernprozess, den ich für mich erfuhr. Vielleicht war es auch Angst, nicht bestehen zu können. Zugleich war es für mich auch die Begegnung mit der Dimension des Geheimnisses. Dass mein Verständnis von Kirche und Glauben in der Katholischen Hochschulgemeinde geprägt worden ist, dafür danke ich Bischof em. Dr. Egon Kapellari.

Franz Wallner, studierte in Graz Theologie und Mathematik. Lehrtätigkeit und später Lehrerbildung an der Akademie in Eggenberg und an der KPH. 1975 Pastoralassistent an der KHG, 1981 in der Pfarre Graz-Herz Jesu und schließlich 1987 in der Pfarre Graz-Ragnitz. Weihe zum Ständigen Diakon 1983. Seit 1977 mit Agnes Wallner verheiratet und Vater zweier Söhne und einer Tochter.



Foto: privat



Auf dem Rücken der Erde

Bischof Egon – ein väterlicher Freund, irgendwie ein Mönch

Von P. Karl Schauer OSB

Zu meiner Zeit im Grazer Priesterseminar war er Mitglied der Seminarleitung und mein Jahrgangschef. Auch die Leechgasse 24, das universitäre Treiben, die Mensa und das Haus mit Anspruch waren nicht weit entfernt. Dort hat er eine neue Ära eingeleitet, die 68er hat er verstanden und gezähmt, er hat das Haus zum Begegnungsort gemacht. Aber er hat es uns allen nicht billig gemacht, er blieb ein Fordernder, zu dem wir aufschauen konnten und dem wir gerne zuhörten, auch wenn wir ihn nicht immer verstanden. Der Grazer Minoritensaal mit den Vorträgen von Ratzinger, Balthasar, Rahner und vielen anderen in den Jahren nach dem II. Vatikanischen Konzil wurde durch ihn auch für uns junge Studenten zu einem theologischen Pflichtort, später waren es die Gespräche andernorts.

Meinen Weg zum Mönch hat er aufmerksam begleitet in St. Lambrecht, in der Studienzeit in Rom, in der langen Zeit in Mariazell, bis heute. In Rom konnte ich ihn in Sant'Anselmo, an der internationalen Hochschule der Benediktiner und der angeschlossenen Abtei des Abtprimas, mehrmals beheimaten, auch mit anderen österreichischen Bischöfen. In guter Erinnerung bleibt der erste Ad-limina-Besuch bei Papst Johannes Paul II., bald nach seiner Wahl. Beim Papstbesuch in Mariazell und Gurk war ich mit Jugendlichen und mit meinen Mitbrüdern mit dabei. 2007, im Mariazeller Jubeljahr, hat Bischof Egon das unvergessene Wort der „wetterfesten Christen“ geprägt. Dieses Fest der Begegnung und der Mitteleuropäische Katholikentag drei Jahre zuvor, aber auch die „Wallfahrt der Vielfalt“ in einer spannungsgeladenen Zeit der Kirche in Österreich, die Begegnung mit Staatsmännern, Kardinälen und Bischöfen, mit Kardinal König tragen seine Handschrift. Das Gästehaus am Erlaufsee und die langen Spaziergänge um den stillen See haben Bischof Egon während des Urlaubes zu seinem Lieblingsbuch mit den Totenbildern animiert. In den Klöstern Casamari, Grottaferrata und Subiaco haben wir die Spuren der Mönche und Gelehrten gesucht, in der Abtei Farfa haben wir auf dem nahen Friedhof am Grab von P. Daniel Gelsi gebetet. Auf diesen Ausflügen haben wir die mitgebrachten Jausenbrote mit Blick auf die Klöster verzehrt. In Rom, Venedig und anderswo haben wir Kirchen und Museen besucht, er hat mir die Augen für Kunst und Architektur geöffnet, und der italienischen Küche waren

wir nie abgeneigt. In Washington, bei der Eröffnung der Mariazeller Kapelle im National Shrine, mussten wir uns mit Fast Food auf Plastiktellern begnügen, dafür haben wir Museen besucht und Konzerte genossen. Bischof Egon ist unkompliziert und anspruchslos, nur seinen Gästen in den Bischofshöfen, auf der Flattnitz, am Längsee oder in Seggauerg wollte er immer ein großzügiger und beschenkender Gastgeber sein, auch der Katholischen Hochschuljugend Österreichs bei unseren jährlichen Besuchen.

Was er geschenkt hat an Studierende, an die bankrotte Nachbardiözese, an Arme, an klösterliche Gemeinschaften, an Priester und Vagabunden, bleibt ein Geheimnis, dafür wollte er nie bedankt werden. Er hat seine alten Anzüge mit Würde getragen, bei den herbstlichen Benefizwanderungen für Mariazell in unwirtlicher Gegend musste er von uns eingekleidet werden, um ihn vor Kälte zu schützen.

Er redet, wenn er gefragt wird, er schwätzt nicht und er betet und leidet für uns, für seine Kirche, für die Gesellschaft, für die Menschen, weil er sie liebt.

Die Kritiker fürchtet er nicht, die Kirchenfernen weist er nicht weg, die Gottesleugner nimmt er ernst, die Betenden und Glaubenden ermutigt er, die Stolzen und Überheblichen bremst er ein, Widerspruch lässt er geschehen, Gott sucht er, und das alles macht ihn zu einem sympathischen väterlichen Freund, zu einem Mitbruder und Mönch. Dafür zu danken, ist zu wenig. „Vergelt's Gott“ zu sagen, ist weit mehr, weil dieser Gott letztlich alles zum Guten wendet.



P. Karl Schauer OSB,
1983 zum Priester geweiht. Seit 1992
Superior von Mariazell. Bischofsvikar
in der Diözese Eisenstadt.

Foto: Diözese Eisenstadt

Von Buchstaben-Deponien und dem Wort, das bleibt

Von Katharina Grager

„Wenn in einer Zeit verbaler Inflation die ‚Wörter‘ das ‚Wort‘ gefährden, dann erhebt sich die Frage nach läuternden und heilenden Orten und Kräften. Ein solcher Ort ist die Wüste. Für Jesus war es durch 40 Tage vor seinem öffentlichen Wirken und nachher immer wieder die Wüste Juda als Raum der Einsamkeit für das Gebet zum Vater. Im Schweigen der Wüste wächst das Wort, füllen sich wieder seine Brunnen. Wüste ist aber auch ein Ort der Anfechtung, der Versuchung, wie sie im Evangelium als Versuchung Jesu beschrieben wird.“

(aus: Bis das Licht hervorbricht, Das Wort und die Wörter)

Wörtersparend arbeiten lernt man bei einer Print-Zeitung. Denn Papier ist begrenzt. Manchmal ist das ein mühseliges Tun, und man feilscht um einzelne Buchstaben, damit alle notwendigen Worte Platz haben. Die Erfahrung hat mich gelehrt: Meist gewinnt ein Text durch Kürzung an Tiefe. Füllwörter weichen. Die Suche nach knapperen Formulierungen lässt klarer sehen, wovon das Schriftwerk wirklich erzählen soll.

Alle drei Wochen bin ich an der Reihe, um im *SONNTAGSBLATT für Steiermark*, der Kirchenzeitung unserer Diözese, die Glosse „Aus meiner Sicht“ mit Worten zu füllen. Zirka 1100 Zeichen (inklusive Leerzeichen) haben dort Platz. Mein ehemaliger Chef und Vorgänger, Dr. Herbert Meßner, schrieb diese Glosse jede Woche fast 40 Jahre lang. Mit 31 Jahren hatte er, nach dem überraschenden Tod des damaligen Schriftleiters Anton Fastl, die Redaktion übernommen. Ich habe ihn nie gefragt, wie es ihm damals ergangen war. Ob er sich, ähnlich dem Propheten Jeremia, auch manchmal „zu jung“ (vgl. Jer 1,6) – also nicht bereit für die Herausforderung – gefühlt habe.

Im Dezember 2024, ich war 34 Jahre alt, trat ich Dr. Meßners Nachfolge an und übernahm die Redaktionsleitung. Ich war fast fünf Jahre beim SONNTAGSBLATT als Redakteurin tätig, als Dr. Meßners Erkrankung und anschließend sein viel zu früher Tod eine Lücke in unser Team rissen. Was „seine“ wöchentliche Glosse betraf, wusste ich gleich: „Ich bin ja noch zu jung“ – um es mit den Worten des Propheten zu sagen. Ich entschied, diese Aufgabe mit KollegInnen zu teilen. Zwischen den „Schreib-Einsätzen“ bleiben mir nun mehr als nur sieben Tage, damit gute Worte in mir wachsen können.

In den 1100 Zeichen lässt sich bei weitem nicht alles unterbringen, was einem zum je gewählten Thema zu sagen wichtig wäre. Es ist eine Kunst, in wenigen Worten Relevantes zu transportieren. Das gelingt nicht immer. Aber mit der Hoffnung auf Gottes Geist im Rücken immer wieder.

Bei der letzten Überarbeitung des Layouts haben wir unter anderem neue Schriften ausgewählt. Um eine gute Lesbarkeit sicherzustellen, wurde an Größe, Abstand und weiteren Parametern gefeilt. So kam es, dass einzelne Textblöcke – zum Beispiel „Aus meiner Sicht“, „Positionen“ oder „Mutworte“ – nun weniger Zeichen fassen. Von unseren regelmäßigen GastautorInnen wurde das unterschiedlich aufgenommen. Einige stöhnten unter dem Anspruch, sich nun noch kürzer fassen zu müssen. Auch wir RedakteurInnen merkten, dass mehr Prägnanz herausfordernd ist.

Wie aus weniger mehr werden kann

Fragen Sie eine Journalistin, einen Journalisten, was einfacher zu „machen“ ist: eine Doppelseite oder eine Spalte? Natürlich kommt es auf den Inhalt an, doch üblicherweise sind es die „kleinen Dinge“, die Wort-armen Texte, die im Verhältnis mehr Arbeit machen. Viele Fragen erfordern dabei treffsichere Antworten: Was ist der Kern der Sache? Welche absolut wesentlichen Informationen dürfen nicht fehlen? Und wie kann der Text dabei lesbar bleiben und nicht vollgestopft wirken?

Das Zeitalter des Kunststoffs habe viel Müll produziert – auch Wortmüll, schrieb Egon Kapellari in *Bis das Licht hervorbricht*. Mit dem Zeitalter des Internets und seinen schier unbegrenzten Textflächen ist eine wahre Buchstaben-Deponie mit tonnenweise Online-Wortmüll entstanden. Dazu kommt: Die Distanz zum Du, in der sich die einsam in ihre Endgeräte tippende User (NutzerInnen) befinden, hat Auswirkungen auf Inhalt und Ton. In kürzester Zeit kann es passieren, dass eine Online-Wortflut in Form eines Shitstorms (lawinenartiges Auftreten negativer Kommentare) auf Einzelpersonen oder Institutionen niederprasselt.

Das Internet wäre aber mittlerweile nicht solch eine alltagsrelevante Sphäre, gäbe es dort nur Negatives und Dunkles. Mindestens ebenso überwältigend kraftvoll können sich positive, ermutigende und bestärkende Worte

auswirken. Sogenannte Flowerrains (wer muss dabei auch an den Klassiker „Für dich soll's rote Rosen regnen“ von Hildegard Knef denken?) haben sich als Reaktion auf Shitstorms etabliert – als Versuch, ein Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen.

Der Mensch ist nicht nur gut, wie er nicht nur böse ist. So auch das Internet. Viele hilfreiche Möglichkeiten bietet es. Menschen können aus ihrer Vereinzelung heraustreten, indem sie digital mit anderen Kontakt aufnehmen. Christinnen und Christen verschiedener Denominationen oder Angehörige von Minderheiten, wie zum Beispiel Menschen aus der LGBTIQ+-Community, finden über das Internet und auf Social-Media-Plattformen ähnlich Denkende. Über hunderte, ja tausende Kilometer hinweg bilden sich Communities, entstehen Gebetsgruppen, Interessengemeinschaften, Austauschforen, Freundschaften.

Und auch das Wort, das für uns ChristInnen im Mittelpunkt unseres Glaubens steht, ist in der digitalen Welt präsent. Glaubende Menschen tragen es ins Internet hinein, beten gemeinsam, lesen aus ihren heiligen Schriften vor, erzählen von ihren Riten und Bräuchen, leben ihren Glauben auch online. Das Internet ist kein einfaches Werkzeug (mehr), sondern eine Lebenswelt. Daher ist auch die Präsenz von Institutionen wie Kirchen und Glaubensgemeinschaften im digitalen Raum ein logischer Schritt. Wer „bei den Menschen“ sein will, muss auch „ins Internet“ gehen.

Bezeugt euren Glauben – notfalls auch mit Worten. Dieses kluge Diktum wird dem heiligen Franz von Assisi zugeschrieben. Die Wörter gefährden das Wort, schrieb Egon Kapellari (Bis das Licht hervorbricht). Bei der Vorbereitung auf eine Predigt sind das im ersten Moment wenig hilfreiche Ansagen. Das Christentum ist wortlastig. Ein Wort ist uns Last und Inspiration. Wie bringe ich dieses eine Wort in mein Tun. Woran zeigt sich die Hoffnung, die mich erfüllt (vgl. 1 Petr 3,15)?

Suchende wenden sich heute oftmals zuerst an „das Internet“. Dabei dreht sich vieles um Keywords. Das richtige Schlüsselwort kann Türen zu Austauschräumen mit Gleichgesinnten öffnen. Betroffene Eltern unterhalten sich per Video-Chat über die seltene Erkrankung ihrer Kinder. Angehörige von Menschen mit Demenz profitieren von den auf Online-Plattformen geteilten Erfahrungen anderer. Ein Jugendlicher, der spürt, dass er mit dem ihm bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht nicht leben kann, findet unter dem richtigen Hashtag (Schlagwort zur Suche auf Social-Media-Plattformen)

Leidensgefährten und fühlt sich am Ende des Tages weniger allein. Um mit der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils zu sprechen: Es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht im großen weltweiten Netz des Internets seinen Widerhall fände.

Geschriebene Worte in Online-Foren und Blogs, gesprochene Worte in Sprachnachrichten können das in unserer sich stärker individualisierenden Welt harte, kalte Gefühl des Alleinseins abfedern. Auch Videoanrufe, bei denen man nicht nur die Stimme des anderen Menschen hört, sondern sich auch in die Augen blicken kann, tragen dazu bei, dass wir einander näher sein können, auch wenn wir uns geografisch weit voneinander entfernt aufhalten. Während der ersten Pandemie im 21. Jahrhundert mit Lockdowns und Abstandsregeln haben viele Menschen digitale Möglichkeiten entdeckt und zu schätzen gelernt. Vieles entstand aus der Not heraus. Manches ist uns auch „nach der Not“ als nützlich erhalten geblieben.

Wenn uns aber eine Erkenntnis aus der „Corona-Zeit“ bleibt, dann, dass keine noch so technisch-ausgefeilte digitale Kommunikation die reale Begegnung – das „real life“ ohne Filter und Bearbeitungsmöglichkeiten – übertreffen kann. Dort, wo ein Händedruck oder eine Umarmung nur eine Armlänge entfernt sind. Wo der Marmorgugelhupf duftet, wo es nach Heimat riecht. Die reale, körperliche Begegnung im analogen Raum ist trotz aller digitalen Wunder immer noch das, wovon sich die menschliche Seele ernährt. So sind wir Menschen gestrickt. Und so steht am Ende vieler Worte, online wie offline, das eine Wort, das sich mir im Du, in meinem konkreten physischen Gegenüber, zeigt – oft ohne jegliches gesprochene Wort.



Katharina Grager,
Theologin und Chefredakteurin vom
SONNTAGSBLATT für Steiermark.

Foto: Neuhold

Segensreiche Glückwünsche

Von Johannes Freitag

Mit großer Dankbarkeit und Freude darf ich einige Gedanken zu dieser Sonderausgabe von DENKEN + GLAUBEN übermitteln – einer Ausgabe, die dem Leben und dem geistigen Werk eines Mannes gewidmet ist, der die Kirche in Österreich über viele Jahrzehnte mit feinem Geist, theologischer Tiefe und pastoraler Klugheit geprägt hat: Bischof Dr. Egon Kapellari.

Das Wirken Bischof Egon Kapellaris zeigt einen Mann, der Theologie immer auch als geistliche Lebensform verstanden hat. Sein Denken blieb nie abstrakt, sondern wuchs aus der Erfahrung des Betens, der Begegnung und der Schönheit, sei es in der Liturgie, in der Kunst oder im menschlichen Miteinander. Gerade diese Verbindung von geistlicher Verwurzelung und kultureller Offenheit prägte sein bischöfliches Profil und machte ihn zu einer Stimme, die weit über die Grenzen seiner Diözesen hinaus Gehör fand.

Besonders eindrucksvoll erscheint mir, wie Bischof Egon Kapellari den Raum zwischen Glauben und Vernunft, zwischen Liturgie und alltäglicher Erfahrung, zwischen Kirche und Kultur gestaltet hat. Er wusste, dass die Wahrheit des Evangeliums nicht nur gelehrt, sondern auch und vor allem gelebt werden muss: in Worten, die tragen; in Zeichen, die erheben; in Beziehungen, die heilen.

Ich denke dabei auch an sein besonderes Anliegen, die Welt der Kunst als Resonanzraum des Glaubens zu verstehen. Gerade die Hochschulpastoral hat davon profitiert und es entspricht einer inneren Logik, dass die Katholische Hochschulgemeinde Graz ihm über viele Jahre hinweg geistige Heimat, Resonanzraum und Gesprächspartnerin war. Dass DENKEN + GLAUBEN nun das Geschenk seines Denkens an die Theologie und die künftigen Generationen in den Blick nimmt, erfüllt mich mit besonderer Freude.

Mehr noch: Diese Ausgabe ist nicht nur Rückschau, sondern auch Einladung. Eine Einladung, Bischof Egon Kapellaris Weg des ruhigen, sorgfältigen Denkens, vor allem jedoch auch Vor-Lebens neu zu entdecken. Eine Einladung, Theologinnen und Theologen zu ermutigen, selbst suchend, betend und diskursfähig zu bleiben. Und eine Einladung, die Kirche als Ort der Schönheit und der Redlichkeit zu gestalten – zwei Worte, die sein Wirken wohl wie keine anderen beschreiben.

Lieber Bischof Egon, ich danke Dir von Herzen für Deinen jahrzehntelangen Dienst, für Deine Treue zur Kirche, für Dein feines geistliches Zeugnis und für all jene Spuren, die Du im Denken wie im Glauben vieler Menschen hinterlassen hast. Möge Gottes Segen Dich begleiten und Deine Stimme auch weiterhin im Herzen unserer Kirche nachklingen.

Mit brüderlichem Gruß

Johannes Freitag,
ist seit 2025 Weihbischof und
Bischofsvikar für eine synodale
Kirche der Diözese Graz-Seckau.
Zuvor wirkte er als Seelsorger
und Pfarrer sowie in Leitungsaufgaben in der Diözese.



Foto: Russold



besessenheit in besessenen briefen

Das Christentum und das Buch

Von Lukas Weissensteiner

„Seit die Menschen schreiben können, haben sie insbesondere ihre Erfahrung mit Gott der Schriftrolle, dem Buch anvertraut. Buch und Schriftrolle wurden so zur Heiligen Schrift. Ihr Wort ist das ‚andere Brot‘, denn der Mensch lebt, wie Jesus gesagt hat, nicht allein vom irdischen Brot, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes hervorgeht (Mt 4,4).“

(aus: Heilige Zeichen, Das Buch)

Wie Umberto Eco in *Der Name der Rose* schreibt, lässt die „Liebe zu Pergament und Tinte“ die Mönche des Mittelalters von den Wirren ihrer Zeit, vom Einbrechen barbarischer Horden – und damit im Zitat, das Bischof Kapellari seinem Text über das Buch in seinen *Heiligen Zeichen* abschließend anfügt –, unberührt. Die „Liebe zu Pergament und Tinte“ lässt sie lesen, studieren, tradieren und damit mit Herz und Geist in jenen höheren Sphären bleiben, die sich nicht durch Machtkämpfe und Kriege zerstören lassen.

Diese Liebe ist damit auch eine Liebe, die gerade den Bereich des Sakralen, des in gewisser Weise der Welt Enthobenen, erfüllt und daher seit jeher integraler Bestandteil all jener, die sich der Transzendenz zuwenden, ist. Nicht im Sinne bloßer Weltflucht, sondern im Sinne des Bewahrens, Weitergebens und Weiterentwickelns dessen, was diese Welt an bleibender Erkenntnis hervorgebracht hat. Und zugleich: was Menschen je über Gott erfahren durften und was er ihnen offenbart hat.

Damit nimmt das Buch und jegliches Geschriebene insbesondere in den abrahamitischen Religionen immer schon eine außerordentliche Stellung ein, die die frühe Kirche auch aus dem Judentum übernommen und in ihrem Geist entfaltet hat. Diese besondere Stellung im Christentum ist nicht unbegründet, verdankt sich die rasche Ausbreitung christlichen Glaubens doch in vielem dem Medium Buch. Das Christentum trat seinen Siegeszug in einer Zeit der Weiterentwicklung dieses Mediums an. Waren zuvor die heiligen Schriften noch in teils schweren und verehrungswürdigen Buchrollen überliefert, trat das Christentum in eine mediale Revolution ein und bediente sich ihrer: Zusätzlich zur Buchrolle entstand in den ersten beiden vorchristlichen Jahrhunderten – zunächst besonders für wirtschaftliche Zwecke – nach und nach zusammengeheftetes Pergament und wurde in weiterer Folge weiterentwickelt zum Kodex.

Der Erfolg des Christentums als eine Frage der Gattung

Der erste Autor des Christentums, Paulus, griff mit seinen Briefen eine Literaturgattung auf, die der Sakralliteratur enthoben war und vorwiegend in den Bereich der Buchhaltung und der Privatkorrespondenz fiel. Somit konnten die Briefe des Apostels rasch Verbreitung finden, da sie vergleichsweise einfach und kostengünstig weitergegeben werden konnten. Es bedurfte plötzlich keiner großen und schweren Buchrollen, vielmehr verwendete man einige zusammengeheftete Pergament- oder Papyrusblätter, mit denen man einen oder gleich mehrere Briefe des Völkerapostels zwischen den Gemeinden zirkulieren lassen konnte. Der Verbreitung seiner Theologie, seines Wissens und damit der Offenbarung, die ihm zuteilgeworden war, über die ganze damals bekannte Welt stand nichts mehr im Weg.

Nach Abfassung der vier kanonischen Evangelien führt diese Entwicklung aber auch rasch zu einer regelrechten Explosion: Gnostisches Schrifttum, Kindheitsevangelien, Apostelakten und – um eine zeitgenössische Formulierung zu verwenden – Fan-Fiction, also von Christusgläubigen verfasste fantastische und mit der ausgeprägten Kreativität und Vorstellungskraft der Volksfrömmigkeit angereicherte Fortschreibungen teils einzelner Episoden, sprießen aus der Erde und machen nach und nach eine Eingrenzung und Kanonisierung christlicher Überlieferung notwendig – es ist die Geburtsstunde dessen, was wir heute als Neues Testament kennen.

Werden also nun aus jenen Schriften, die im Kontext des Christusglaubens entstanden sind, jene hervorgehoben und kanonisiert, von denen angenommen werden kann, dass sie ursprünglich und göttlich inspiriert sind, dann hebt dies im selben Atemzug auch die Wertigkeit dieser Schriften auf eine andere Ebene. Es kann nicht mehr bloß von Erbauungsliteratur gesprochen werden, vielmehr wird das, was sich in dieser Entwicklung herauskristallisiert, zur Heiligen Schrift. Diese Schriftensammlungen werden in weiterer Folge gemeinsam ediert. Im Christentum entwickeln sich die großen und kunstvoll gestalteten Kodizes. Bedeutendste Vertreter dieser ersten Erscheinung des Buches als heiliges Zeichen im Christentum sind zweifellos der Codex Sinaiticus, der das vollständige Neue Testament und große Teile des Alten Testaments enthält, und

der Codex Vaticanus aus dem vierten Jahrhundert. Das Buch wird damit mehr und mehr zum heiligen Zeichen und steht in der Mitte der gottesdienstlichen Verkündigung. Es wird zum Ausdruck göttlicher Offenbarung, zum Ort der Christusbegegnung und rückt damit wieder ganz in den sakralen Raum.

Damit ist eine Basis geschaffen für die „Liebe zu Pergament und Tinte“, die in den folgenden Jahrhunderten gerade das monastische Leben geprägt hat. Im Sammeln von Schriften aller Art, auch von solchen nicht-christlicher Provenienz, gelingt es insbesondere den Klöstern, das Wissen der Antike durch die Wirren der Völkerwanderung und massiver gesellschaftlicher Umbrüche im Wandel von Antike zum Mittelalter zu konservieren und weiterzutradieren – ein Prozess, der eben Umberto Eco zu seinem Meisterwerk *Der Name der Rose* angeregt hat. Das Buch, aufwendig hergestellt und zu dieser Zeit von unfassbarem Wert, wird zum Hort des Wissens, der Bildung und der Tradition. In diesem Bewusstsein entwickeln die Mönche des Mittelalters eine herausragende Liebe zum Detail, wie Buchmalereien und die künstlerische Gestaltung der Buchdeckel zeigen.

Aber nicht nur das: Auch die Aufbewahrungsorte der Bücher werden nach und nach fast zu Tempeln der Weisheit; eine Entwicklung, die in der Barockzeit ihre Hochblüte erlebt. Die Steiermark bietet beredte Zeugnisse für solche Bibliotheken, blickt man etwa nach Admont oder in das Stift Vorau. Nicht umsonst haben auch die Jesuiten in Graz über die Tür zu ihrer ursprünglichen Bibliothek, den heutigen Barocksaal des Grazer Priesterseminars, den Schriftzug „Sapientia aedificavit sibi domum“ (Spr 9,1) gesetzt, der Bewohner und Besucher dieses Hauses stets an den ursprünglichen Zweck dieses Festsalles erinnert.

Durch das Buch wird Wissen sammelbar, konservierbar. Durch das Studieren der Bücher wird Wissen erweiterbar. In diesem buchförmigen Wissen, das in der Vormoderne längst nicht allen zugänglich ist, wird es letztlich auch zum Ausdruck von Wohlstand und Macht und bot daher seit jeher auch Herausforderungen für die Kirche im Umgang mit diesem Schatz. Papst Leos XIV. Engagement für einen verantwortungsvollen Umgang mit künstlicher Intelligenz und damit mit dem Zugang zu Informationen zeigt, dass diese Herausforderung für die Kirche – wenn auch in transformierter Weise – eine bleibende ist.

Der Platz des Buches vor dem Hintergrund der Inkarnation

Kann man nun das Christentum, eine Religion, in der das Medium Buch einen solchen Stellenwert besitzt, als Buchreligion ansehen? Insbesondere die Bibel als Buch ist für Christinnen und Christen einer der ersten Orte der Gottesbegegnung. In der verschriftlichten Verkündigung der Urkirche, die uns entgegentritt „nicht als Menschenwort, sondern – was es in Wahrheit ist – als Gottes Wort (1 Thess 2,13)“, begegnet uns Christus selbst. Der Stellenwert, den die kirchliche Liturgie dem Buch einräumt, besonders dem Evangelium, das mit Weihrauch, Leuchtern und dem Halleluja in der Mitte der Gemeinde begrüßt wird, macht diese Christusbegegnung in der Heiligen Schrift noch einmal deutlich. Jenen, die – insbesondere im Bischofsdienst – zur Verkündigung gerufen sind, symbolisiert das Buch in der Liturgie, wie Bischof Kapellari schreibt, gleichzeitig Gnade und Last. Mit dem Wort Gottes tritt er selbst in unsere Mitte, wird gegenwärtig im Hören auf seine Botschaft und möchte nicht nur mit den Ohren aufgenommen werden, sondern tief in die Herzen der Gläubigen eindringen. Während aber der Koran auch die Christusgläubigen als „Leute des Buches“ bezeichnet (vgl. u. a. Sure 2,105.109; 3,69–72), kann dennoch nicht von einer Buchreligion gesprochen werden. Im christlichen Glauben geht es gerade nicht um eine Inlibration, also Buchwerdung Gottes. Gott geht den entscheidenden Schritt weiter, er bleibt nicht beim Wort, beim Logos, sondern ebendieser Logos tritt in die Welt ein und wird Fleisch. Das Buch als Träger der Worte kann dabei Medium sein, Mittler des Wortes, um Inkarnation nicht bei dem heilsgeschichtlichen Ereignis vor 2000 Jahren zu belassen, sondern um das göttliche Wort auch heute in uns Fleisch werden zu lassen.

Lukas Weissensteiner,
Theologiestudium und Priester-
ausbildung in Graz. 2024 Promo-
tion zum Dr. theol. im Fachbereich
Neutestamentliche Bibelwissen-
schaft in Graz, ebenfalls 2024 Dia-
konweihe und 2025 Priesterweihe
im Dom zu Graz. Seit Herbst 2025
Kaplan im SR Graz-Südost, diöze-
saner Jugendseelsorger und Seel-
sorger im Augustinum.



Foto: Neuhold

Verborgene Berufungen

Von Sabine Petritsch

„Dort begegnete er auch Mutter Theresa und konnte sie auf einer längeren Fahrt mit einem alten Autobus begleiten. Nach längerer Zeit stillen Nachdenkens und Betens wandte sie sich ihm zu und fragte: ‚And you, what do you do for Jesus Christ?‘“

(aus: Seit ein Gespräch wir sind ..., Berufen)

Hat die Zahl an Berufungen abgenommen? Was hat der Tag der geistlichen Berufe bewirkt? Zwei Sichtweisen:

1. Jedes Jahr wird am Tag der geistlichen Berufe für Nachwuchs im Priesteramt und in Ordensgemeinschaften gebetet. Verschiedene Initiativen bemühen sich, Berufungen ins öffentliche Gespräch zu bringen. Doch selbst der sichtbare Enthusiasmus von Ordensschwestern und Priestern auf Plattformen wie TikTok scheint nicht zu den gewünschten Eintrittszahlen in kirchliche Institutionen zu führen. Sind die Menschen taub geworden für ihre Berufung? Welche Zukunft erwartet die Kirche? Die Sorge vor einem Niedergang, der die Kirche auf eine kleine Herde von inspirierten Gläubigen reduziert, ist spürbar.

2. Das Gebet am Tag der geistlichen Berufe scheint Früchte zu tragen, wenn auch auf unerwartete Weise. Der Same des Gebets keimt in den vielen Menschen, die nach dem Guten streben, sich für andere einsetzen, die Schöpfung bewahren oder Gleichwürdigkeit fordern. Sie wenden sich nach innen und werden sich eines größeren Geheimnisses bewusst, über das sie sprachfähig werden. Es gibt eine wachsende Zahl berufener Menschen, Frauen und Männer, die darauf achten, dass ihr inneres und äußeres Leben im Einklang stehen und sich weiterentwickeln. Eine spirituelle Präsenz wird sichtbar. Die Welt ist, wie Pater Alfred Delp SJ einst sagte, „Gottes so voll“ – nur oftmals ohne Bezug zur Kirche.

Meiner begrenzten Wahrnehmung nach existieren beide Sichtweisen auf Berufung. Im Folgenden teile ich meine Gedanken in essayistischer Form und beziehe mich dabei auf eine Predigt, die der damalige Diözesanbischof Egon Kapellari am Tag der geistlichen Berufe 2005 im Grazer Dom hielt. Mittlerweile sind zwanzig Jahre vergangen. Damals war ich Studentin an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Graz und stand vor der

Herausforderung, reflektierte Theologie und gelebte Spiritualität miteinander zu verbinden. Es ging darum, beides zu vertiefen, zu entflechten und das eigene Sein mit den drängenden Fragen des Glaubens zu umwandern.

„Ein Segen sein“

In seiner Predigt betonte Bischof Kapellari die Vielfalt der Berufungen und den Segen, der von den Berufenen ausgeht. „Ein Segen zu sein“, ist ein Wunsch, den ich oft, aber nicht nur bei gläubigen Menschen wahrnehme. Doch bei allem Reden über die „guten, bekömmlichen Früchte“ Berufener, gibt es auch Handlungen, die alles andere als segensreich sind. Es mag unpassend erscheinen, in diesem Zusammenhang über die Machtstrukturen in der Kirche zu sprechen, die zu unheilvollen Verstrickungen und Missbrauch geführt haben. Und doch wäre es unverständlich, die Schattenseiten nicht zu benennen. Spätestens seit der Aufdeckung der Missbrauchsfälle in der Gemeinschaft von Taizé ist auch dem/der letzten Gläubigen klar geworden, dass Spiritualität allein nicht vor missbräuchlicher Gewalt schützt. Die Publikation des Buches von Doris Wagner und das öffentliche Gespräch mit Kardinal Christoph Schönborn haben maßgeblich dazu beigetragen, einen Diskurs über das kirchliche System, über Gerechtigkeit, Spiritualität und Berufung anzustoßen. Papst Franziskus hat den Klerikalismus als Gegenform zur Spiritualität angeprangert – eine Haltung, die auch unter Laien zu finden ist.

Diese Entwicklungen haben philosophische Diskurse über Geschlechtergerechtigkeit im Mainstream des Katholizismus ankommen lassen, die je nach theologischer Brille unterschiedlich rezipiert werden. Nach einer Welle der Empörung und Ohnmacht wurde die Bedeutung von Präventionsarbeit unübersehbar. Es geht um eine tiefgreifende Transformation des Seins. Die Frage lautet: Wie kann es gelingen, ein Segen zu werden und zu bleiben? Nicht minder wichtig ist die Reflexion über die nötigen Rahmenbedingungen, die systemische und organisationale Präventionsarbeit innerhalb der Kirche. Der kirchliche Reflex, zunächst beim Individuum anzusetzen, anstatt die Strukturen zu hinterfragen, ist auch hier spürbar.

Die weltweit ausgerufene Synode könnte als systemische Reaktion auf die derzeitigen kirchlichen Strukturen verstanden werden. Sie strebt eine Haltung auf Augenhöhe, des Zuhörens und der Wertschätzung des Gegenübers an. Dieser Prozess versucht, einen gleichberechtigten Austausch zu fördern und die Entscheidungsfindung im Miteinander neu zu gestalten, und fordert Transparenz, Rechenschaftspflicht und Evaluierung.

Papst Leo XIV. setzt den begonnenen Weg fort. Wenn Synodalität tatsächlich spirituell durchdrungen und aus einer gemeinsamen geistlichen Tiefe heraus strukturell transparent gestaltet werden soll, würde sie das Potenzial bergen, das Wesen der Kirche zu verwandeln. Ich bleibe im Konjunktiv. Ich nehme in den Anfängen der Rezeption bereits Abkürzungen auf dem Weg wahr zu dem, was erst gemeinsam erschlossen werden muss – theologisch, spirituell und folglich strukturell. Transformation ohne Zeit und ohne tiefe, inhaltliche Auseinandersetzung ist wohl wie ein Boot ohne Wasser, wie ein Sprichwort sagt.

Die Verbundenheit von Weihe- und allgemeinem Priestertum

Bemerkenswert finde ich, dass eine der beiden Untersekretärinnen im Synodensekretariat eine Ordensfrau ist, Nathalie Becquart. Sie stärkt meine Hoffnung, dass das gemeinsame geistliche Unterwegssein sich auch nicht aufs Zuhören reduziert, nicht in vorschnellen Logiken moderner Unternehmensführung aufgeht, sondern im Sinne einer sich wandelnden Kirche das Miteinander der verschiedenen berufenen Menschen stärkt. Dann könnte Synodalität dazu beitragen, den Missstand zu beheben, den Bischof Kapellari bereits 2005 benannt hat: „Es hat in der Kirchengeschichte Zeiten gegeben, in denen der Dienst des Weihesakramentes zum bloßen Privilegium zu werden drohte, abgehoben vom wirklichen Leben der Gemeinden und der einzelnen Christen.“

Bischof Kapellari verwies auch auf das entgegengesetzte Extrem: „Heute droht in manchen Regionen der Weltkirche und aus manchen Ecken des theologischen Betriebes das andere Extrem, nämlich das Verschwinden des Weihepriestertums im allgemeinen Priestertum aller Getauften.“ Er betonte, dass die Kirche dies nicht zulassen könne, da es einem zentralen Wesensmerkmal der vorreformatorischen Kirchen widerspräche. Laien und Priester seien aufeinander verwiesen und bräuchten einander.

Heute zählt auch die Steiermark zu den Regionen, in denen die Zahl der Weihelikandidaten im einstelligen Bereich liegt. Priester aus der ganzen Weltkirche sind hier tätig. So gilt es neben der Verbundenheit des allgemeinen Priestertums mit dem Weihepriestertum auch auf das kulturelle Miteinander zu achten und voneinander zu lernen.

Die Aufhebung der Trennung von Welt und Heiligkeit

Wenn Synodalität eine offene Haltung des Hörens auf den Heiligen Geist bedeutet, dann dürfen auch liebgewonnene, jahrhundertealte Traditionen nicht von einer Neubewertung ausgenommen werden. Es scheint doch an der Zeit zu sein, viele Themen – auch jene, mit denen die Kirche seit Jahrzehnten ringt – in die geistliche Unterscheidung und Entscheidung zu bringen. Die Tatsache, dass immer mehr Bischöfe und Priester diese Sicht teilen, sollte wohl als ein „Zeichen der Zeit“ verstanden werden.

Die von Bischof Kapellari angesprochene Trennung von Welt und Heiligkeit wurde bereits durch das Zweite Vatikanische Konzil aufgehoben. Die Passage aus *Gaudium et Spes* 1 verdeutlicht dies: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“

Der Text betont weiter, dass die Gemeinschaft der Gläubigen aus Menschen besteht, die mit der Menschheit und ihrer Geschichte engstens verbunden sind. Dieser markante Satz beendet die jahrhundertlange Sichtweise, die Welt und Heiligkeit strikt voneinander trennte, auch wenn sie einander ein Gegenüber bleiben.

Mit Bischof Kapellari stimme ich ein: „Freuen wir uns über unsere je eigene Berufung und freuen wir uns über die je eigene Berufung unserer Mitchristen, wer und was immer sie sein mögen“ – innerhalb oder außerhalb der Kirche, denn „Gottes Geist weht, wo er will“ (Joh 3,8). Bleiben wir offen für Gottes Überraschungen für jede und jeden Einzelnen und für die Kirche in ihrer Gesamtheit.

Sabine Petritsch, leitet den Prozessbereich Innovation & Entwicklung/Personalentwicklung in der Diözese Graz-Seckau. Langjährige Tätigkeit im Bischöflichen Pastoralamt als Referentin für den Bereich Glaube und Verkündigung. Sie hat katholische Fachtheologie in Graz studiert und in Wien in Moraltheologie promoviert.



Foto: Neuhold



Klaus G. Gaida, Verhängung Altarbild – Kirche im Augustinum. ©Gaida. Foto: Neuhold

ZWISCHEN MENSCH UND GOTT

Dienst des Bischofs an der Einheit

Von Kurt Kardinal Koch

„Der heilige Augustinus hat am Schluss seines großen Werks ‚De civitate Dei‘ denen, die ihm dafür dankbar sein würden, gesagt, sie sollten nicht ihm danken, sondern Gott mit ihm. Und er hat diesem Spruch ein doppeltes Amen wie ein Siegel hinzugefügt: Amen, Amen.“

(aus: In und Gegen, Bildung im Horizont des Evangeliums)

Als „Person gewordenes Abbild der Liebe der Gemeinde“ hat Bischof Egon Kapellari einmal im Anschluss an den bedeutenden Tübinger Theologen Johann Adam Möhler das Bischofsamt bezeichnet. Im Blick auf die Einheit des Bistums im Bischof handelt es sich dabei zweifellos um ein anspruchsvolles Leitbild, das den Bischof ebenso wie das Bistum in die Pflicht nimmt. Mit diesem Bild kommt zum Ausdruck, dass der Bischof nicht über dem Bistum, sondern in ihm steht, dass er aber mit seiner spezifischen Verantwortung dem Bistum auch gegenübersteht. Damit hat Bischof Kapellari nicht nur sein eigenes Selbstverständnis als Bischof umschrieben, sondern auch in Erinnerung gerufen, wie die katholische Kirche das Bischofsamt versteht.

In klassischer Weise hat dieses Verständnis der heilige Augustinus im Blick auf seine eigene Bischofsweihe mit den Worten formuliert: „Wo mich erschreckt, was ich für euch bin, da tröstet mich, was ich mit euch bin. Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ. Jenes bezeichnet das Amt, dieses die Gnade. Jenes die Gefahr, dieses das Heil“ (Sermo 340). Augustinus ist überzeugt, dass das Bischofsamt durch eine Grundspannung zwischen dem „In-Sein“ und dem „Gegenüber-Sein“ charakterisiert ist: Auf der einen Seite ist der Bischof, und zwar aufgrund seiner eigenen Taufe, Glied der Kirche und lebt inmitten der Kirche als eines ihrer glaubenden und getauften Glieder. Er steht mitten im Lebensgefüge der Kirche als ihr amtliches Organ, um den Glauben der Kirche zu bezeugen und den priesterlichen Charakter des ganzen Gottesvolkes darzustellen.

Auf der anderen Seite aber steht der Bischof, und zwar aufgrund seiner sakramentalen Weihe, der Kirche gegenüber. Denn er ist von Jesus Christus gesandt, ihn mit seinem Heilswerk in Wort und Heiligung sakramental zu vergegenwärtigen. Als Nachfolger der Apostel hat er den Auftrag, das Evangelium Jesu Christi und den Apostolischen Glauben zu verkünden. Dabei handelt er nicht in

seinem eigenen Namen und persönlichen Auftrag, sondern nur im Namen und Auftrag eines Anderen, nämlich als Treuhänder Jesu Christi und seines Wortes. Dies gilt erst recht, wenn der Bischof die Sakramente feiert und vor allem der Eucharistie vorsteht. In diesem Dienst ist er berufen, mit dem Ich Christi zu sprechen. Denn die tiefen Worte „Dies ist mein Leib“ – „Dies ist mein Blut“ kann der Bischof unmöglich in seinem eigenen Namen sprechen; er würde sich maßlos übernehmen und damit als lächerliche Figur dastehen. So reden kann der Bischof nur, wenn er von Jesus Christus selbst berufen und autorisiert ist, solche Worte in seinem Namen auszusprechen.

Von daher dürfte einsehbar sein, wie wichtig es für das Bischofsamt ist, dass die Grundspannung zwischen dem „In-Sein“ und „Gegenüber-Sein“ durchgehalten wird. Wenn sie aufgelöst wird, drohen jene zwei Gefahren, die besonders heute die Stellung des Bischofs in der Kirche gefährden: Will ein Bischof allein „Für“ sein, indem er sein „In-Sein“ im gemeinsamen Taufpriestertum dementiert, stehen wir vor jenem Phänomen, das mit Recht als „Klerikalismus“ bezeichnet wird. Wenn ein Bischof hingegen nur „In“ – im verräterischen Doppelsinn dieses Wortes – sein will, verleugnet er seine amtliche Sendung zur sakramentalen Repräsentation Jesu Christi und droht ein reiner „Zeit-Geistlicher“ zu werden.

Zeichen der Einheit

Nur wenn die Grundspannung durchgetragen wird, vermag der Bischof im Dienst der Einheit der Kirche zu stehen. Dass dies keine leichte Aufgabe ist, hat bereits der heilige Augustinus mit Schmerz wahrgenommen und von einer „großen Last“ und einem „mühseligen Werk“ gesprochen. Angesichts von so vielen Spannungen und Spaltungen innerhalb der Kirche ist diese Aufgabe heute keineswegs leichter geworden. Aber die Einheit der Kirche zu wahren und zu fördern, ist und bleibt die Grundsending des Bischofs. Mit Recht nennt Bischof Kapellari ihn „Diener der Einheit in Wahrheit und Liebe“.

Diese Aufgabe ist bereits im Namen enthalten: „Episcopus“ heißt „Aufseher“ oder „Inspektor“. Unwillkürlich denkt man dabei an einen Menschen, dessen Aufgabe darin besteht, andere Menschen zu beaufsichtigen und die ihm anvertraute Gemeinschaft zu inspizieren. Dies

allerdings scheint eine Tätigkeit zu sein, die man heute von einem Bischof am allerwenigsten erwartet. Wiewohl die Aufsicht ebenfalls zu den bischöflichen Aufgaben gehört, handelt es sich nicht um den ursprünglichen Sinn des Wortes „episcopus“.

Den tieferen Sinn dieses Wortes hat Papst Gregor der Große erschlossen, wenn er das griechische Wort „episcopus“ nicht mit „Inspektor“, sondern mit „Spekulator“ übersetzt. Er hat damit verdeutlicht, dass der Bischof in allererster Linie ein Sehender sein muss: Wer zum Spekulator in der Kirche berufen ist, muss durch sein Leben und Wirken in der Höhe stehen, um durch Vorausschauen und Wegweisen dienen zu können. Der oberflächliche Begriff des „Aufsehers“ erhält damit eine ganz andere Tiefe. Denn Episcopus sein heißt Sehen von Gott her, Mit-Sehen mit Gott und damit Sehen mit dem Herzen auf die ihm anvertrauten Menschen, um jene Sorge zu teilen, die Gott selbst für die Menschen hegt. Der Episcopus muss ein Sehender sein. Er muss den Blick haben für den einzelnen Menschen und für das Ganze und damit auch für das, was an der Zeit ist und was nicht.

Hier leuchtet der tiefe Sinn auf, dass im 1. Petrusbrief (2, 25) Jesus Christus selbst als „Hirt und Episkop eurer Seelen“ bezeichnet wird. Indem damit dem Bischof Christus als Modell und Maßbild vor Augen gestellt wird, kommt an den Tag, dass der bischöfliche Dienst an der Einheit der Kirche zutiefst im Glauben begründet sein muss. Daran erinnert uns auch Papst Leo XIV. mit dem Leitwort, das er bei seiner Bischofsweihe gewählt hat: „In illo uno unum.“ Es ist der Interpretation von Psalm 127 durch den heiligen Augustinus entnommen und besagt, dass wir die Einheit nur in Jesus Christus finden können. Wir Christen sind in der Kirche gewiss viele und wir sind auch vielfältig; umso wichtiger ist es, dass wir in dem einen Christus eins sind.

Eine solche Einheit der Kirche wieder zu finden, ist dringend nötig, weil wir Christen nur so Zeichen und Werkzeug für die Einheit in der heutigen konfliktuösen und zerrissenen Welt sein können. Es ist deshalb entscheidend wichtig, dass alle in der Kirche den Blick erneut auf Christus richten und in einer persönlichen Beziehung mit ihm leben. Dass darin die besondere Sendung des Bischofs liegt, hat Bischof Egon Kapellari immer wieder betont, indem er im Anschluss an den von ihm verehrten

Theologen Hans Urs von Balthasar seinen Dienst als Bischof mit den Worten umschrieben hat: „Zeigefinger“ sein, „der auf Christus hinweist“.

Glaubwürdig kann dies nur geschehen, wenn der Bischof selbst als geistlicher Mensch wahrgenommen wird, der das, was er amtlich im Namen und Auftrag Jesu Christi tut, auch existenziell in sein Leben und durch sein Leben übersetzt. In allem, was der Bischof als berufener Zeuge dafür, dass Christus in seiner Kirche gegenwärtig ist, tut, muss er auf den Herrn hin transparent sein. Dies vermag der Bischof freilich nur, wenn er selbst in freundschaftlicher Beziehung mit Christus lebt.

Bereits die Berufung der zwölf Apostel durch Jesus weist zwei elementare Dimensionen auf: „Er setzte zwölf ein, die er bei sich haben und die er dann aussenden wollte“ (Mk 3, 13–14). Die Berufung zum Mit-Jesus-Sein geht sogar der Berufung zur Sendung in die Welt voraus. Genauso muss auch im Leben des Bischofs als Nachfolger der Apostel die freundschaftliche Pflege des Verweilens beim Herrn die Grundlage für seine Sendung sein. Bischof Egon Kapellari hat dies mit dem Hinweis verdeutlicht, dass es auch und gerade im Bischofsamt notwendig ist, immer wieder die „Balance zwischen Maria und Marta“ zu finden.

Der 90. Geburtstag und der 45. Jahrestag der Bischofsweihe sind willkommene Anlässe, Bischof Egon Kapellari im Namen vieler Menschen herzlich zu danken für seinen treuen Dienst als Bischof von Gurk-Klagenfurt und von Graz-Seckau und vor allem für die glaubwürdige Art und Weise, in der er sein Amt ausgeübt hat. Verbunden im Gebet wünschen wir ihm einen dankbaren Rückblick und einen hoffnungsvollen Vorausblick und in allem den Segen Gottes.



Kurt Kardinal Koch, ist seit 2010 Präfekt des Dikasteriums zur Förderung der Einheit der Christen sowie Präsident der Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum und seit 2025 Präsident des katholischen Hilfswerks Kirche in Not (ACN).

Foto: cut

Kirche an der Universität – „Offenheit für das Ganze“

Von Heinrich Schnuderl

Papst Leo XIV. hat im Herbst 2025 den hl. John Henry Newman zum Kirchenlehrer erhoben.

Ich verdanke meinen Zugang zum Werk J. H. Newmans vor allem dem ehemaligen Hochschuleseelsorger von Graz, Dr. Egon Kapellari, unserem emeritierten Diözesanbischof, dessen 90. Geburtstag wir begehen: Er hat mich in der Einführung für meine Aufgabe als Hochschuleseelsorger in Leoben und dann in Graz auf die Vorlesungen Newmans als Gründungsrektor der Katholischen Universität von Dublin hingewiesen, die unter dem Titel „The Idea of a University“ 1852 veröffentlicht wurden. Die darin dargelegten Aussagen sind für den Auftrag der Kirche an den Universitäten und für das Selbstverständnis der Hochschuleseelsorge in Österreich von großer Bedeutung.

J. H. Newman hat in seinen Vorträgen u. a. zum Verhältnis der Theologie zu den anderen Fakultäten und Fachbereichen Stellung bezogen: Eine Universität, deren ureigener Beruf es ist, alle Wissenschaften zu lehren, kann die Theologie nicht ausschließen, ohne ihrem Beruf untreu zu werden. Nun gibt es aber viele Hochschulen ohne Theologische Fakultäten. Dazu hat Kapellari erklärt: In kirchlichen Gemeinden an den Hochschulen soll „im Ansatz wenigstens alles da sein, was Kirche unabdingbar konstituiert: Gespräch, Vollzug und Reflexion des Glaubens, Diakonie, Gottesdienst, Mission und Katechumenat“; und weil Studenten und angehende Akademiker eine ihrem intellektuellen Niveau entsprechende Glaubensgestalt gewinnen sollen, dürfen auch theologische Grundfragen nicht ausgeklammert werden.

Der Tübinger Theologe Peter Hünemann hat es zusammengefasst: „Präsenz der Kirche an den Hochschulen, und zwar im substanziellen Sinn genommen, gibt es nicht ohne die immer erneute Frage nach den Grundlagen der Wissenschaft überhaupt, nach den Grundlagen der einzelnen Disziplinen. Präsenz der Kirche gibt es nicht ohne die Frage, welches Menschenbild, welche Weltsicht sich in den gegebenen Wissenschaften, in der Wirtschaft, dem Rechtswesen, dem Gesundheitswesen etc. artikuliert.“ Solche Themen wurden in der Grazer KHG in den Jahren, in denen Dr. Egon Kapellari Hochschuleseelsorger war – also von 1964 bis 1981 – in Vorträgen und Arbeitskreisen aufgegriffen. In nach Fakultäten ausgerichteten Gruppen sind u. a. auch fachspezifische Themen der einzelnen Studienrichtungen besprochen worden.

Wir Seminaristen des Grazer Priesterseminars, die in der KHG mitarbeiten wollten, sind solchen Gruppen zugeteilt worden – nicht als „theologische Fachleute“, die wir ja noch nicht waren, sondern vor allem, um mit Alterskollegen und Alterskolleginnen anderer Fachrichtungen in Kontakt zu kommen und deren Fragen und Denkweisen kennenzulernen. Dass wir in einer Stadt mit mehreren Universitäten und Fakultäten studieren durften, haben wir als große Chance erlebt und ist auch in Zukunft den Theologiestudenten zu wünschen. Alle Fächer – auch die Theologie – stehen ja in Gefahr, zu einem Milieu mit unverständlicher Sprache zu verkommen, wenn sie nicht das Gespräch über den eigenen Kreis hinaus pflegen.

Um einer solchen Tendenz entgegenzuwirken, haben die Hochschuleseelsorger Dr. Karl Strobl, Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Zauner und Dr. Egon Kapellari nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil der Österreichischen Bischofskonferenz vorgeschlagen, ein Studienförderungswerk für besonders begabte Studenten und Jungakademiker aller Fakultäten zu errichten, das für potenzielle künftige akademische Forscher und Lehrer Situationen und Orte eines interfakultären Dialogs anbietet: Vor 60 Jahren ist PRO SCIENTIA gegründet worden.

Katholizität und Universität – beide Wirklichkeiten im ursprünglichen Sinn – sind aufeinander verwiesen. Bischof Egon Kapellari ist zu danken, dass er durch Wort und Schrift und Praxis diese Beziehung vorgelebt, erfahrbar gemacht und viele angeregt hat, „Offenheit für das Ganze“ (Josef Pieper) anzustreben.

Heinrich Schnuderl, wurde 1967 zum Priester geweiht. Hochschuleseelsorger in Leoben 1970–1982 und in Graz 1982–1997. In weiteren Funktionen war er Stadtpfarrer, Pastoralamtsleiter, Generalvikar, Diözesanadministrator, Dompfarrer. Seit 2023 pensioniert.



Foto: Jungwirth

Erinnerungen an eine Umbruchszeit

Von Harry Baloch

Als Dr. Egon Kapellari, der junge Kaplan der Pfarre Graz-Kalvarienberg, 1964 von Bischof Schoiswohl mit der Hochschuleelsorge für die Grazer Universitäten betraut wurde, waren Gesellschaft, Kirche und das universitäre Milieu im Umbruch. Die Schrecken des Nationalsozialismus wurden in ihrer Tiefe bewusst, führten zur Kritik an allen Autoritäten und ließen an der Existenz eines guten Gottes zweifeln, der für Marxisten und Freudianer so und so eine falsch tröstende Illusion war. Logische Positivisten kannten nur das Sicht- und Messbare und denunzierten Metaphysik als „dumme Fragen über dumme Dinge“. In Literatur und bildender Kunst wurde ein existenzialistisch geführtes Leben imaginiert, frei von lastenden Normen und Konventionen. Am Horizont des mehrfach zugespitzten Problembewusstseins leuchtete die Zukunft jedoch durchaus hell auf. Fasziniert von politischen und technischen Utopien, konnten sich Studierende sicher sein, nach Abschluss des Studiums leicht Arbeit und eine anerkannte Position zu finden.

Für den neuen, in der Erscheinung schüchtern wirkenden Hochschuleelsorger war die zeitgeistige Situation der 60er und 70er Jahre eine enorme Herausforderung. Er bestand sie legendär. Zu ihm konnte man immer kommen, alle Fragen stellen und verließ ihn nie ohne Argumente und tiefere Fragen, ironische Bemerkungen oder wertvolle Hinweise auf Theologie und künstlerisches Schaffen. Egon Kapellari predigte mit leiser Stimme stark, deutete die christlichen Symbole, sprach vom „Glanz, der von der Krippe ausgeht“, von „Ostern als Fest gegen die Schwerkraft“, von Heiligen und Dichtern. Seine intellektuelle Offenheit beeindruckte auch Atheisten und Agnostiker aus dem universitären Lehrkörper, die ihn besuchten. Egon Kapellari lebte Freude am Glauben, Liebe zur Kirche und Lust am Denken vor.

Als er mich 1970 als Bildungsreferent der Katholischen Hochschulgemeinde anstellte, war das für mich eine unschätzbare Möglichkeit der persönlichen Entfaltung. Lese ich heute das steile und dichte, mit Egon Kapellari realisierte Programm an Vorträgen, Mittagsclubs, Lesungen, Ausstellungen und Konzerten von damals, so kann ich stolz sein, mir wird dabei aber irgendwie mulmig. Als hätte ich ohne Pause einen hohen Berg bestiegen. Daher erzähle ich nur zwei kleine Geschichten. Sie mögen dem Portrait des späteren Bischofs Dr. Egon Kapellari aus dessen frühen Priesterjahren ein wenig Farbe hinzufügen.

Ein Medizinstudent aus Kärnten entdeckte, dass er eigentlich lieber Künstler wäre. Er begann zu malen, wollte das Medizinstudium ganz aufgeben, traute sich aber nicht, dies seinen Eltern zu sagen. Er wandte sich an Dr. Kapellari. Der überzeugte dann die Eltern, dass auch Künstler ein ehrenwerter Beruf sei. Der Medizinstudent hieß Ferdinand Penker und wurde ein international bedeutender bildender Künstler.

Manès Sperber werde ich nicht vergessen, vor allem in einer Szene im kargen Kellerspeisezimmer der damals noch so genannten „Leechburg“ (heute Quartier Leech). Sperber hatte einen Vortrag für die Hochschulgemeinde gehalten und war mit seiner Gemahlin von Egon Kapellari zum Mittagessen eingeladen worden. Frau Hannerl Priesch – auch sie legendär – hatte das Essen zubereitet. Als es begann, zog Sperber eine Kippa hervor und bedeckte damit den Kopf. Um anzudeuten, dass dies für ihn kein jüdisches Ritual sei, wies Sperber auf das halb offene Kellerfenster und sagte: „Hier zieht’s!“ Darauf Sperbers Gemahlin an den Gastgeber gewandt: „Glauben Sie ihm nichts, er ist sehr fromm.“

Jetzt höre ich – aus einer anderen Szene nachklingend – Egon Kapellari sagen: „Guter Text, Du solltest aber nochmals mit dem Sprachfön drübergehen.“



Harald (Harry) Baloch, war von 1970 bis 1990 Bildungsreferent der Katholischen Hochschulgemeinde Graz, 1990–2006 Berater der Bischöfe der Diözese Graz-Seckau für Wissenschaft und Kultur.

Foto: Kellner

Richtige Spiritualität im falschen Leben?

von Reinhold Esterbauer

„Ohne ein tiefes Eintauchen in Gott, zumal auch bei den besonders Verantwortlichen in der Kirche und in ihren Gremien, werden wir den auseinanderreibenden Kräften nicht widerstehen können.“

(aus: In und Gegen, Miteinander das Netz Kirche flechten und tragen)

Einleitend zur Sitzung des Diözesanrates am 6. März 2009 in Seggau bei Bischof Egon Kapellari ein Referat mit dem Titel „Miteinander das Netz Kirche flechten und tragen“ gehalten. In dieser Ansprache konstatiert er zu Beginn, dass die Finanzkrise, die durch die Pleite der Investmentbank „Lehman Brothers“ 2008 ausgelöst wurde, mittlerweile auch hierzulande viele Menschen um ihr Geld oder ihre Arbeitsplätze gebracht habe und dass sehr viele in ganz Europa, die ohnehin von Armut bedroht seien, weiter unter Druck gerieten. In einer solchen Situation brauche es Allianzen aller gesellschaftlichen Kräfte, um die Krise bestehen zu können. Auch die Kirchen seien in dieser Situation gefordert.

Zudem verweist der Bischof auf die damaligen kirchlichen Probleme, die Abspaltung der Lefebvre-Bewegung um Bischof Williamson und die Auseinandersetzungen über die Ernennung eines Weihbischofs in der Diözese Linz, der große Proteste aus dem Klerus folgten, sodass Gerhard Maria Wagner die Bischofsweihe nicht empfangen konnte.

Welche Gegenstrategien zu diesem Befund bietet Egon Kapellari aus kirchlicher Perspektive nun an? Vor allem geht es seiner Auffassung nach um „ein tieferes Eintauchen in das Geheimnis des dreifaltigen Gottes durch Beten und Denken“, um besser zu verstehen, was Kirche eigentlich sei, nämlich ein Mysterium, das auf dem Fundament der Apostel und deren Nachfolger, der Päpste, stehe und daher weder bloß eine Organisation noch ein Dienstleistungsbetrieb sei. Zudem müsse die Freude über das Gelingende in der Kirche wiedergewonnen werden und müssten die vorhandenen Ressourcen solidarisch eingesetzt werden. Die letzte Forderung bezieht er auf den Priestermangel und den daraus folgenden Versuch, in der Diözese Graz-Seckau ein „Netz kooperativer Seelsorge“ aufzubauen. Bischof Kapellari plädiert dafür, nicht weiter auf die Veränderung der

Zulassungsvoraussetzungen zum Weiheamt zu drängen, um der Kirche eine Zerreißprobe zu ersparen. Er bittet zudem um „Solidarität mit der Kirche“, darum, in schweren Situationen „wetterfester“ zu werden, und darum, mehr als auf sich selbst auf Christus zu schauen, der „unser innerer Lehrer“ sein wolle.

Das Ziel der Rede von Bischof Kapellari scheint zu sein, einerseits die Kirche in die Solidargemeinschaft derer zu stellen, die die Wirtschaftskrise von 2008/09 positiv zu bewältigen suchen. Andererseits bittet er um die Bereitschaft der Mitglieder seiner Kirche, die dortigen Strukturen rund um die eingeschränkten Bedingungen für das Weihesakrament und die durch den Priestermangel immer schwieriger werdende Situation in der Seelsorge mitzutragen, ohne kirchenrechtliche Änderungen zu fordern. Als Weg dazu schlägt Bischof Kapellari die Verinnerlichung vor, nämlich das „Eintauchen in Gott“ sowie das Schauen auf Christus. Er bleibt defensiv gegenüber proaktiven Veränderungen kirchlicher Regeln und fordert im Unterschied dazu die Zustimmung zum Kurs der zentralen Kirchenleitung und der Bischöfe vor Ort ein.

Diese Strategie wurde noch vor dem Bewusstwerden des Missbrauchsskandals innerhalb der katholischen Kirche ausgegeben. Als Klaus Mertes, Jesuit und damaliger Rektor des Canisius-Kollegs in Berlin, 2010 mit seinem Brief an mögliche Opfer von Missbrauchsfällen in seiner Institution eine gesamtgesellschaftliche Debatte auslöste, die nicht bei der katholischen Kirche stehen blieb, war diese selbst in eine tiefe Krise geraten, die sie bis heute erschüttert und das Vertrauen in sie nachhaltig zerstört hat – in eine Krise also, von der sie sich noch lange nicht erholen wird, die aber auch die Verhältnisbestimmung von spiritueller Tiefe und struktureller Veränderung wesentlich verändert hat.

Bleibende Schieflagen

Könnte die kurz rekapitulierte Rede in der Situation heute noch hinreichen, um für die nahe Zukunft tragende Weisung zu geben? Ich fürchte, nicht in zureichendem Maß. Denn mit den Vorfällen in der jüngsten Kirchengeschichte hat sich endgültig das Verhältnis zwischen den beiden

Bereichen, die in der Rede mit „Tiefe“ einerseits und mit dem konkreten kirchlichen Leben andererseits angesprochen sind, verschoben.

Tiefe oder Verinnerlichung bürgen ohne Differenzierung und ohne genaues Hinsehen bekanntlich nicht automatisch für die Qualität der eigenen Einstellung oder des eigenen Handelns. Denn fälschlicherweise meint man, tiefe Gefühle führten wie von selbst zu tieferen Einsichten, auch wenn diese einer nüchternen Prüfung nicht standhalten können. Es besteht die Gefahr, Irrationalismus vorschnell für die bessere Einsicht zu halten, nur weil er in ein vermeintliches Jenseits gelangt, das möglicherweise sogar auf Abwege führt, die – bei Lichte besehen – kaum nachvollziehbar sind.

Ein solcher Gegensatz steht darüber hinaus vor dem Problem möglicher falscher Rechtfertigung für den Status quo. Er kann nämlich nahelegen zu meinen, dass das Bestehende, so wie es ist, gut sei und nur die „tiefere“ Einsicht fehle, das auch einzusehen und zu akzeptieren. Auf diese Weise kann der Eindruck entstehen, dass Kritik nur aus mangelndem Einblick erwachse und daher unberechtigt sei. Kurz gesagt, kann der Verweis auf die Tiefe systemstabilisierend wirken und berechtigte Kritik relativieren.

Spätestens angesichts der aktuellen Krise der katholischen Kirche, die wesentlich vom Missbrauchsskandal befördert wurde und u. a. durch die Nicht-Zulassung von Frauen zu den Weiheämtern weiter verschärft wird, muss der Gegensatz zwischen Tiefe und Struktur anders verstanden werden. Es lässt sich kaum mehr behaupten, dass der Gang in die spirituelle Tiefe vor allem der Weg sei zu lernen, dass das Bestehende als das bloß vermeintlich zu Beanstandende im Grunde genommen das Gebotene sei. Vielmehr hat sich herausgestellt, dass die strukturellen Bedingungen und Konstellationen sich als Vorgaben zu erkennen gegeben haben, die es notwendigerweise zu verändern gilt, will man nicht Leid perpetuieren, sondern neue heilsame Freiräume eröffnen. Es ist klar geworden, dass eine die Gegebenheiten bloß verstehende Spiritualität Unheil stiften kann. So scheint es notwendig zu sein, den spirituellen Gang in die Tiefe anders als nur

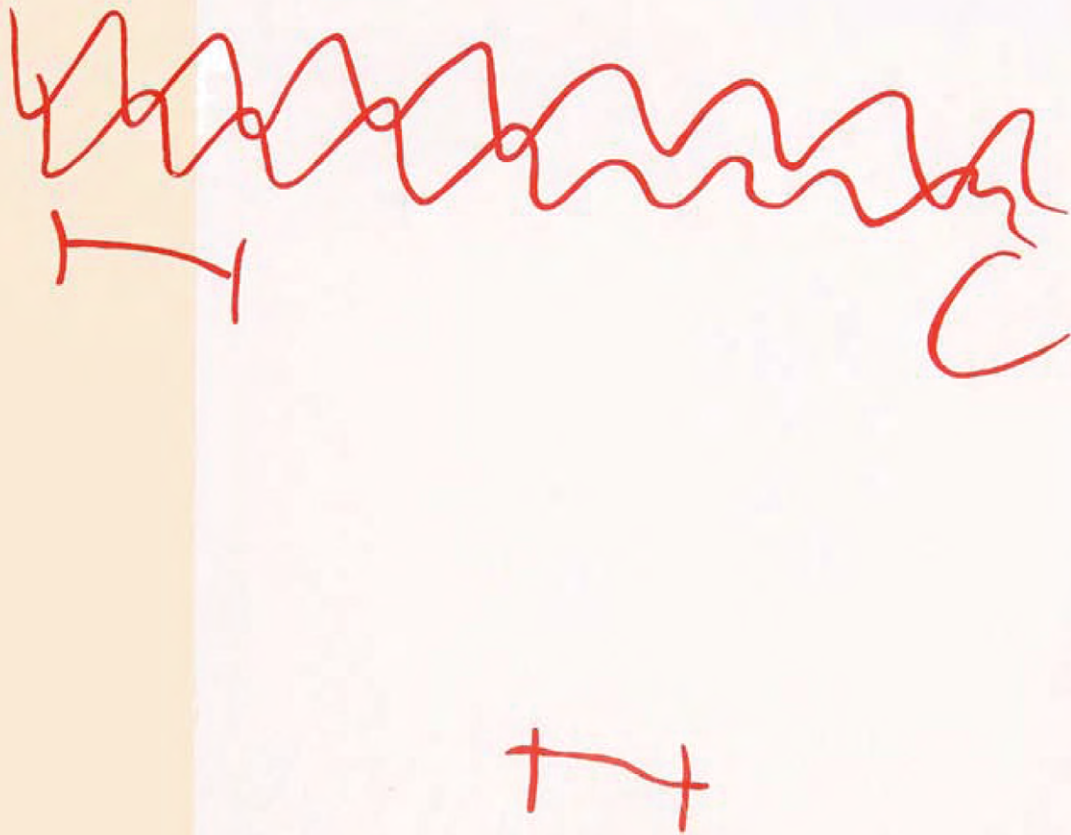
als Lernprozess der Zustimmung konzipieren zu müssen. Es kommt darauf an, ihn als kritisch im Sinn der Unterscheidung der Geister, aber auch als kritisch im Sinn der Gewinnung eines Veränderungspotentials neu zu denken.

Der berühmte Satz von Theodor W. Adorno aus seinem Werk *Minima Moralia*, wonach es „kein richtiges Leben im falschen“ gebe, bestätigt sich auch in diesem Zusammenhang. Denn das Innen und das Außen können nicht voneinander getrennt bleiben, sondern bedingen einander. So verlangt eine bestimmte Spiritualität, dass ihr im konkreten Leben – auch im institutionalisierten Zusammenleben – entsprochen wird. Umgekehrt bedingt eine bestimmte Form von strukturiertem Miteinander auch eine entsprechende Spiritualität. Erweist sich die Struktur der Institution aber als falsch oder sogar schädlich, kann auch die damit korrespondierende Spiritualität nicht weiter gutgeheißen werden. In Abwandlung des Wortes von Adorno könnte man auch sagen: Es gibt keine richtige Spiritualität im falschen Leben.



Reinhold Esterbauer,
unterrichtet am Institut für Philosophie
der Katholisch-Theologischen
Fakultät der Universität Graz.

Foto: Neuhold



von der Grätsche der Demut

Zum 90. Geburtstag

Von Michael Pirsch

Es ist mir eine Freude und Ehre, dass ich anlässlich des 90. Geburtstags unseres Onkels, Großonkels und mittlerweile – auch das bringt das Alter mit sich – Urgroßonkels, stellvertretend für die Großfamilie, in einigen Worten meine dankbare Wertschätzung zur öffentlichen Rezeption zum Ausdruck bringen darf. Gleichzeitig bietet es mir die unübliche Gelegenheit, einem Menschen bereits zu Lebzeiten auszudrücken, welche Bedeutung er im Laufe meines Lebens bisher hatte und weiterhin hat.

Gerade in Jugendjahren, etwa bei Firmungen, wurde ich landläufig gefragt: „Wie ist dein Onkel privat so?“ Es war wohl die Anspielung auf sein erhabenes, korrektes, im öffentlichen Raum eher unnahbares Auftreten. Ich habe diese Frage vor allem in jungen Jahren nie beantwortet, meist habe ich sie weggelächelt. Heute wage ich den Versuch, den Jubilar mit drei Charaktereigenschaften zu umreißen, die für mich besonders prägend waren.

Idealistischer Realismus

„Gott schreibt auch gerade auf krummen Zeilen“, lautet ein vom französischen Schriftsteller Paul Claudel stammendes Wort, das Egon Kapellari zu seinem Leitmotiv im Umgang mit einem rasant wachsenden Pluralismus der Gesellschaft und den daraus resultierenden Spannungsfeldern gemacht hat. Er verwendet diese Feststellung aber nicht unbedacht, ironisch oder relativistisch. Er sieht in der Entstehung und Entwicklung von Gesellschaft wellenförmige Bewegungen mit Vorwärtstrend. „Manchmal geht es so, dann so ... heute aber keinen Schritt zurück!“, befindet er dann und schließt diesem Befund auch seine immerwährende Heimat, die katholische Kirche, schleichend offener werdend mit ein. Den in unserer Zeit stetig wachsenden Fundamentalpositionen und dazwischenliegenden Spannungsfeldern begegnete er bereits vor vielen Jahren mit einer eindeutigen persönlichen Positionierung, dem „Platz in der unbequemen Mitte“. Eine solche Position kann freilich nur beziehen, wer ein Verständnis des standhaften, wetterfesten Regierens ebenso vertritt wie ein unerschütterliches Gottvertrauen. Oft hat er in diesem Zusammenhang Papst Johannes Paul II. in Erinnerung gerufen, der in seiner ersten Predigt hymnisch – „Non abbiate paura!“ – zu weniger Furcht und mehr Vertrauen in Gott aufrief.

Kulturelle Leitfigur

Wie unzählige andere im studentischen, kulturellen oder kirchlichen Umfeld wurden auch wir innerhalb der Familie

durch Egon Kapellari kulturell sozialisiert. Sein Wirken in Kirche, Kunst und Gesellschaft führte zu einer Prägung, die gerade Wegbegleitern einfacher Herkunft einmalige kulturelle Zugänge bot. So kauften etwa heute bedeutende Kunstsammler durch ihn motiviert ihr erstes Gemälde. In hunderten Gesprächen bei Spaziergängen, bei Reisen in sein geliebtes Italien oder nach Frankreich oder viel öfter nur im beiläufigen Hören von klassischer Musik – immer mit eindrücklicher Lautstärke – in seinem Arbeitszimmer öffnete er den Horizont, der ein Leben lang prägt. „Der Wald steht schwarz und schweigt“, lautet eine Zeile eines Gedichts von Matthias Claudius, die mein Unterbewusstsein seit meinem 8. Lebensjahr immer wieder in Erinnerung ruft.

Väterliche Instanz

Mit „Was ist ein Vater? Einer, der prägt und immer da ist“ öffnete der deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt die Definition der Vaterrolle weit über die genetische Abstammung hinaus. Egon Kapellari war seit jeher der Inbegriff dieser Vaterdefinition für unsere Familie. Vieles, was wir sind, verdanken wir unserem Onkel – naturgemäß können das die einen in der Familie klarer erkennen als andere. Er bewegte manch müden Geist, gab stets Orientierung, streng anmutend, aber nie herrisch oder gar laut. Bewusst, nicht bestimmend. Schon eher führend. Im fortgeschrittenen Alter wurde neben dem Erscheinungsbild der episkopalen Führungsinstanz auch die menschliche, warmherzige Seite immer deutlicher sichtbar, insbesondere wenn die jüngste Generation mit gleichem Stolz, aber deutlich größerer Nachsicht ihre Domestizierung erfährt.

*Das Gesagte und all das Unsagbare
sind Ausdruck tiefer Dankbarkeit
für ein Leben mit Dir!*



Michael Pirsch, gebürtiger Steirer, ist Unternehmer, Medienmanager und derzeit als CEO der Verlagsgruppe WOMAN tätig.

Foto: VGN

Schmerz als Herausforderung

Von Anna Maria König

„Zur Linderung des Schmerzes bedarfes [...] auch einer umfassenden ganzheitlichen Betreuung der schwerst und unheilbar Kranken. Ein im Christentum wurzelnder und weithin akzeptierter Imperativ gebietet, den Patienten bei einer Schmerztherapie möglichst weitgehend in seiner Persönlichkeit, in seiner interpersonalen Beziehungsfähigkeit zu erhalten.“

(aus: Seit ein Gespräch wir sind ..., Schmerz als Herausforderung)

Schmerz ist eine Grunderfahrung vulnerablen Lebens. Er ist in vielen Variationen bewusst und unbewusst präsent – als beißende Erinnerung, als grausame Realität oder als bedrohliche Erwartung. Zugleich fordert er uns zwischenmenschlich vielfältig heraus. Insbesondere wenn er keine kurzzeitig aufflammende Empfindung, sondern Symptom einer unheilbaren Erkrankung ist, ringt er uns ein bekenntnisthaftes Handeln ab. Im Umgang mit Leid bezeugt sich stets ein spezifisches Verhältnis zur Welt und Mitwelt. Mag es heutzutage glücklicherweise oft gelingen, Schmerzen durch ausgereifte Medikation zu lindern, konfrontiert uns das Leid eines anderen Menschen dennoch bleibend mit der Frage, wie wir dem eigenen sowie dem fremden Schmerz begegnen können.

Eine wertvolle Spur der Orientierung geben noch heute Bischof Kapellaris Segnungsworte zur Eröffnung der palliativmedizinischen Einrichtung des LKH Graz im Jahr 2003. Er spricht sich darin sowohl gegen eine verharmlosende Naturalisierung als auch gegen eine verherrlichende Heroisierung von Schmerz aus. Unbedingte Solidarität mit Leidenden und Sterbenden zeige sich auch in einer adäquaten Schmerztherapie, die auf den Erhalt der Persönlichkeit und Beziehungsfähigkeit abziele, so Kapellari. Diese Perspektive scheint mir vor allem aus zwei Gründen bemerkenswert: Sie eröffnet einerseits ganz allgemein ein tieferes Verständnis für menschliches Leid, indem sie die Bedrohlichkeit des Schmerzes nicht alleine auf körperliche Bedrängnis reduziert, sondern sie in den größeren Rahmen von Isolationserfahrungen stellt. Andererseits eröffnet sie aber auch einen Sinnhorizont für den Versuch, einen solidarischen und beziehungs-fokussierten Umgang mit Schmerz zu finden. Kapellaris Worte drängen zur Vergewisserung, ob wir die Geste der „Ummantelung“, die dem Sinn des Wortes „palliativ“ entspricht, hinlänglich

kultiviert haben. Hinter einer solchen Geste steckt zweifelsohne die Bereitschaft, mit leid- und schmerzgeplagten Menschen in Berührung zu kommen – eine Berührung des Risikos und der Chance, sich im Anderen selbst zu entdecken. Durch den Verweis auf den Erhalt der Beziehungsfähigkeit wird eine differenzierte Sichtweise auf Schmerz eingenommen und zugleich offengelegt, dass es auch beängstigende Einsamkeit ist, der wir in ihm begegnen.

Durch den Blick auf die Einsamkeit bekommt Kapellaris Forderung ein noch deutlicheres Profil. Schmerz ist in dem Bereich menschlicher Existenz angesiedelt, den Bernhard Waldenfels in *Sozialität und Alterität* für den Tod geltend macht, der „Grenzzone des Mitseins“. Er ist eine Form unmittelbarer leiblicher Betroffenheit, die es unmöglich macht, ihn mit anderen zu teilen oder mitzuteilen. Er bewirkt, dass der Kontakt zu anderen (ver-)schwindet. Dadurch rückt nicht nur das Gegenüber in die Ferne, sondern man erfährt sich zugleich selbst als für andere unnahbar. Im Schmerz ist man anders gesagt in extremer Form auf sich selbst, d. h. auf die eigene leibliche Realität, zurückgeworfen, was zugleich unsere Beziehungen tiefgreifend verändert. Das Welt- und Mitwelt-Verhältnis gerät in die Krise. Symptom der Einsamkeit im Schmerz ist das paradoxe Bedürfnis nach Abschottung, wodurch das Gefühl der Einsamkeit oft noch stärker wird. Verständlich wird dieses Bedürfnis durch die wichtige Unterscheidung zwischen Alleinsein und Einsamkeit. Die Einsamkeit lässt sich weder mit Alleinsein gleichsetzen, noch lässt sie sich von dessen Gegenteil ableiten. Einsamkeit meint nicht die bloße Abwesenheit anderer Menschen: Einsamkeit kann gerade in der Anwesenheit anderer am intensivsten spürbar sein, wie Barbara Schellhammer in ihrer Auseinandersetzung mit dem Phänomen betont. Das Zugesehensein anderer offenbart in solchen Momenten den fundamentalen Unterschied des leiblichen Selbsterlebens von Betroffenen und Nicht-Betroffenen und macht den Blick frei auf den Graben, den der Schmerz bereits zwischen einem selbst und anderen aufgerissen hat.

Was Solidarität bewirken kann

Gleichzeitig wissen wir aus Erfahrung, dass sich Schmerz ohne die:den Andere:n oft noch schwerer ertragen lässt. Geschenkte Zuwendung und Aufmerksamkeit sind für den persönlichen Umgang mit ihm fundamental.

Wenn im Schmerz jemand bei mir ist – sei es für den Versuch, mich gedanklich in Distanz zu ihm zu bringen, sei es dem Wunsch folgend, ihn mit mir gemeinsam auszuhalten –, entfaltet das Sprichwort vom „geteilten Leid“ seine Bedeutung. Es ist dies der Moment, in dem das Dasein anderer die Einsamkeit porös werden lässt und zurückdrängt. Es ist dies der Moment, in dem mich neben dem gegenwärtigen Schmerz noch etwas anderes zu berühren vermag. Dabei ist diese Berührung niemals einseitig zu denken. Auch mein Gegenüber erfährt sich auf mannigfache Weise als berührt. Einsamkeit ist ein leiblich vermitteltes Gefühl. Die Kraft der Gefühlsansteckung, die uns in extremer Form ganz und gar vom Leid des anderen ergriffen sein lässt, verlangt letztlich auch vom anderen einen Umgang mit der Einsamkeit. Schmerz bringt uns also immer an die erwähnte „Grenzzone“ – nicht nur, wenn wir ihn selbst erfahren, sondern auch in Form von erlebtem Mitgefühl und Mitleid. Der Erhalt der Beziehungsfähigkeit fordert unsere Bereitschaft, in erklärtem Sinne berührbar zu sein und den Kontakt mit der Einsamkeit nicht zu scheuen. Die Chance dieser Bereitschaft liegt gewiss darin, dass der Erhalt von Beziehungsfähigkeit etwas ist, auf das auch Mitfühlende hoffen dürfen. Indem sie Menschen, deren Beziehungsfähigkeit schmerzbedingt in die Krise geraten ist, nahekommen, ist es ihnen möglich, in dieser Begegnung eine Stärkung ihrer eigenen Beziehungsfähigkeit zu erfahren. Ein solcher Gedanke eröffnet einen tieferen Sensus für Kapellaris Anliegen – ein tieferes Verständnis für den Verlust, den eine Gesellschaft erleidet, wenn sie die Behandlung von Schmerz rein auf Medikation reduziert. Im personalen Gegenüber, im Schicksal des Anderen der Einsamkeit des Schmerzes zu begegnen, macht uns vielleicht selbst erst umfassend beziehungsfähig. Dann aber geht es in der Zuwendung und Begleitung Leidender nicht nur darum, deren Beziehungsfähigkeit zu erhalten, sondern auch die eigene und die einer ganzen Gesellschaft. Solidarität ist damit nicht nur Haltung und Ausdruck eines spezifischen Ethos, sondern Zeichen eines gemeinsamen Bekenntnisses zum Menschen als Beziehungswesen.

Beziehung stiftende Solidarität bedeutet die Bereitschaft, sich vom Leid anderer berühren zu lassen, sich der Realität der Einsamkeit zu stellen, um sich dadurch auch ein Stück weit selbst zu entdecken. So glücklich wir uns schätzen dürfen, global betrachtet in einem Land bester Gesundheitsversorgung zu leben, sind Institutionen, in denen die vulnerablen Elemente menschlicher Existenz verdichtet gegenwärtig sind, ständig in Gefahr, in dieser

Aufgabe unscharf oder überhaupt nicht wahrgenommen zu werden. Orte wie eine palliativmedizinische Einrichtung, an denen der Umgang mit schmerzbelasteten Menschen an der Tagesordnung steht, sind Orte, an denen die Bereitschaft, sich auf den Schmerz und die Einsamkeit eines anderen einzulassen, eine ständige Forderung und Herausforderung ist. Es sind damit aber zugleich Orte der „Grenzzone des Mitseins“, an denen die Einsamkeit durchbrochen und Beziehungsfähigkeit erhalten oder wiedergewonnen werden kann. In seinem Plädoyer für den Erhalt der Beziehungsfähigkeit verweist Kapellari auch auf das „Zentralsymbol des Christentums“, das Kreuz. Es zu verstehen, bedeutet die Verwobenheit von Schmerz, Verlassenheit, Erlösung und Solidarität zu verstehen. Es braucht wohl mehr als einen Anlauf, sich ernstlich auf diese Botschaft einzulassen und den paradoxen Aspekt menschlichen Lebens zu begreifen, dass aus Schmerz, einem Phänomen der Einsamkeit, sein Gegenteil, die Verbundenheit mit anderen, erwachsen kann. Kapellaris Segnungsworte bezeugen noch heute in feinsinniger Weise seine tiefe Überzeugung von der Kraft dieser herausfordernden Verbindung.

Anna M. König,
hat in Wien und Graz katholische
Theologie studiert und am Institut
für Philosophie an der Katholisch-
Theologischen Fakultät der Uni-
versität Graz promoviert. Für ihre
Dissertation zum Thema „Mein
Schmerz und die Anderen.
Zur Alteritätserfahrung leiblich-
affektiver Betroffenheit“ wurde ihr
2025 der Josef-Krainer-
Förderungspreis verliehen.



Foto: Neuhold

„Alles beisammenhalten“

Von Erzbischof Franz Lackner

Bischof Egon Kapellari schätze ich als meinen „Lehrmeister“ im Bischofsamt. Meine erste, damals schon für mich beeindruckende Begegnung mit ihm fand im Spätberufenseminar im Canisiusheim in Horn statt, das er als junger Diözesanbischof von Gurk-Klagenfurt besuchte. Als Mitarbeiter in seine Nähe gerufen zu werden, gehört für mich bis heute zu den großen Erfahrungen meines Lebens. Ich habe damals immer gerne zu ihm aufgesehen, obwohl ich dabei das Gefühl hatte, dass solche Reverenz seiner Person nicht zusagt. Egon Kapellari legt auf Respekt und Form wert, nicht vornehmlich gegenüber seiner Person, sondern vor allem dem Amt. Auf diese Weise vermittelte er mir, mit ihm als Bischof zu wirken: „Deine erste Aufgabe ist es, das bischöfliche Charisma zu stärken.“

Beeindruckt hat mich immer seine umfassende Bildung, gepaart mit einem einfachen, unaufdringlichen Glauben. Beides zeigte sich besonders, wenn er sich aus direkter Berührung heraus zu Wort meldete. Seine Gedanken waren nie bloße Feststellungen, nicht alles erklärend – ich möchte an Kant denken, an synthetische Aussagen a priori. Gesagtes erhielt so einen neuen Klang, ohne weitere Erklärung. Davon waren auch seine Predigten geprägt, die so durchaus auch ins Tiefsinnig-Humorvolle gehen konnten. Dazu ein Beispiel: Am Ende einer längeren Predigt über die hegelianische Aufhebung fiel sein Blick auf Kinder in den vorderen Reihen. Er sprach sie direkt an: „Mein Gott, das war jetzt lang. Und vielleicht konntet ihr auch nicht alles verstehen. Aber ich wollte nur sagen: Es ist schön, wenn die Sonne scheint.“

Solche Momente gab es mit Bischof Egon viele. Das oberflächliche Gespräch lag ihm fern. Die bischöfliche Mensa war in diesem Sinne ein offener Ort des Austauschs mit Witz, Geist, feinem Humor und auch Demut. Manche Worte und Aphorismen, die ich bis auf den heutigen Tag zitiere, haben dort ihren Ursprung. Auch nach langen Diskussionen gelang ihm am Ende der Abschluss: „Ich kann aus all dem die Wurzel nicht ziehen, wir müssen aber alles beisammen lassen.“ So legte Egon Kapellari sein Amt als Bischof an: Dieser muss hinhören, hinhören, hinfühlen, er muss alles beisammenhalten. In Bischof Egon konnte ich diese Haltung, dieses katholische „Und“, stets wahrnehmen.

Egon Kapellari ist so in besonderer Weise ein Mann des Wortes. Sprache ist für ihn eine unmittelbare Verlängerung des Geistes. So denke ich auch jetzt besonders an ihn, da ich diese Zeilen mit dem „Sprachföhn“, wie er zu sagen pflegt, zurechtrichte und dabei versuche, ihnen Form, aber doch auch nicht zu viel Volumen zu geben. Denn das ist etwas, womit man bei ihm gewiss nicht punkten kann: heiße Luft.

90 Jahre Bischof Egon Kapellari – ein Anlass, der mit Recht gefeiert wird. Seinen Geburtstag, den 12. Jänner, übersehe ich in keinem Jahr. Er ist mir doppelt bedeutungsvoll, denn an genau diesem Tag durfte ich 2014 den Hirtenstab der Erzdiözese Salzburg empfangen – gewiss kein Zufall. Ich bin tief dankbar für alles, was ich an seiner Seite lernen und erfahren durfte. Die Anrede „Exzellenz“ ist für ihn so angemessen wie verdient, auch wenn ich aus seinem Munde einmal hörte: „Sagen Sie einfach ‚Bischof‘, das ist ehrlich!“

So möchte ich schließen: Exzellenz, lieber Bischof Egon! Gottes reichsten Segen und alles erdenklich Gute Dir! Ein herzliches „Vergelt's Gott“!

Franz Lackner, wurde 1991 zum Priester geweiht. Bischofsweihe in Graz zum Titularbischof von Balcium und Weihbischof der Diözese Graz-Seckau am 8.12.2002. Amtseinführung zum Erzbischof von Salzburg am 12.1.2014. Vorsitzender der Bischofskonferenz.



Foto: Neumayr



Ein Weiser, ein Hirte, ein Freund

Von Bischof Ägidius Zsifkovics

Der 90. Geburtstag von Bischof Egon ist ein guter Anlass, ein wenig von dem zu Papier zu bringen, wofür ich ihm danke, wann immer ich an ihn denke – und das tue ich häufig. Wenn die Bischofskonferenz tagt, wenn ich in seinen Büchern lese, wenn ich einen seiner Vorträge zur Hand nehme, wenn ich frage, was Bischof Egon in dieser oder jener Situation gesagt und entschieden hätte, oder auch nur, wenn ich im Gebet an ihn denke, auch Bischöfe beten.

Er ist das Bild des guten Hirten. Die Menschen waren ihm nie egal: Das Schulkind und die Ministranten, die Jugendlichen und Studierenden – auch im Widerstreit der Argumente –, die jungen Familien, die Arbeitenden, Bauern, Akademiker, Wissenschaftler, Medienleute, die Wirtschaftler und Meinungsbildner, die Politiker, die Pfarrverantwortlichen, die einfachen und komplizierten Zeitgenossen, mit allen konnte und wollte er reden, wenn nötig, auch gerne widersprechen, um miteinander einen guten, verantwortungsvollen Weg zu finden und zu beschreiten. Er hat viel weitergebracht, hat viele auf den umschlungenen Wegen mitgenommen und vielen bleibende Wege eröffnet, auch mit seiner finanziellen Unterstützung. Als guter Hirte hat er gesammelt und nicht zerstreut, ist den Verlorenen nachgegangen und hat die Menschen zu sich gerufen, auch zu spätnächtlicher Stunde.

„Wenn nachts einer an deine Tür klopft und um Brot bittet, wirst du ihm eine Schlange geben?“ Dieses Wort höre ich, wenn ich an den Bischof von Gurk in Klagenfurt sowie von Graz-Seckau und an den Vordenker und geduldigen Zuhörer in der Österreichischen Bischofskonferenz denke, der immer an die Mitte, die Tiefe, das Gesamte, das Katholische erinnert hat, dem der Zusammenhalt aller wichtig war und der als Scharnier tätig wurde, wenn Entgegengesetztes und Verhärtetes unversöhnt aufeinanderprallten.

Bischof Egon war nie modisch, aber modern und aufgeschlossen, offen für die Begegnung mit der Zeit, ihren Denkansätzen und ihren Entgleisungen, offen für die Kritiker der Kirche und ihre Außenstehenden und für alle, die Kirche mitbauten. Wenn es darum ging, in einen Dialog mit allen zu treten, dann wurde er von uns Bischöfen vorgeschickt. Er blieb der ungereizte, weise, wissenschaftlich offene, literarisch gebildete und die Kunst suchende, aber nie plaudernde Gesprächspartner vieler, dem man gerne zuhörte und mit dem man auch gut streiten konnte.

Er ist ein europäischer Mensch, hat in der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft Österreich vertreten und ist mir in dieser Aufgabe vorausgegangen. Die Sorge um Europa ist ihm nicht fremd und das große Erbe Europas mit seinen Kathedralen und Kunstwerken wusste er zu entdecken.

Er ist einer, dem die Liturgie, die Feier der Eucharistie und der Gottesdienste immer wesentlich blieb. Billiges Zubehör findet sich in den Kirchen und Sakralräumen, die er verantwortet hat, nicht. „Alles zur größeren Ehre Gottes“ ist für ihn zum Imperativ geworden. Die Schönheit wird durch ihn greifbar, wenn es um Gott geht.

Und über allem blieb er großzügig, beschenkend, wenn es um andere geht, zurückhaltend und bescheiden aber, wenn es um ihn und sein eigenes Leben geht.

Sein Einsatz hat auch meinen Weg geprägt und bestimmt. Sein Umgang mit den Minderheiten, mit den Volksgruppen, den Außenstehenden und Armen. Seine Hingabe als Bischof und Hirte, sein stiller und unaufdringlicher Humor, sein Leben als Betender und Hoffender. Das alles bleibt eine Herausforderung für mich und für andere.

Dankbar bin ich als langjähriger Generalsekretär der Österreichischen Bischofskonferenz für seine Mühe bei der Errichtung des neuen Generalsekretariates der Bischofskonferenz. Ohne ihn wäre dies nicht möglich geworden.

Lieber Bischof Egon, Du bist zwar älter als ich, aber Du wirst nie alt sein. Ich danke Dir!



Ägidius J. Zsifkovics,
1987 Priesterweihe. 1999
Generalsekretär der Österreichischen
Bischofskonferenz.
Am 25. September 2010 wurde er
zum dritten Diözesanbischof von
Eisenstadt geweiht.

Foto: Kathpress

Viel gelernt von A bis Z

Von Karl Veitschegger

Als Mitarbeiter Bischof Kapellari habe ich in 14 Jahren viel von ihm gelernt. Einiges sei hier angeführt:

A wie Ästhetik: Es gilt, die ganze Wirklichkeit, auch in ihrer Hässlichkeit, ernstzunehmen, und zugleich an die Schönheit der Wahrheit zu glauben. Das Christentum ist zu schön, um nicht wahr zu sein.

B wie Bibel: Die Hl. Schrift ist kein vom Himmel gefallenes Diktat Gottes, sondern Zeugnis eines langen Ringens zwischen Gott und Mensch.

C wie Christus: Die Pointe des Christentums ist die Inkarnation Gottes in Jesus Christus, der mit uns bis in den Tod geht – und uns österlich darüber hinausführt.

D wie Dialog: Kein Zurück hinter das II. Vatikanum! Es entspricht dem Wesen der Kirche, im Dialog zu bleiben in der Ökumene, mit anderen Religionen und Weltanschauungen, mit Politik, Kunst und Wissenschaft, mit „allen Menschen guten Willens“.

E wie Eucharistie: Die hl. Messe soll liebevoll, würdig, verständlich gefeiert werden.

F wie Franziskus: Mit Papst Franziskus wehte der erfrischende Wind der Bergpredigt durch die Welt.

G wie Gott: „Ob ein Gott sei? Ob er einst erfülle, / Was die Sehnsucht weinend sich verspricht? / [...] Hoffen soll der Mensch! Er frage nicht!“ (Christoph Tiedge) – Doch, er frage! Immer wieder.

H wie Humor: „Humor ist eine Erscheinungsform der Religion.“ (G. K. Chesterton) Nichts ist so todernst, dass Gott es nicht zum Guten wenden könnte – nicht einmal der Tod.

I wie Ideale: Ideale sind, obwohl sie oft nicht eingehalten werden, unverzichtbare Fixsterne, die auch dann leuchten, wenn man sie zeitweilig nicht sieht.

J wie Jesuiten: Der Grazer Dom als ehemalige Jesuitenkirche ist ein seit Jahrhunderten durchbeteter Raum.

K wie Kritik: Kritik zulassen, verstehen, aushalten, nicht beleidigt sein, aber auch, wo nötig, Irrtümer und komplexe Sachverhalte aufklären, selbst wenn es mühsam wird – das entspricht wahrer Autorität.

L wie Leben: Christen sind Freunde des Lebens.

M wie Migration: Es geht um Menschen! Gefordert ist kein blauäugiger, sondern ein realistischer Idealismus. Wer überhaupt nichts Gutes tut – ja, Gutes tun darf auch wehtun –, sollte im öffentlichen Diskurs lieber schweigen.

N wie Nein: Das Ja zu Gott ist ein Nein zur Inhumanität.

O wie „Omnia vestra – vos autem Christi“: Wer 1 Kor 3,23 zum Wahlspruch nimmt, weiß um die Freiheit, aber auch Verantwortung, die aus dem Christ-Sein kommt.

P wie prophetisch: Auch gegen von Meinungsumfragen abgesicherte Ansichten kann Widerstand notwendig sein.

Q wie Queerness: Die Kirche braucht Kontinuität, sie muss aber offen sein für die Zeichen der Zeit im Wissen, dass sie auch schuldhaft etwas versäumen kann.

R wie Religionsunterricht: Katholischer Religionsunterricht ermöglicht eine verlässliche „Innensicht“ christlichen Glaubens als Voraussetzung für das interkulturelle und interreligiöse Miteinander in einer demokratischen Gesellschaft.

S wie Säkularisierung: Europa ist stark säkularisiert, aber dennoch der am längsten und tiefsten vom Christentum geprägte Kontinent. Diese Wurzeln werden Europa weiterhin nähren.

T wie Taoteking. Was hat der Weise „rausgekickt“? – „Dass das weiche Wasser in Bewegung mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt. Du verstehst, das Harte unterliegt.“ (B. Brecht)

U wie unterscheiden: Nicht jede Unterscheidung ist Diskriminierung.

V und W wie „Versuch, in der Wahrheit zu leben“ (Václav Havel): Sich um ein aufrichtiges Leben frei von Lüge bemühen – weniger sollten wir uns nicht abverlangen.

X und Y wie Unbekanntes: Vertrauen! Am Ende fügt sich alles.

Z wie Zukunft: Die Zukunft wird anders sein als die Gegenwart, das Loslassen von Vertrautem schmerzlich. Christliche Hoffnung „weiß“: Der Saldo der Weltgeschichte wird positiv sein.



Karl Veitschegger, Studium der Theologie in Graz und Wien, war in verschiedenen pastoralen und pädagogischen Berufen tätig, von 1992 bis 2017 im Grazer Pastoralamt, zuletzt als dessen Leiter; Verfasser populär-theologischer Schriften.

Foto: Neuhold



Klaus G. Gaida, Entrée Wandbild in Sgraffito (Hl. Elisabeth / Detail) – Krankenhaus der Elisabethinen. © Gaida. Foto: Neuhold

Bischof Egon Kapellari und die Elisabethinen

Von Sr. Bonaventura Holzmann

Zum ersten Mal bin ich Bischof Egon Kapellari begegnet, als er zum Bischof der Diözese Gurk ernannt wurde. Ich war zu dieser Zeit schon mit den Elisabethinen verbunden und habe seine Ernennung und die ersten Auftritte aufmerksam in den Medien verfolgt. Als ich ihn dann das erste Mal sah, war ich tief beeindruckt – von seiner Erscheinung, seiner Würde, seiner Ausstrahlung.

Kurz, bevor ich zur Oberin gewählt wurde, bin ich ihm dann auch persönlich begegnet. Im Zuge der Wahlvorbereitungen ist es üblich, den Bischof zu informieren und um eine Visitation zu bitten. Ich war damals furchtbar aufgeregt und hatte großen Respekt vor ihm. Man spürte das Amt, die Würde – aber im Gespräch zeigte er eine ganz andere Seite: große Zuwendung, echtes Zuhören, Interesse. Er fragte, was wir uns wünschten – und er setzte das dann auch um. Dieses Zuhören und seine Haltung, sich nicht einzumischen, sondern da zu sein, wenn man ihn braucht – das hat sich durch all die Jahre gezogen. Wir wussten: Er steht hinter uns, stärkt uns den Rücken.

Nicht nur meine persönliche Beziehung, sondern auch die der Elisabethinen zu Bischof Kapellari waren von großem Respekt geprägt. Wir wussten, dass wir mit allen Sorgen und Anliegen zu ihm kommen können. Er kam regelmäßig zu uns, feierte heilige Messe mit der Gemeinschaft und legte großen Wert darauf, nicht nur liturgisch präsent zu sein, sondern auch Begegnung zu ermöglichen. Wir erlebten ihn nicht als Amtsperson, sondern als den Menschen Egon Kapellari – warmherzig, aufmerksam, interessiert. Er sprach offen über die Sorgen der Diözese und bat uns um Gebet. Das war für uns eine große Ehre. Besonders zu den jungen Schwestern hat er heute noch ein väterliches Verhältnis – er begleitet sie im Glauben, spricht mit ihnen, ermutigt sie.

Besonders bewegend war seine Aufmerksamkeit für die kranken Schwestern, nach denen er immer zuerst fragte. Am Tag seiner Emeritierung, obwohl sein Tag dicht gefüllt war, fragte er: „Wo ist Schwester Magdalena?“ Sie war damals bereits schwer krank im Krankenhaus. Später erfuhren wir, dass er zu ihr gefahren war, eine Stunde lang an ihrem Bett saß und für sie gebetet hat. Als mein Bruder krank war, habe ich die tiefe Menschlichkeit des Bischofs selbst erfahren dürfen. Der Bischof begegnete ihm im Garten, sprach mit ihm, fragte immer wieder nach ihm und versicherte mir jedes Mal: „Ich bete für ihn.“ Das war keine Floskel, sondern ernst gemeint.

Seit 2015 lebt Bischof Kapellari bei den Elisabethinen. Es ist für uns etwas ganz Besonderes, dass er die Elisabethinen als Ort seiner Heimat gewählt hat. Er hätte überall wohnen können, aber er hat sich bewusst für einen Ort entschieden, der mitten unter einfachen Menschen liegt, in einem bunten, vielfältigen Umfeld.

Für mich hat das eine tiefe spirituelle Dimension: Ich denke da an die Begegnung des Mose mit Gott am brennenden Dornbusch – „Zieh deine Schuhe aus, denn der Ort, auf dem du stehst, ist heiliger Boden.“ So empfinde ich es auch hier: Wo ein Bischof lebt, denkt, betet, Menschen empfängt, wo er Gottesdienst feiert – dort ist heiliger Boden.

In allem habe ich ihn als tief geprägt von der Spiritualität des heiligen Franziskus und auch der heiligen Elisabeth erlebt. Die Haltungen der Armut und Demut machen ihn aus. Er ist ein Brückenbauer des Friedens, liebt die Schöpfung, kennt jeden Winkel unseres Gartens. Und im Geist der heiligen Elisabeth lebt er ganz nach ihrem Motto: „Schau hin und handle.“ Wenn er sieht, dass jemand Hilfe braucht, dann tut er etwas. Besonders sein liebevoller Blick für alte und kranke Menschen ist beeindruckend. Für ihn sind sie nicht am Rand, sondern im Mittelpunkt. Er kümmert sich auch um Menschen, die gescheitert sind. Sie haben bei ihm einen besonderen Platz. Das ist wahrhaft evangeliumsgemäß und zutiefst elisabethinisch.

Er hat sich immer für die Orden eingesetzt, besonders für die Ordensspitäler. Auch durch seinen Einsatz wurde die Betriebsabgangsdeckung ermöglicht – eine finanzielle Grundlage, ohne die viele Ordensspitäler heute nicht bestehen könnten. Das war eine existentielle Hilfe, die unser Wirken bis heute trägt.



Sr. Bonaventura Holzmann OSE,
seit 2013 Generaloberin der
Elisabethinen Graz.

Foto: Elisabethinen

Aus der Lauheit heraustreten

Von Florian Mittl

„Tretet heran zu Christus, dem lebendigen Stein, und lasst euch als lebendige Steine aufbauen zu einem geistigen Haus“, sagt der Text der Lesung aus dem ersten Petrusbrief den Christen der Frühzeit und auch uns heute. [...] Er provoziert zu einem Heraustreten aus Lauheit, zu einem deutlichen Ja oder Nein statt eines von Ernst Jandl auf sprichwörtlich gewordene Weise karikierten „Jein“.

(aus: Seit ein Gespräch wir sind ..., Gesendet)

Immer wieder hat Bischof Egon Kapellari dazu ermutigt, selbstbewusst und offen „in der Welt“ präsent zu sein. Glaube sei kein privates Sondergut, sondern – in Abwandlung eines Wortes von Alfred Polgar – „privates Weltereignis“. Glaube ist privat nur insofern, als er eine persönliche, intime Beziehung zu Christus ist. Aber eben diese Beziehung und deren lebensverändernde Tiefe sollen Christ:innen stets (mit-)teilen. Die Kirche ist der Ort, an dem dies in organisierter Weise und im Zusammenspiel von Tradition und Innovation passiert.

Oftmals scheint jedoch das „Jein“ zu dominieren und drückt sich aus in einem Rückzug ins Gewohnte. Kirchliche Gemeinschaften sind dann schnell zufrieden mit dem Bestehenden, bieten ein Programm für Insider, führen vielleicht die eine oder andere kosmetische Veränderung durch, schrecken aber davor zurück, große Steine zu bewegen. Schließlich will man ja nicht riskieren, auch noch die zehn Prozent zu verschrecken, die noch da sind.

Church of the Nativity

Dass es auch anders geht, durfte ich 2017/2018 in der Church of the Nativity in Baltimore, Maryland, erleben. Durch einen konsequenten Fokus auf Menschen, die wenig oder gar keinen Kontakt zu Kirche haben, ist es dort zu einem erstaunlichen und nachhaltigen Wachstum gekommen. Über das Drehen an den Stellschrauben Gastfreundschaft, Musik und Predigt (*ministry – music – message*) hat sich dort die Zahl der Pfarrmitglieder verdreifacht und deutlich diversifiziert. Anstatt sich darüber zu beschweren, dass sich eine Gemeinde in erster Linie an den 90 Prozent orientieren soll, die überhaupt nicht da sind (und da sprechen wir noch gar nicht von Atheist:innen und Menschen ohne Bekenntnis, sondern von offiziellen Katholik:innen), und nicht an den treuen

zehn Prozent, ist die Mehrheit den Weg mitgegangen und hat dadurch selbst eine tiefe spirituelle Wandlung hin zu einem missionarischen Glauben durchgemacht. Ergebnis: Ein großer Teil der Gemeinde engagiert sich ehrenamtlich in den diversen *ministries*, trifft sich in wöchentlichen Kleingruppen und/oder setzt sich im In- und Ausland für Arme und Benachteiligte ein.

Der solcherart eingeleitete Kulturwandel erreicht mittlerweile über eine REBUILT genannte Marke weltweit Gemeinden, die an wirklicher Veränderung mittels Evangelisation interessiert sind.

Evangelisation

Nun ist Evangelisation und noch mehr Mission/Missionieren ein stark belasteter Begriff, weshalb es leichter fällt, im „Jein“ zu verbleiben. Ich selbst glaube ja, aber ich muss doch niemanden mit meinem Glauben belästigen, oder? Eine solche Haltung vergisst aber den Grundauftrag Jesu: „Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ (Mt 28,19) Die Kirche hat nicht nur eine Mission, *sie ist Mission*. Das sollte sich im Leben ihrer Mitglieder widerspiegeln. Unaufdringlich, natürlich und anziehend. Das Evangelium ist aus sich stark, aber es verlässt sich auch auf entschlossene Wegbereiter:innen. Selbst ein reißender Strom wird ohne Flussbett irgendwann versiegen.

Auch Papst Franziskus hat sich während seines Pontifikats konstant für ein missionarisches Christentum stark gemacht und mit seiner Enzyklika *Evangelii Gaudium* eine echte Programmschrift verfasst: „Alle haben das Recht, das Evangelium zu empfangen. Die Christen haben die Pflicht, es ausnahmslos allen zu verkünden, nicht wie jemand, der eine neue Verpflichtung auferlegt, sondern wie jemand, der eine Freude teilt, einen schönen Horizont aufzeigt, ein erstrebenswertes Festmahl anbietet. Die Kirche wächst nicht durch Proselytismus, sondern durch Anziehung“ (EG 176).

Evangelisation soll also nicht dann hinzukommen, wenn man noch ein wenig Zeit erübrigen kann, sondern Grundhaltung sein. Als Christ:innen sind wir gesendet, Zeugnis zu geben. Zeug:in zu sein in jener „Bewegung, die Jesus

angezettelt hat und aus der die Kirche geworden ist“ (Paul Zulehner). Mit Freude statt Druck, mit Anziehung statt Proselytismus. Damit die „Leidenschaft Gottes für sein Volk“ (Joel 2,18) wieder in größerem Maße sicht-, spür- und erfahrbar wird. Damit Glaube auch für andere zum privaten Weltereignis werden kann.

Kirche im Kino

Zurück in Österreich, darf ich meine Lernerfahrungen aus den USA vor allem in der Initiative *Kirche im Kino* einbringen. Der enorme Relevanzverlust der Kirche (der auch in den USA immer spürbarer wird) hat neben Kritik an Strukturen, Formen, Regeln oder einzelnen Vertreter:innen meistens damit zu tun, dass sich Menschen schlicht und einfach nicht vorstellen können, dass Kirche ihnen „etwas geben“ könnte. Ich merke aber auch, dass viele großes Interesse an und ein Gespür für Spiritualität haben. Für genau diese Personen ist *Kirche im Kino* ein Angebot. Zweimal im Monat feiern wir heilige Messe im Grazer Schubertkino, mit einer Atmosphäre der Gastfreundschaft, einer professionellen Band, die christlichen Rock und Pop spielt, einer alltagsrelevanten und im Team entwickelten Predigt, sowie Bildern, Videos, Filmausschnitten und interaktiven Elementen auf der großen Leinwand; (auch) frei nach dem Motto: „Wo Gott in der Liturgie geehrt wird und die Menschen in Liebe zusammenkommen, dort kann es auch eine gestalterische Pluralität geben“ (Bischof Kapellari). Im Sinne des katholischen „Sowohl als auch“ kann *Kirche im Kino* somit der spirituellen Landschaft in der Steiermark eine sinnvolle Ergänzung hinzufügen.

Der Großteil der Mitfeiernden besteht aus Personen, die auf Englisch als „dechurched“ bezeichnet werden, d. h. Personen, die kirchlich sozialisiert, aber in keiner Gemeinde aktiv oder auch nur präsent sind. Bei *Kirche im Kino* finden sie einen neuen Zugang zu ihrem Glauben und laden Freunde und Bekannte ein, ebenfalls einmal zu kommen. Ungefähr fünf bis zehn Prozent sind wirklich „unchurched“, d. h. ausgetreten oder ohne Bekenntnis aufgewachsen, sehr oft atheistisch. Sie kommen aber auf Einladung, genießen die Atmosphäre und Gemeinschaft und lassen sich in ihrem Tempo auf das Geschehen ein. Der dritte Teil sind regelmäßige Kirchgänger:innen, die neugierig sind, das Projekt unterstützen oder einmal etwas

anderes erleben wollen. Demografisch hat sich eine gute Mischung ergeben: junge Erwachsene und Jungfamilien bis hin zu älteren Personen.

Zusätzlich zum Gottesdienst bieten wir Alphakurse und Kleingruppen an und bringen uns über karitatives Engagement aktiv in die Gesellschaft ein.

Wach, fröhlich, wetterfest, missionarisch

„Wache, fröhliche, wetterfeste und missionarisch ausstrahlende Christen“ brauche es, wie Bischof Kapellari immer wieder betont hat. Christinnen und Christen, die trotz der schwierigen kirchlichen Großwetterlage und einer abnehmenden Bindung an Institutionen im Allgemeinen lebendige Steine und Wegzeichen sind. Die nicht lau, sondern begeistert erzählen von dem, was in ihrem Leben durch die Kraft des Evangeliums passiert ist. Die das, was Jesus angezettelt hat, in seinem Sinn weitertragen. Die sich nicht auf eine Kirche als Dienstleistungsbetrieb für wenige Insider verlassen, sondern die selbst einen Dienst für die vielen leisten. Die Gottes Leidenschaft für die Welt teilen und sich für die Gesellschaft einsetzen. Bischof Kapellari war und ist solch ein leidenschaftlicher Christ.

Florian Mittl,
studierte im Lehramtsstudium
Religion und Romanistik in Graz
und Paris, Doktorat in Theologie.
Derzeit Ausbildungsleiter für
Theologiestudierende und Leiter
von *Kirche im Kino* in Graz.
Aktiv im Migrations- und Flüchtlingsbereich engagiert.

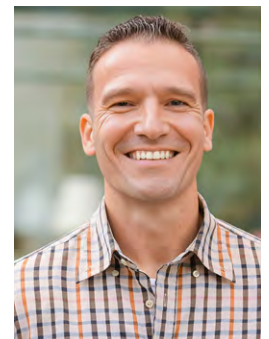


Foto: Neuhold

Ein Leben als Ort der Glaubwürdigkeit

Von Peter Allmaier

Was die Moderne als geradezu unmögliche geistige Gymnastik ansieht – die Spannung zwischen der geistigen Unabhängigkeit eines wachen Denkers und der kirchlichen Bindung eines gläubigen Katholiken –, hat Bischof Kapellari in produktiver Weise ausgehalten und für seine Zeit fruchtbar gemacht.

Wer seine Bibliothek kennt, begegnet in ihr einer erstaunlichen Sammlung von Besitzstücken, die zugleich ein Spiegel seines Denkens sind. Seine Bücher lassen einen Geist erkennen, der das Wissen nicht hortet, sondern bewohnt; von einem Leser, der wirklich noch liest – nicht aus Pflicht, sondern aus Erkenntnisfreude.

Kapellari will wissen, was vom Wissbaren zu wissen ist, und ist zugleich entschieden Gegner jener geistigen Engführung, die die Welt auf das Empirische und Erklärbare reduziert. Für ihn ist die Vernunft nicht der Gegenspieler des Glaubens, sondern dessen Verbündete im Ringen um Wahrheit. Er betont die Radikalität des Glaubens, dessen Wurzeln verborgen bleiben, und wendet sich gegen jene neukirchliche Haltung, die das Geglaubte gegen jede wissenschaftliche Einsicht zu immunisieren versucht.

Die spannungsreiche Verbindung von Glauben und Wissen, die für Bischof Kapellari kennzeichnend ist, kann auch so ausgesagt werden: „Geglaubt werden kann nur das, was nur geglaubt werden kann.“ (Peter Knauer SJ) Was auf den ersten Blick tautologisch erscheint, ist bei näherem Hinsehen Ausdruck eines für das Evangelium typischen Ineinanderfallens von Glaubensinhalt und Glaubensvollzug, auch wenn die Differenz erhalten bleibt. Weder der offenbarungsfundierte Glaube noch die wissenschaftsbasierte Vernunft darf den Anspruch der Bevormundung erheben. Der Glaube ist kein Gegenstand, den man restlos objektiviert beschreiben könnte, sondern eine Bewegung, die sich nur verstehend vollzieht, indem man sie praktiziert. Kapellaris Denken war immer performativ im besten Sinn – ein Denken aus dem Glauben heraus, das den Glauben selbst durch Denken vertieft.

Wie Glaube und Vernunft, so sind auch Gesellschaft und Kirche zusammen zu denken. Der oft leichtfertig erhobene Vorwurf der mangelnden Modernitätspassung ist rasch als Ausdruck ideologischer Denkverweigerung entlarvt. Spätestens seit Francesco Petrarca, einem Humanisten der

ersten Stunde, wird das Wort vom „finsternen Mittelalter“ zur Selbstversicherung einer Gegenwart durch Abwertung des Vergangenen gebraucht. Auch die Moderne kennt diese Mechanik der Selbstbestätigung durch Diffamierung – entweder mit der Kirche oder mit der säkularen Gesellschaft als Projektionsfläche. Bischof Kapellari ist dieser Versuchung nicht erlegen. Er versteht die Kirche als Gesprächspartnerin im gemeinsamen Suchen nach Wahrheit. Seine Wertschätzung der modernen Welt und ihrer Institutionen war nie taktisch, sondern theologisch begründet: In der Anerkennung des Vorletzten sieht er den Raum, in dem das Letzte vernehmbar wird. Der Glaube ist für ihn kein Rückzugsraum, sondern eine Weise, sich der Welt vertieft zuzuwenden. Gerade im Bewusstsein des Transzendenten blieb ihm die horizontale Dimension – das Mitsein der Menschen, die Sorge um das Gemeinwesen, das ethische Gebot der Solidarität – unverzichtbar.

Kapellari besitzt jenen seltenen analytischen Blick, der präzise beschreibt, ohne zu zergliedern. Doch er verweilt nicht in der Diagnose. Sein pastorales und theologisches Wirken war stets auf das Heilsame gerichtet – auf die Transformation des Menschen und der Welt. Er verstand die Kirche nicht als museale Bewahrerin, sondern als gegenwärtige Kraft der Heils- und Sinnvermittlung. Seine Art des Leitens war geprägt von intellektueller Redlichkeit, innerer Freiheit und einer tiefen spirituellen Gelassenheit, die aus dem Vertrauen auf Gottes Wort erwächst.

Zum 90. Geburtstag ist daher nicht nur zu gratulieren, sondern zu danken – für das Zeugnis einer Existenz, die im Dienst der Vernunft des Glaubens steht und dadurch selbst zum Ort der Glaubwürdigkeit wird.



Peter Allmaier,
1989 zum Priester geweiht, 1998
Promotion im Fach Kirchengeschichte an der Universität Wien.
Seit 2010 Dompfarrer in Klagenfurt
und Leiter des Referats für Stadtpastoral sowie Seelsorger für
Gläubige italienischer Sprache.

Foto: privat

24.01.1982

Von Gerhard Kalidz

Am 24.01.1982 war ich bei der Bischofsweihe mitten unter den Seminaristen – dank Msgr. Markus Mairitsch, der damals Zeremoniar war, und obwohl ich kein Seminarist war. Danach gab einen Empfang des neu geweihten Bischofs, bei dem es auch zu einer kurzen Begegnung mit ihm kam. Eine beeindruckende Feier, ein großartiger Mensch stand plötzlich vor mir und ich war überrascht, wie freundlich und zugänglich er war, kannte ich doch den Bischof nur aus Kindheitstagen, einmal als ich für ihn im Kolpingsaal, aus Anlass seines Namenstages am 19. März – ich war damals 12 Jahre alt –, Theater gespielt habe und so dem Bischof vorgestellt wurde. Und ein zweites Mal – ich war gerade zum Pfarrgemeinderat in Welzenegg gewählt worden – war ich auch beim Mittagessen mit dem damaligen Diözesanbischof Joseph Köstner dabei. Bischof Kapellari lud mich ein, ich möge doch einmal ins Bischofs- haus kommen. Es dauerte ein halbes Jahr, dann war ich wirklich eingeladen, als damals knapp 17-Jähriger. Das Gespräch war sehr schön, ich verstand nicht alles, was der Bischof in den 1 ½ Stunden mir mit auf den Weg gab, aber es war ein sehr wichtiges Gespräch. In mir arbeitete das Gespräch nach, hatte ich doch vor, eher das Medizinstudium aufzunehmen, als in das Priesterseminar einzutreten. Im Laufe der Zeit gab es immer wieder Gesprächstermine beim Bischof und er gab mir immer Bücher mit, die ich gerne gelesen habe, obwohl ich nicht alles von dem, was ich las, auch verstand.

Kurz vor meiner Reifeprüfung im Jahre 1983 meinte Bischof Kapellari zu mir: „Was haben Sie nun vor, wenn Sie die Reifeprüfung erlangen?“ Ich sagte ihm, dass ich mich gegen den Militärdienst entschieden habe und Zivildienst beim Roten Kreuz, meine große Leidenschaft, machen werde und dann das Medizinstudium aufnehmen werde. Er meinte zu mir, halbwegs gute Ärzte gibt es viele, gute Priester gibt es nicht so viele. Ob ich mich nicht doch entscheiden würde, diesen Weg des Lebens einzuschlagen?

Rund um die Reifeprüfung traf ich dann die Entscheidung, doch den Weg des Priesters einzuschlagen und in das Priesterseminar einzutreten. Aus dem Gesprächsbegleiter in meiner Jugend wurde nun der Bischof, in dessen Priesterseminar ich dann das Studium begann.

Wertvoll war mir immer wieder die Möglichkeit, mit dem Bischof über meine Zweifel zu reden, nachzusinnen, und es war wunderschön, einfach mit ihm zu reden, mit ihm im Auto unterwegs zu sein, den einen oder anderen Spaziergang in der Maria Saaler Gegend zu unternehmen und so im Austausch zu bleiben.

Ich bin überzeugt davon, dass er unverwechselbar der war, der in mir den Mut und die Entschiedenheit reifen ließ, sodass ich dann auch 1991 zum Priester geweiht wurde.

Nun wurde der Bischof mein „Chef“ und ich war weiterhin in gutem Gesprächsaustausch mit dem Bischof.

Ein entscheidender Einschnitt in meiner priesterlichen Existenz war, dass 2001 Bischof Kapellari sich entschied, der Bitte des Papstes nachzukommen, Diözesanbischof von Graz zu werden. Für mich war das kein guter Tag, als er ein letztes Mal in St. Gertraud zu Besuch war und mir mitteilte, dass er nun unsere Diözese verlassen würde. Aber vielleicht war das auch der Moment, wo aus dem Bischof ein Freund werden konnte.

Im Laufe der nächsten Jahre gab es in meinem Leben auch eine große Veränderung. 2003 wurde ich Generalvikar der Diözese unter dem neuen Bischof Dr. Alois Schwarz.

Ich kann unumwunden sagen, in diesen Jahren als Generalvikar war er mir Stütze, Halt und auch Orientierung in den Tagen dieses nicht einfachen Amtes für unsere Kirche.

So wurde aus dem Wegbegleiter aus der Jugend, aus dem „Chef“ als Diözesanbischof von Gurk ein väterlicher Freund, der bis zum heutigen Tag dies geblieben ist.

Wenn ich Bischof Kapellari beschreiben müsste, dann fallen mir viele Worte ein: ein exzellenter Gesprächspartner, ein fürsorglicher Mitmensch, ein väterlicher Freund in allen Belangen des Lebens und der priesterlichen Existenz.

Ich wünsche Egon Kapellari aus ganzem Herzen, dass er noch lange für diese unsere Kirche und auch für viele Menschen als Gesprächspartner, als Wegbegleiter, als Bischof lebt und Gott ihn segne.

Gerhard Kalidz,
studierte Theologie in Salzburg
und Graz. Priesterweihe 1991.
Seelsorgetätigkeit im Lavanttal
und in Klagenfurt, seit 2008
Stiftspfarrer von Gurk.



Foto: Diözese Gurk

Die Leiter in den Bücherhimmel und darüber hinaus

Von Cordula Schmeja-Herzog

Es mag verwundern, dass ein Mensch mit einer so leisen, verhaltenen Stimme, mit einer Vorliebe für einen mehrfach verschränkten Satzbau und einem reichen Fremdwortschatz Anlass für Streitigkeiten unter vier Geschwistern im Volksschulalter sein konnte, wer denn nun anlässlich seines Besuches bei uns zuhause neben ihm sitzen dürfe.

Es mag verwundern, dass dieser zurückhaltende Gast in der kindlich reduzierten Sprache meines Bruders vertraut „Kapi“ genannt wurde.

Es mag sein, dass die besondere Bedeutung, die diesem Freund meiner Eltern auch durch uns Kinder zuteilwurde, mitverursacht war durch das Gefühl, exklusiver Gast eines sich wöchentlich wiederholenden Rituals zu sein, wenn wir sonntags am späteren Vormittag die eher spärlich angenommene Studentenmesse in der – damals neu gebauten – Kirche der Pfarre Kroisbach besuchten.

Sicherlich aber hinterließen die Besuche in seiner Wohnung im Studentenheim der Leechgasse 24 einen unvergesslichen Eindruck bei uns Kindern, im Besonderen die Leiter in den Bücherhimmel, die damit exemplarisch für mehr und manches darüber hinaus stand.

Als Studentin der Grazer Katholischen Hochschulgemeinde hatte meine Mutter in den 1960er Jahren Egon Kapellari kennengelernt und ihm nicht zuletzt im Rahmen der Skitage der Katholischen Hochschuljugend auch als zertifizierte Skilehrerin das Skifahren beigebracht. Darüber hinaus aber hat der von ihm als Hochschuleseelsorger aufgetane Denkhorizont meine Eltern wohl so nachhaltig beeindruckt, dass sie – als längst den Studienzeiten Erwachsene – regelmäßige Besucher der Hochschulgottesdienste blieben. Für uns Kinder bedeutete dies, dass auch unsere erste kirchliche Sozialisation nicht in Pfarren mit einem damals zunehmend auch kindorientierten Angebot erfolgte, sondern – nach Aufgabe der Gottesdienste in Kroisbach – in den abendlichen Studentengottesdiensten in der Stiegenkirche, zu denen wir regelmäßig um einige Minuten zu spät kamen, um dennoch unbekümmert die erste Reihe vorne rechts aufzusuchen.

Als es dann hieß, Egon Kapellari könnte zum Bischof von Kärnten ernannt werden, brachten wir Kinder all unser rhetorisches Können ein, um dies in Briefen an den Papst,

aber auch an das Christkind zu verhindern – beide blieben unerhört und unbeantwortet.

In den darauffolgenden Jahren führten uns dann regelmäßige Besuche in das bischöfliche Palais in der Mariannengasse in Klagenfurt, um dort – angesichts eines uns Kinder in seiner Farbintensität beeindruckenden Bildes von Wolfgang Hollegha – mehr und mehr Anteil an den Gesprächen unserer Eltern mit Bischof Egon zu nehmen. Diese dominierte damals vor allem unser Vater mit Diskussionen von Fragen gesellschaftlicher und kirchenpolitischer Relevanz. Meine Mutter hingegen bevorzugte das geschriebene Wort, sodass ein bis zu ihrem Tod währender Briefwechsel entstand, der religiöse wie auch existentielle Themen von Lebenssinn, Krankheit und Tod zur Sprache brachte.

In diesem diskursiven Spannungsfeld zwischen Himmel und Erde haben auch mich die Begegnungen mit Bischof Egon in meinem Denken und Glauben beeinflusst, nicht zuletzt seine Sprache, die dem Gesagten in ihrer Auseinandersetzung mit Literatur – vor allem Lyrik – eine besondere Tiefe zukommen ließ, aber auch in einem ersten Kennenlernen der Gedankenwelt großer Theologen und Philosophen.

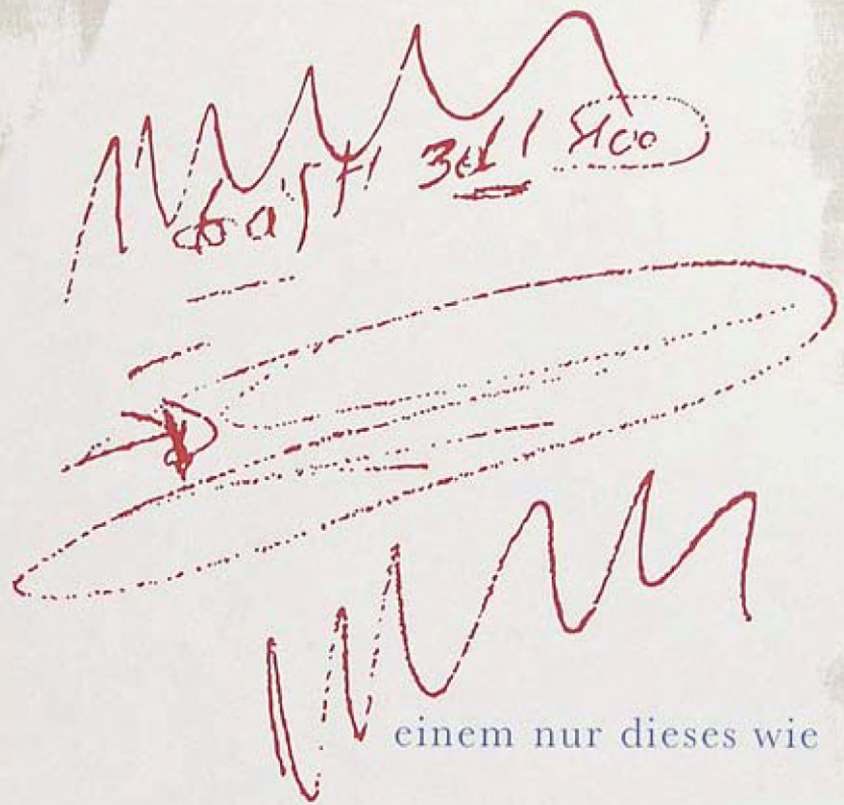
In einer unvergleichlich präzisen Deutlichkeit vermag Egon Kapellari zu Fragen der Zeit, den Nöten der Gesellschaft und – damit oftmals einhergehend – der Kirche Stellung zu beziehen und so immer wieder herausfordern: des Gegenüber zu sein.

Zahlreiche Bücher Bischof Egons stehen nun in unseren Regalen, sind Teil unseres Bücherhimmels geworden, die Leiter von damals aber führt – auch für uns – weit darüber hinaus.



Cordula Schmeja-Herzog, seit 2020 Mitarbeiterin im Wirkfeld „wohnen&leben“ und bei „Betreutes Wohnen“ der Elisabethinen Graz.

Foto: Elisabethinen



Bewegte Jahrzehnte

Von Franz Küberl

Mein erstes, sehr persönliches Gespräch mit Dir in Graz fand 1977 knapp vor Weihnachten statt. Ich kam aus Wien, Du holtest mich vom Bahnhof ab, zu einem langen Gespräch, bei Dir in der Leechgasse. Eine Folge davon war, dass mich Prälat Karl Strobl angerufen hat, um mit mir zu frühstücken. Ein sehr dichtes Gespräch, dem noch mehrere folgten. Und die meinen Horizont als Jugendverantwortlicher weiter und auch tiefer formten. Erst später schaltete ich, das Gespräch mit Strobl hast natürlich Du vermittelt.

In Deiner Funktion als Generalassistent der Katholischen Aktion hast Du Deine spirituelle Begabung ausstrahlen können. Und Deine Prinzipien deutlich gemacht. Ein Beispiel dafür: Dein Einsatz für Christine Filipancic. Ihre persönlichen Lebensumstände wurden von der Obrigkeit als zu missbilligen beurteilt. Dein klares Wort hat ihr Würde und Existenz gerettet. Das hat in Wirklichkeit auch der Kirche geholfen. Denn sie hat später noch große Projekte für bedrängte Frauen aus der Taufe gehoben.

Seit 2001 warst Du als Diözesanbischof von Graz-Seckau auch mein direkter Chef. Dein Führungsstil war bemerkenswert. Du hast in Graz, wie in Deinem ganzen Wirken, immer für offenes Gespräch gesorgt. Anliegen, Fragen, Probleme, Konflikte, Richtungsentscheidungen: Dein Anliegen war immer, dass der Austausch und die Debatten anhand von Argumenten, Fakten, Beweisbarkeiten die Gespräche dominierten. So entstand dann Begegnung und Respekt. Und wenn Emotionen zu stark und Argumente zu schwach wurden, sah man Dir die Ungeduld an.

In Wirklichkeit hast Du aber Dein Bischofsamt „multikulturell“ ausgeübt. Da fällt mir unser gemeinsamer Besuch bei Ö3 ein. Zur Überraschung der Redaktion warst Du einen ganzen Nachmittag auf Besuch. Um Dich zu informieren, wie sie arbeiten, was sie bewegt, was sie im Inneren trägt, wie sie mit ihren HörerInnen kommunizieren.

Unvergesslich bleibt mir: In Deiner gesamten Grazer Amtszeit warst Du immer mit mir am Vormittag des Heiligen Abends zu Besuch bei Schützlingen in der Caritas: ob in Pflegewohnhäusern, Obdachloseneinrichtungen, Besuchen bei Menschen, die zu Hause gepflegt wurden, in Mutter-Kind-Wohngemeinschaften. Immer mit ungemeinem Gespür, Interesse und Verständnis für die oft bedrängende Lebenssituation der Besuchten. Und mit Anerkennung für die in diesen Einrichtungen hauptberuflich und ehrenamtlich Tätigen. Da habe ich auch Deine Gelassenheit im Umgang mit karger Religiosität beeindruckend erlebt.

Du warst natürlich ganzjährig auch Bischof Deiner Caritas. Einmal besuchten wir die Schwangerenberatung der Caritas in Graz. Auch hier: zuhören, nachfragen, erspüren der realen Probleme und heiklen Situationen, mit denen die Mitarbeitenden der Beratungsstelle zu tun hatten. Zur Zeit der heftigen Debatten zum Wesen von Beratung in diesen schwierigen Lebenssituationen zwischen Rom und der katholischen Kirche in Deutschland.

Du bist aber auch ein großer Kirchenpolitiker. Nicht nur Redeentwürfe für höchste Amtsträger, auch wichtige Weichenstellungen in Österreich tragen u. a. Deine Handschrift. Beispielhaft sei Deine Mitwirkung, gemeinsam mit drei anderen Bischöfen, an einer endgültigen Bereinigung der Causa Groer erwähnt, wie auch die Miteinfädelung der „Klasnic-Kommission“ zur Bewältigung der Dramen aus Missbrauch und Gewalt gegenüber Schutzbefohlenen im innerkirchlichen Milieu.

Noch eine persönliche Bemerkung: Möglicherweise habe ich nicht zu den handsamsten Mitarbeitenden des Diözesanbischofs gezählt. Dazu waren meine Aufgaben in der Caritas und im Stiftungsrat des ORF zu umfangreich. Aber Dein Umgang mit mir war von großer Wertschätzung geprägt. Und Du bist immer hinter mir gestanden. Auch wenn wir im Laufe der Zeit auch unterschiedliche Ansichten hatten, wie Konflikte oder Problemstellungen zu bewältigen seien. Aber ich kann mich an keinen wirklichen Hader erinnern. Sondern immer an den Versuch, möglichst solide Lösungen herbeizuführen.

Du hast eine große Ernte in die Scheunen der Kirche und unseres Landes eingebracht. Und ich bin sehr dankbar dafür, dass ich Dich über so viele Jahre so erleben und Dir mannigfach begegnen durfte.

Alles Gute zum Geburtstag. Gott möge Dich mit seinem Segen weiterhin begleiten.

Franz Küberl, geb. 1953 in Graz, setzte sich in vielen Funktionen in der katholischen Kirche für eine gerechtere Gesellschaft sowie bessere Lebensbedingungen für Benachteiligte ein. Von 1994 bis zum Ruhestand 2016 Direktor der Caritas Steiermark, von 1995 bis 2013 Präsident der Caritas Österreich.



Foto: Neuhold

Ein Plädoyer für die Mitte

Von Anna Hollwöger

„Durch die Säulen der Abteikirche Seckau, Wiege der steirischen Diözese, fällt der Blick auf Christus. Das schlichte Kreuz ist das Zentrum dieses Gotteshauses – und unverrückbare Mitte des christlichen Glaubens.“ So beschreibt Bischof Egon Kapellari das Titelbild seines bislang letzten Buches, der Nachlese *Schritte zur Mitte*, erschienen im Jahr 2016. Das Nachdenken über die „Mitte“ und das Bemühen, diese zu stärken, sind ein Hauptcharakteristikum seines priesterlichen und bischöflichen Dienstes.

Die „Mitte“ – man mag sie als breit beschreiben oder als gesund empfinden – scheint zu jenen Phänomenen zu gehören, die man erst wahrnimmt, wenn sie fehlen. Der Blick auf die (partei-)politische Landschaft egal wo in der westlichen Welt bestätigt diese Wahrnehmung. Wo das Zentrum fehlt, werden Randerscheinungen leicht zur neuen Normalität, erwecken Einzelfälle gerne den Eindruck, den Status einer Majorität zu beschreiben. Vieles definiert sich nur mehr über die Extreme gleich welcher Peripherie.

Auch die katholische Kirche leidet (möglicherweise schon viel länger) unter dem Verlust einer bislang ebenso als selbstverständlich wie unkompliziert empfundenen Mitte. Dies ist in mancherlei Hinsicht problematisch: theologisch wie kirchenpolitisch oder sozial. Kategorisierung als „links“ oder „rechts“ mag helfen, manches (auch sich selbst) einzuordnen; in erster Linie aber leistet sie einer „simplification dangereuse“ Vorschub, der Versuchung, die Welt einfach zu unterteilen in Schwarz oder Weiß, Gut oder Böse, oder eben in Links oder Rechts ... „Verstehen Sie mich nicht zu schnell!“, bekommt man gelegentlich von Egon Kapellari zu hören – ein weiser Ordnungsruf, der moniert, das Gehörte zu reflektieren und im Zweifel einer (weiteren) gedanklichen Differenzierungsschleife zu unterziehen.

Die Mitte auszuloten, ist also mitunter durchaus fordernd, aber notwendig, denn nur wer diese kennt und spürt, kann an die Ränder gehen und auch an diesen arbeiten. Das von Papst Franziskus immer wieder (etwa in seiner Enzyklika *Fratelli tutti*, 2020) geforderte Engagement für die Menschen am Rande der Gesellschaft ist nur schaffbar, wenn man um die Mitte weiß und idealerweise selbst gut und zentral geerdet agieren kann. Beides – Erdung wie Engagement nach außen – ist aktuell nicht einfach. Möglicherweise ist es auch die fehlende Mitte, die in der Konsequenz Toleranz- und Akzeptanzprobleme forciert.

Aus welcher Selbstverständlichkeit heraus lassen sich welche „Sonderwege“ dulden – eine essentielle Frage für die Gesellschaft wie für die Kirche.

Es sei ihm um die „pronounced Mitte“ zu tun, sagte mir Bischof Egon in einem Gespräch im Sommer 2025. Offen zu sein und zugleich klar und – wenn notwendig – auch kantig, scheint mir der Anspruch zu sein. Dies setzt allerdings voraus, dass man – um im Kirchlichen zu bleiben – um seinen Glauben weiß. Der kürzlich zum Kirchenlehrer erhobene John Kardinal Newman meinte (konkret im Zusammenhang mit der Rolle von Laien in der Kirche), er wünsche sich „Menschen, die ihr Glaubensbekenntnis so gut kennen, dass sie darüber Rechenschaft ablegen können“. Dies setzt weiters voraus, dass man auch bereit ist, allen Rede und Antwort zu stehen, die nach der Hoffnung fragen, die einen erfüllt (vgl. 1 Petr 3,15). Nur so lässt sich auch für andere jene „Mitte“ definieren, die nicht besser bildlich beschrieben werden kann als durch das Kreuz Christi.

„Das Gesicht des Gekreuzigten ist frei von Schmerz, die ausgebreiteten Arme, wenngleich auf das Holz gezwungen, wirken einladend offen. Wie Johannes blicken die Menschen auf dieses um 1220 entstandene Symbol des Lebens“, geht die Beschreibung des Buchcovers weiter. Der freimütige Gestus Christi als Sinnbild für eine einladende Kirche charakterisiert auch das grundsätzliche Bemühen Bischof Egons um die Mitte trefflich. Diese Haltung als Mitarbeiterin zugemutet zu bekommen, war einer der großen Glücksfälle in meinem Leben.



Anna Magdalena Hollwöger, ist seit 2002 Mitarbeiterin der Diözese Graz-Seckau, u. a. Pressesprecherin. Seit 2017 Generalsekretärin der Katholischen Aktion Steiermark, seit 2020 zudem Leiterin des diözesanen Ressorts Seelsorge & Gesellschaft.

Foto: Neuhold

Zwischen Schönheit und Veränderung

Von Lukas Grangl

„Im Opus ‚Herrlichkeit‘ geht es bekanntlich um keine Ästhetisierung des christlichen Glaubens fernab von Leid des Menschen und geschichtlichen Tragödien. Das Werk vollzieht vielmehr eine Wende in der abendländischen Ästhetik. Es geht hier tiefgreifend um das Sich-Zeigen von Gottes Wahrheit und Liebe, und dies nicht bloß und vor allem in klassischer Schönheit, sondern in der Schönheit der in Jesu gekreuzigten Liebe Gottes.“

(aus: Seit ein Gespräch wir sind ..., Laudatio für Hans Urs von Balthasar 1905-2005)

Am Beginn dieser Annäherung an Bischof Dr. Egon Kapellari Laudatio auf den großen Theologen Hans Urs von Balthasar anlässlich von dessen 100. Geburtstag steht ein nüchterner, für die kirchliche Praxis jedoch einschneidender Befund: Kirche und Glaube bewegen sich in der heutigen Gesellschaft in einem wechselläufigen Spannungsfeld, das durch die gesellschaftlichen Wirkmächtigkeiten Individualismus, Ökonomisierung und multioptionaler Pluralismus erzeugt wird. Diese Veränderungen werfen die für die Kirche stets aktuelle Frage auf, wie heute eine Annäherung an das Geheimnis des Glaubens stattfinden kann.

Vor diesem Hintergrund gewinnt der Text sowohl aus theologischer als auch aus gesellschaftswissenschaftlicher Perspektive seine exemplarische Bedeutung: Bischof Dr. Kapellari interpretiert Balthasar nicht nur biografisch, sondern als Entwurf einer „katholischen Weite, Tiefe und Fülle“, die sich gegen jede Verflachung von Leben und Glauben richtet. In der Textfassung der Laudatio hebt er Hans Urs von Balthasars Fähigkeit zur „Schau der Gestalt“ – zur synthetischen Zusammenschau – sowie seine disziplinierte Frömmigkeit hervor. Diese Gestaltenschau verweist auf eine Grundkonstante der Wirklichkeit selbst, die den Dienst der Kirche in der Gesellschaft prägt: Veränderung. Ein wesentlicher Teil der kirchlichen Aufgabe besteht heute darin, pastoral sensible sowie gesellschaftlich und theologisch fundierte Antworten auf diese Veränderung zu finden. Denn die Veränderungen sind umfassend: Sie betreffen Struktur und Organisation, Individuum und Gruppe, Innen und Außen.

Balthasars Werk stellt gerade aus dieser Sicht einen „Schatz“ für Theologinnen und Theologen dar und sensibilisiert dazu den Blick auf Gottes Präsenz in der Welt

zu weiten, eine Fähigkeit, die gerade in einer zunehmend schnelllebigen Zeit an Bedeutung gewinnt. Es ist eine Zeit, die geprägt ist von der Vielfalt möglicher Optionen – nicht nur materieller, sondern auch geistiger –, aus denen das auf sich zurückgeworfene Individuum wählen kann. Balthasar bietet hier, wie Bischof Dr. Kapellari treffend bemerkt, die Alternative einer Theologie, die nicht als Rückzug, sondern als Ermutigung zum Wahrnehmen des Menschlichen und Schönen verstanden wird – unabhängig von den Umständen und Erdteilen, in denen Kirche stattfindet.

Gott ist überall gegenwärtig

Wer sich Balthasar selbst zuwendet, findet in dessen Hauptwerk eine bedeutungsvolle Dreiteilung in „Herrlichkeit“, „Theodramatik“ und „Theologik“. Es ist ein Denken, das vom Sich-Zeigen Gottes in den Formen des Wahren, Guten und Schönen ausgeht und die Theologie als szenisches, dramatisches Ereignis versteht. Balthasar insistiert auf dem „Sich-Geben“ Gottes im Verlauf der Geschichte und in der Gestalt Jesu. Sein Denken bleibt zugleich hinsichtlich der ästhetischen Dimensionen des Glaubens aufmerksam. Aus dieser Perspektive erscheint der Glaube nicht primär als Regel oder System, sondern als Schau und Hingabe: Gottes Herrlichkeit zeigt seine Schönheit, er spricht zu uns als der göttliche Logos und erschließt und erweist in der Auseinandersetzung mit der Freiheit des Menschen seine Güte. Gerade dieser integrative Blickwinkel trägt die Kraft in sich, mit geschärftem Blick die „Zeichen der Zeit“ (*Gaudium et spes* 4) zu erkennen und zur Erneuerung des Glaubens in der Gegenwartsgesellschaft beizutragen. Eine Sensibilität, wie sie gerade auch der aktuell stattfindende, globale „synodale Prozess“ fordert.

Bereits Max Weber lieferte 1919 in *Wissenschaft als Beruf* eine gesellschaftliche Grunddiagnose, die für eine Interpretation von Balthasar hilfreich sein kann: In der Moderne entzieht sich die Welt einer magischen, symbolischen Dichte. Diese sprachbildliche „Entzauberung“, die durch Rationalisierung und Intellektualisierung vorangetrieben wird, lässt die Wirkung von Bildern und gewohnten Formen des Heiligen schwinden. Aus diesem Mangel heraus ergibt sich die theologische Aufgabe, das Sichtbare

so zu deuten, dass es wieder zeugnisfähig wird. Genau hier setzen Balthasars Programm der „Schau der Gestalt“ und Bischof Dr. Kapellari Laudatio an: Es geht nicht um eine ästhetische Flucht, sondern um eine geistige Praxis, die das Sich-Zeigen Gottes in konkreten Formen freilegt. Aus der Perspektive der komplexen sozialen Wirklichkeit, in der sich die Kirche im Heute verwirklicht, kann Hans Urs von Balthasar eine Perspektive bieten, die Kraft und Hoffnung stiftet und dabei auch die Sensibilität für Gottes Wirken in einer lauten Welt vertieft.

Wozu Kirche heute?

Hans Urs von Balthasar erkannte die Herausforderungen der modernen Gesellschaft in ihrer ganzen Dramatik. Er antwortete jedoch nicht mit Klage, sondern setzte ihnen eine Theologie entgegen, die ihre Antwort in einer Rückgewinnung des Staunens findet. Seine „Schau der Gestalt“, die Bischof Dr. Kapellari in seiner Laudatio so eindrucksvoll würdigt, kann in diesem Sinne als ein Programm gegen die Sinnleere der Moderne verstanden werden. Sie ruft dazu auf, das Schöne, Wahre und Gute wieder als Zeichen einer tieferen Wirklichkeit zu sehen. Balthasar wusste, dass der Glaube nicht allein durch Argumente lebt, sondern durch Erfahrung, durch das Ergriffensein vom Sinn, der sich zeigt. Gerade in einer Zeit, in der die Gesellschaft als eine Dispersion möglicher Optionen und individueller Lebensentwürfe wahrgenommen werden kann, wirkt dieser Gedanke fast subversiv. Denn die Schau der Gestalt verlangt Stille, Sammlung und Geduld. Sie verlangt eine Kultur der Aufmerksamkeit – ein Wort, das auch das Wirken von Bischof Dr. Kapellari beschreibt. Er war nie ein Mann der Schlagzeilen, sondern ein Bischof des Zuhörens, ein Beobachter, der in einer zunehmend lauter gewordenen Welt auf die feinen Linien des Glaubens verwies. Balthasars Gedanke steht somit quer zu einer Gesellschaft, die ihre Deutungshoheit an technische und organisationale Systeme, ökonomische Effizienz und Effektivität abgibt. Wenn alles quantifiziert, bewertet und berechnet wird, verliert der Mensch seine Fähigkeit zur Kontemplation. Dagegen behauptet Balthasar die Würde des Geheimnisses: Es gibt Dinge, die sich nur dem Ergriffenen, nicht dem Berechnenden zeigen.

Auch Papst Franziskus erinnert in *Evangelii Gaudium*, dass die Kirche Gefahr läuft, sich in Strukturen zu verlieren und ihre Schönheit zu vergessen. Schönheit ist der Ort, an dem Wahrheit liebenswert wird. Eine Kirche, die nicht mehr schön ist, die keine Gestalt zeigt und keine Sprache für die Seele findet, wird im Dröhnen der Gegenwartsgesellschaft unhörbar. Anders formuliert: Balthasars Ästhetik ist kein Luxus, sondern ein geistliches Korrektiv für eine Kultur, die im Überfluss hungert.

In diesem Sinne stellen Bischof Dr. Kapellari Worte nicht nur eine theologische Reverenz dar, sondern sie resonieren auch mit einem Blick auf den Glauben und auf die Rolle der Kirche in der Gegenwartsgesellschaft. Die Laudatio auf Balthasar wird so zur Einladung, mit Balthasar Kraft für ein Leben in der Kirche von heute zu finden – nicht als Gegenwelt, sondern als Ort einer vertieften Wahrnehmung der greif- und erfassbaren Realität sowie der göttlichen Wirklichkeit. Eine Kirche, die Schönheit, Wahrheit und Liebe miteinander verbindet, ist auch in einer säkularen Gesellschaft stets relevant.

Lukas Grangl, hat Katholische Fachtheologie und Rechtswissenschaften, Politik- und Verwaltungswissenschaften/ Governance sowie Bank- und Versicherungsmanagement studiert. Promoviert im Fach Pastoraltheologie zum Thema „Kirchliche Steuerskulturen“. Berater für gesellschaftliche und theologische Fragen in der Diözese Graz-Seckau.



Foto: privat

Zwischen Abkehr und Wiederkehr

Von Mario Schönhart

„Im Weiteren soll hier von Religion aber eher nur im engeren Sinn als Bindung an ein Du die Rede sein, das wir Gott nennen. Diesem geheimnisvollen Absoluten wird neuerdings in Europa und in Nordamerika auch außerhalb der Kirchen wieder eine denkerisch angestrenzte Zuwendung zuteil. [...] Christen sind [...] dazu berufen, immer wieder auf das Du Gottes hinzuweisen und dieses gelassen und voll Hoffnung zu benennen.“

(aus: Seit ein Gespräch wir sind ..., „La revanche de Dieu?“ Die Wiederkehr der Religion als Herausforderung an Europa)

„La revanche de Dieu?“ – Die Wiederkehr der Religion als Herausforderung an Europa ist der Titel einer zeitdiagnostischen Lagebesprechung, die Bischof Dr. Egon Kapellari am 23. August 2004 bei den Alpbacher Reformgesprächen vorgetragen hat. Der Text beschäftigt sich mit der Frage nach der Rolle der Religion in der europäischen Spätmoderne, besonders mit dem Spannungsfeld, das sich zwischen der Erwartung einer konsequent fortschreitenden Säkularisierung und den Anzeichen einer *Wiederkehr der Religion* auftut.

Ausgehend von seinen Erfahrungen als Hochschulseelsorger an der Katholischen Hochschulgemeinde in Graz, die u. a. von der wiederholten Thematisierung der Gottesfrage im Angesicht agnostischer oder atheistischer Skepsis geprägt waren, geht Bischof Kapellari in Anlehnung an eine These des französischen Religionssoziologen Gilles Kepel der Frage nach einer Wiederkehr der Religion in vier Gedankengängen nach. Im hier angezielten Dialog mit diesem Text folgen wir einigen Spuren dieser Gedankengänge und heben exemplarisch Fragen und Inhalte hervor, die 21 Jahre nach ihrer Abfassung auch unsere Gegenwart betreffen.

Im ersten Gedankengang des Vortrags werden unter dem Stichwort „neue Religionsfreundlichkeit“ Veränderungsprozesse in der religiösen Landschaft Europas angesprochen. Die dabei diagnostizierten Erosionserscheinungen im Raum der Kirche sind in den vergangenen zwei Jahrzehnten nicht zurückgegangen, sondern haben sich tendenziell intensiviert. Parallel dazu hat sich der alternative Markt synkretistischer Religionsformen in den letzten zwei Jahrzehnten weiter pluralisiert und ausdifferenziert.

Die Präsenz des Islam in Europa hat sich u. a. durch die Flucht- und Migrationsbewegungen deutlich verstärkt, daher hat die Auseinandersetzung mit islamischer Theologie und der Rolle des Islam in Europa inner- und außeruniversitär zugenommen. Besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch die vermehrte Einrichtung islamisch-theologischer Institute auf universitärer Ebene und die daraus resultierende verstärkte Präsenz einer europäischen islamischen Theologie, die sich in den theologischen und religionsphilosophischen Diskurs einbringt.

Versuche vernunftgeleiteter Auseinandersetzung mit Religion

Die Diagnose einer „Wiederkehr des Religiösen als Thema intellektuellen Disputs“ lässt sich durch verschiedene Publikationen belegen und hat sehr unterschiedliche Formen angenommen. Exemplarisch sei hier auf den *Versuch über rationale Theologie* hingewiesen, den Holm Tetens, emeritierter Professor für theoretische Philosophie an der Freien Universität Berlin, unter dem Titel *Gott denken* publiziert hat. Tetens entfaltet in Auseinandersetzung mit der naturalistischen Weltansicht eine Argumentation, die auf die rationale Rechtfertigung der Hoffnung auf Gott abzielt. Seine konkrete These ist, dass der Gottesglaube, den wir im apostolischen Glaubensbekenntnis abzüglich seiner christologischen und ekklesiologischen Teile formuliert finden, in Form einer rationalen Theologie als vernünftige Hoffnung zu rechtfertigen sei.

Gegenüber solchen neueren Versuchen einer rationalen Theologie finden wir auch kritisch-polemische Auseinandersetzungen mit der postulierten Wiederkehr der Religion, z. B. beim deutschen Philosophen Peter Sloterdijk. Dieser wendet sich der These von der Wiederkehr der Religion in fundamentalkritischer Absicht zu und fordert, das aus seiner Sicht irreführende Konzept „Religion“ durch eine leistungsfähigere Neubeschreibung zu ersetzen. Die Wahrheit der Religion sei, wie Sloterdijk in *Du mußt dein Leben ändern* formuliert, aus der „Einsicht in die immunitäre Verfassung des Menschenwesens“ zu erfassen und in eine von Nietzsche inspirierte Übungs- und Selbststeigerungsanthropologie zu transformieren, die unter dem Stichwort „Anthropotechnik“ zu entfalten sei.

Eine herausragende Auseinandersetzung mit Tradition und Sprache der Religion aus postmetaphysischer Perspektive hat Jürgen Habermas im Jahr 2019 vorgelegt. Von der Friedenspreisrede in der Frankfurter Paulskirche 2001 über den Dialog mit dem damaligen Kardinal Joseph Ratzinger im Jahr 2004 in der Katholischen Akademie in Bayern führte Habermas' Auseinandersetzung mit theologischen und philosophischen Traditionen zu einer mehr als 1700 Seiten umfassenden Genealogie des postmetaphysischen Denkens. Diese rekonstruiert die okzidentalen Konstellationen von Glauben und Wissen von der sogenannten Achsenzeit bis in die Moderne. Sie legt die Konflikte und wechselseitigen Lernprozesse zwischen Philosophie und Religion in ihrer Bedeutung für unser gegenwärtiges Denken dar und weist auf die gesellschaftliche Bedeutung der Übersetzung von unverzichtbaren Gehalten der religiösen Sprache hin.

Wenn religiöse Sprache verloren geht

Wenn Bischof Kapellari in seinem Vortrag von „Zeugen einer neuen, denkerisch angestregten Religionsfreundlichkeit in Europa“ spricht, so ist ihm zweifellos recht zu geben. Parallel dazu sehen wir heute auch fragwürdige Phänomene in neuer Intensität, die an einzelnen Stellen des Vortrags angesprochen werden: Dazu zählen etwa Versuche, Religion aus dem öffentlichen Raum zu vertreiben und die religiöse Wahrheitsfrage völlig zu suspendieren, um sich in einer naturalistisch interpretierten, in sich selbst abschließenden und somit transzendenzlosen Welt einzurichten. Ebenso erleben wir einen anhaltenden Traditionsabbruch, der sich als zunehmender religiöser Analphabetismus breit macht. Unübersehbar ist hier der Rückgang der biographieprägenden Kraft der christlichen Tradition, der in Kontrast zur Präsenz der Gottesfrage im philosophischen Diskurs steht. Gleichzeitig kommt es in Europa und anderswo auch zum Erstarken von fundamentalistischen religiösen Positionen oder Formen einer radikal-konservativen und kulturkämpferischen Rechristianisierung in Einheit mit der Angst vor Islamisierung.

Neben den bisher in den Blick gerückten Themen zeigt der Vortragstext auch deutlich, dass die Auseinandersetzung mit Dichtung und Sprache einen durchgehenden roten Faden im Werk von Bischof Kapellari bildet. So finden wir am Ende der Ausführungen eine Bezugnahme

auf den Schriftsteller Martin Walser, der im Rahmen eines Vortrags an der Universität Heidelberg davon sprach, dass er Hölderlin-Gedichte nachbete. An dieser Schwelle, wo das Gedicht zum Gebet wird, kann man mit Bischof Kapellari die bleibende christliche Berufung verorten, „immer wieder auf das *Du* Gottes hinzuweisen und dieses gelassen und voll Hoffnung zu benennen“. In diesem Verweis liegt die Einladung, sich auf eine das Leben prägende Verbindung mit diesem *Du* einzulassen, das sich uns zuwendet.

Dem hier vor Augen tretenden Zusammenhang des *Sprechens von Gott* und der *Anrufung Gottes*, d. h. der Beziehung zwischen Gebet und Gottesrede, geht auch Jean-Luc Nancy in seinem Text *Mein Gott!* nach, indem er fragt: „Kann man *von* Gott sprechen (*parler*), ohne sich *an* Gott zu wenden (*s'adresser*)?“ Für Christinnen und Christen wird dieser Kreuzungspunkt des Sprechens ein unverzichtbarer Ort des Innehaltens bleiben. Die Hörerinnen und Hörer des Wortes (K. Rahner) sind immer zu einer persönlichen Antwort herausgefordert. Aus dieser fundierenden Sprech-Beziehung kann sich dann ein authentisches und reflektiertes theologisches Sprechen entfalten, das sich stets offenhält für eine unverfügbare Vor-Gabe. Die bleibende Offenheit für die Unterbrechung durch Gott, der wir uns immer wieder neu aussetzen sollen, können wir mit einer Formulierung von Jean-Luc Nancy sagen: „Eines Tages sagen wir vielleicht nicht mehr ‚mein Gott!‘. Aber wir werden nicht aufhören, in die Unterbrechung unseres Denkens oder unseres Diskurses zu rufen und dieses Ausrufen selbst als unsere eigenste und intimste Wahrheit zu empfinden.“



Mario Schönhart,
studierte katholische Fachtheologie
und Religionspädagogik in Graz.
Der Autor unterrichtet Religion am
BG/BRG Bruck an der Mur.

Foto: privat



Brokatell, 2. Hälfte 16. Jh.

„Gell, da staunen Sie!“

Von Arnold Mettnitzer

Mein neues Leben, das eines Psychotherapeuten in freier Praxis in Wien in der Kochgasse 7, im Haus gegenüber der Kochgasse 8, wo Stefan Zweig von 1907 bis 1919 gelebt und geschrieben hat, dauert nun schon wieder über dreißig Jahre. Bei all den kleinen und großen Ereignissen, die dieser Entscheidung dazu vorausgegangen sind, spielt meine Wanderung auf die Felfernigalm zur Fürstenhütte, der Sommerresidenz der Kärntner Bischöfe, eine entscheidende Rolle. Dort hinauf bin ich mit zitterigen Knien gepilgert, um meinem Bischof zu gestehen, dass ich mein Leben ändern, den Priesterberuf aufgeben muss. Egon Kapellari hat mir mit Wohlwollen und einer Güte zugehört, die seither zu meinen kostbarsten Begegnungserlebnissen überhaupt gehört. Zum Abschied sagte er zu mir: „Was immer Sie auch tun werden, es wird uns nichts trennen.“

So unsicher und angespannt ich vorher zur Fürstenhütte hinaufgepilgert war, so frisch ermutigt und beschwingt bin ich damals von dort den einstündigen Fußweg zurück zum Auto und in mein neues Leben hinein getänzelt. Nie zuvor war mir klarer bewusst geworden, wie sehr Menschen einander brauchen, wie sehr wir entlang unseres unverwechselbar eigenen Weges auf die Ermutigung durch andere angewiesen bleiben. Suchen ist dabei wichtiger als Finden, Aufbruch und Reise wichtiger als gesichertes Ankommen, das Kreisen „um der Gipfel reine Verweigerung“ abenteuerlicher als dahinter vermutete sichere Ziele.

Dass ich mich in diesem Zusammenhang an ein Abendessen am Wörthersee erinnere, hat damit zu tun, dass uns dabei Egon Kapellari den Wortlaut eines Gedichtes von Rainer Maria Rilke sozusagen als literarischen Aperitif serviert hat:

Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Siehe, wie klein dort, / siehe: die letzte Ortschaft der Worte, und höher, / aber wie klein auch, noch ein letztes / Gehöft von Gefühl. Erkennst du's? / Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Steingrund / unter den Händen. Hier blüht wohl / einiges auf; aus stummem Absturz / blüht ein unwissendes Kraut singend hervor. / Aber der Wissende? Ach, der zu wissen begann / und schweigt nun, ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. / Da geht wohl, heilen Bewußtseins, / manches umher, manches gesicherte Bergtier, / wechselt und weilt. Und der große geborgene Vogel / kreist um der Gipfel reine Verweigerung. – Aber / ungeborgen, hier auf den Bergen des Herzens. ...

Dass sich in der Folge dann der Sinn meines Lebens vor allem darin gezeigt hat, anderen bei der Suche nach dem Sinn ihres Lebens behilflich zu sein, verdanke ich, was die Formulierung dieses Satzes betrifft, dem Arzt und Psychiater Viktor Frankl, die Ermutigung dazu aber neben ein paar beherzten Weggefährten vor allem Bischof Egon. In ungezählten Gesprächen habe ich ihm vor allem zugehört und dabei immer das Gefühl gehabt, dass da ein Mensch und Schöngeist auf der Suche ist nach dem, wofür es sich zu leben lohnt. Billige Zustimmung und zu schnelles Verstehen hat er dabei nicht geschätzt und immer wieder einmal tadelnd gemeint: „Sie reden so eifrig, als ob sie unrecht hätten.“ Und als ich ihm einmal zu sagen versuchte, dass ich ihm auf seine Gedanken nicht viel zu erwidern wüsste – und ich erinnere mich noch genau, wo das war, in Rom unweit der Piazza Navona –, meinte er nur, dass auch er lange nur zugehört hätte. Neben den bei unseren Gesprächen immer wieder feinsinnig von ihm eingeworfenen literarischen Kostbarkeiten ist mir besonders sein geradezu hintergründig spitzbübischer Humor in schönster Erinnerung. Als ich zu ihm einmal während einer kurzen Rast auf einer meiner Fahrten von Klagenfurt nach Wien sagte: „Herr Bischof, in Kärnten erzählt man sich über den neuen Diözesanbischof in der Steiermark unglaubliche Dinge“, fragte er zurück: „So, so, was erzählt man sich denn dort?“ Darauf ich: „Sie hätten jedem Priester in der Steiermark das Du-Wort angeboten?!“ Darauf er: „Gell, da staunen Sie!“

Arnold Mettnitzer, Theologe, Psychotherapeut und Publizist. 1978 Priesterweihe in Rom. 2003 beendete er seinen kirchlichen Dienst. Ausbildung zum Psychotherapeuten (Individualpsychologie). Seit 1996 Psychotherapeut in freier Praxis in Wien. Freier Mitarbeiter im ORF. Autor zahlreicher Bücher zu Fragen von Lebensqualität und seelischer Gesundheit.



Foto: Vyhnalek

Gemeinsam ein Stück des Weges

Von Peter Rosegger

Diogenes ging am helllichten Tag mit einer entzündeten Lampe über die Agora, um einen Menschen zu finden. Es scheint nicht ganz einfach gewesen zu sein.

Ich ging über den Marktplatz von Kirche und Gesellschaft und fand einen Menschen – Egon Kapellari. Als ich mein Theologiestudium begann, war es eine weitverbreitete Meinung, für gelingende Seelsorge und Pastoral zähle ausschließlich Empathie. Inhalte des Studiums, eine komplexe Art des Denkens, Loyalität und Engagement auch dort, wo es keine Freude macht, wurden als nicht wichtig eingestuft. Ich sah das anders.

Als ich mein viertes Studiensemester begann, wurde Egon Kapellari zu unserem Bischof ernannt. Unabhängig davon trat ich 2001 ins Grazer Priesterseminar ein. Ich lernte einen Bischof und Hirten kennen, der die Symphonie des Glaubens mit dem Auge für das Detail, echte Empathie mit apostolischer Unterweisung und Verkündigung mit Achtung und Interesse am Menschen und seiner Welt verband.

Als ich das Priesterseminar verließ, ließ der Bischof mich rufen. Ich war ziemlich nervös. Bischof Egon hörte mir zu und sagte zu mir: „Beten Sie – und was Sie machen, es wird schon gut sein.“

Immer, wenn ich anschließend diesem Rat folgen konnte, war es das auch. 2003 bis 2014 diente ich Bischof Kapellari als Zeremoniär, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Sekretär. In Begleitung und Individualität, in Zuspruch und Widerspruch sowie in Ehrlichkeit und Humor gingen wir ein inspirierendes Stück des Weges über dieses Forum.

Ich habe dabei einen Menschen getroffen – Egon Kapellari. Deo gratias.

Peter Rosegger,
Theologie- und postgraduales Wirtschaftsstudium. 2010–2014 Sekretär von Bischof Dr. Egon Kapellari. Seit 2023 Geschäftsführer bei Netzwerk Demenz Steiermark.



Foto: Elisabethinen

Mit Dankbarkeit und Respekt

Von Brigitte Ederer

Bald schon 25 Jahre lang darf ich Bischof Dr. Egon Kapellari in seinem Dienst als Bischof zur Seite stehen. Begonnen im April 2001, als der damalige Kärntner Diözesanbischof in die Steiermark berufen wurde. Ich habe damals neben Dr. Christian Lager und Waltraut Jürgens als Sekretärin im Bischöflichen Sekretariat gewirkt. Nach der Pensionierung von „Trautl“ Jürgens wurde ich in ihrer Nachfolge zur Büroleiterin im Bischöflichen Sekretariat. Und auch nach seiner Emeritierung im Jänner 2015 bin ich immer noch als Assistentin für ihn tätig. Diese langjährige Weggemeinschaft ist für mich ein großes Geschenk und hat mich in all den Jahren tief geprägt.

Bischof Kapellari ist ein überaus intellektueller und belebender Mensch. In seinem Denken verbinden sich theologische Klarheit, philosophische Tiefe und eine feinsinnige Wahrnehmung der Gegenwart – stets im Licht des Glaubens und der Hoffnung. Wer ihm zuhört oder mit ihm spricht, spürt, hier denkt jemand aus der Stille heraus, aus der Verbundenheit mit Gott, mit der Kirche, mit der Welt. Seine Sprache hat Würde, seine Worte haben Gewicht – nicht, weil sie laut sind, sondern weil sie aus einem inneren Reichtum schöpfen.

Ich habe in der Zusammenarbeit mit ihm nicht nur enorm viel gelernt, sondern bin auch als Mensch gewachsen. Bischof Kapellari war und ist für mich stets ein geduldiger Lehrer und ein kluger Beobachter. Durch ihn habe ich erfahren dürfen, was es heißt, mit Haltung, mit Verantwortung und mit einem weiten Herzen im Dienst der Kirche zu stehen.

Und auch nach seiner Emeritierung ist Bischof Kapellari kein „Ruheständler“ im klassischen Sinn. Seine geistige Präsenz ist ungebrochen, seine Anteilnahme am kirchlichen und gesellschaftlichen Geschehen lebendig. Immer wieder darf ich miterleben, wie er Menschen mit seinen Gedanken, seinen Texten und seiner Haltung inspiriert. Seine geistlichen Reflexionen sind stets von einer feinen Unaufdringlichkeit, aber voller Tiefe. Oft habe ich mich gefragt, wie viele Gedanken er wohl unausgesprochen mit sich trägt und wie viel Weisheit darin verborgen liegt.

Die Vollendung seines 90. Lebensjahres ist aber nicht das einzige Jubiläum, das er im Jahr 2026 feiern darf: Vor 65 Jahren wurde er zum Priester geweiht, vor 45 Jahren

wurde er zum Diözesanbischof von Gurk-Klagenfurt geweiht und vor 25 Jahren wurde er schließlich zum Diözesanbischof von Graz-Seckau ernannt. Jedes dieser Jubiläen erzählt von einem langen, intensiven Weg des Dienstes – einem Leben, das geprägt ist von Hingabe, Bildung, Bescheidenheit und einem tiefen Vertrauen in Gottes Fügung.

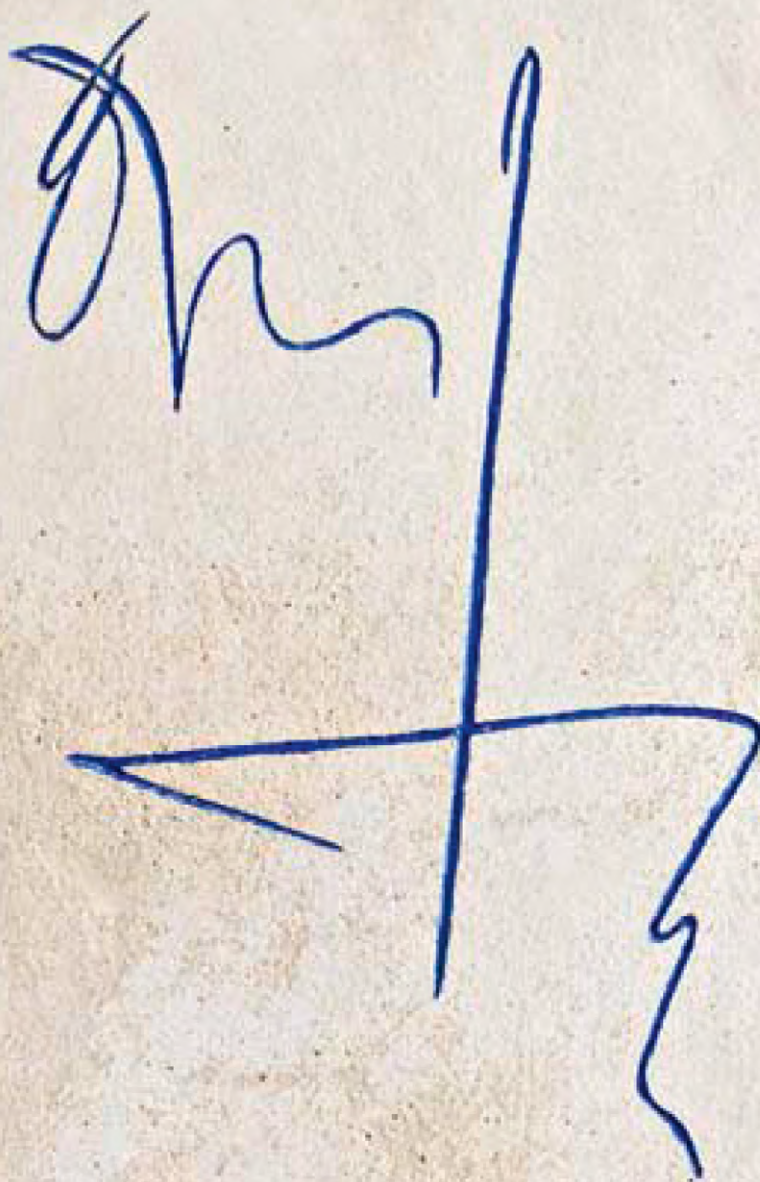
Wenn ich heute auf die gemeinsame Zeit zurückblicke, dann erfüllt mich dies mit großem Respekt und tiefer Dankbarkeit. Schon 25 Jahre lang darf ich Zeugin seines bischöflichen Wirkens sein: des Wirkens eines besonderen Menschen, der erfahrbar macht, dass Denken und Glauben keine Gegensätze sind, sondern sich gegenseitig bereichern, wenn sie aus der Tiefe kommen.

Ich wünsche Bischof Kapellari von Herzen Gesundheit, innere Kraft und viele gesegnete Momente. Möge Gottes Nähe ihn auch weiterhin begleiten, in allem, was er tut – im Schreiben, im Beten, im Schweigen, im Dasein. Und ich danke ihm für das Vertrauen, das er mir all die Jahre über entgegengebracht hat.



Brigitte Ederer, seit April 2001 Assistentin für Diözesanbischof em. Dr. Egon Kapellari. Seit April 2025 zusätzlich Assistentin für Weihbischof Mag. Johannes Freitag MBA.

Foto: privat



KUNST UND KIRCHE

An der Schwelle zwischen Liturgie, Kunst und Leben

Von Alois Kölbl

„Der Begriff Transzendenz ergibt sich aus der Erfahrung, dass der Mensch auf der Suche nach Wirklichkeit ist. Die vorhandene Wirklichkeit genügt ihm nicht. Er überschreitet sie auf eine andere Wirklichkeit hin, ohne den Bezug zur schon vorhandenen aufzugeben. Transzendenz ist ein offener Begriff. Sie ist der ungegenständliche Grund alles Seienden, das Unendliche im Endlichen. Sie ist nicht etwas schlechthin Jenseitiges, und sie ist auch nicht auf ein christliches Verständnis festgelegt. Kunst versucht nicht, sich der Transzendenz durch Begriffe zu nähern, sondern sie verweist darauf durch Chiffren und Symbole.“

(aus: Bis das Licht hervorbricht, Lebensmittel? Glaubensmittel?)

Mit diesen Sätzen hat Bischof Egon Kapellari 2004 bei einem Vortrag an der Karlsuniversität in Prag Kunst als „Lebensmittel“ im Sinn von Max Reinhardt und als „Remedium“, ohne das geistliches und geistiges Leben schrumpft und verdorrt, zu umschreiben versucht. Kirche und Gesellschaft sind auf dieses Lebensmittel angewiesen, das nicht Luxus, sondern Fundament und Quelle echten Menschseins sei. Das war und ist seine tiefe, authentisch gelebte Grundhaltung, die sich über seine Bücher und Vorträge weit über sein Wirkungsfeld als Hochschulseelsorger und Bischof hinaus verbreitete – wie mir viele Jahre nach seinem in Prag gehaltenen Vortrag bei meiner Arbeit als Redakteur der Zeitschrift *Kunst und Kirche* an einem Heft über Tschechien eindrücklich bewusst wurde.

„Et verius est“

Auf der Grundlage dieser Überzeugung initiierte Bischof Kapellari im Rahmen der Neustrukturierung und architektonischen Adaptierung des Gebäudekomplexes des ehemaligen Bischöflichen Seminars und Gymnasiums in der Grazer Lange Gasse zum „Campus Augustinum“ die künstlerische Neugestaltung der Kirche im Haus, obwohl keine dringliche Renovierungsbedürftigkeit bestand. Die Gesamtgestaltung wie auch sämtliche Details wurden einer einzigen künstlerischen Hand anvertraut.

Im Dialog mit dem Bischof und der diözesanen Kunstkommission folgt das künstlerische Konzept von Klaus G. Gaida bedingungslos, zugleich radikal und sensibel, den Prinzipien von Klarheit, Schlichtheit sowie der

Wahrhaftigkeit von Material und Raum. Wenn Egon Kapellari 2004 in Prag sagte, dass Kunst der Liturgie helfen könne, „ihre Heiligkeit, ihre mystische Tiefe zu erhalten oder wiederzugewinnen“ und „Banalität aus dem Gottesdienst zu vertreiben“, so lässt sich die künstlerische Gestaltung der Kirche im Augustinum ganz in diesem Sinn verstehen. Die Herausgeber haben nicht zuletzt deshalb Bilder des Kirchenraumes und andere Werke des Künstlers den Texten dieser Ausgabe zur Seite gestellt. Klaus G. Gaida hat den mehrfach überformten Kirchenraum aus der Zeit des Historismus radikal bereinigt und durch Alabasterfenster eine sich im Tages- und Jahreslauf verändernde, mystische Lichtwirkung entstehen lassen. In einer Zeit, der es schwerfällt, gültige eigene Glaubensbilder hervorzubringen, zitiert er an den Schouwänden der Kirche historische Fundstücke aus alten Codices und transformiert sie in eine zeitgenössische Formensprache.

An der Eingangswand lässt er vor einer abstrakten Fläche, die wie eine Seelenlandschaft wirkt, einen Satz in goldenen Lettern aus Augustinus' Traktat *De Trinitate* schweben, der die Unergründlichkeit des Geheimnisses des dreifaltigen Gottes zu beschreiben versucht – eine Schwellenmarkierung, die darauf abzielt, dass sich die in menschlichen Begriffen nicht fassbare Wirklichkeit Gottes auch im alltäglichen Leben außerhalb des Gottesdienstraumes ereignen und erfahrbar machen will.

„... wie spät es auf der Uhr der Epoche sei“

„Kunst gibt eine profunde, wenn auch keineswegs die einzige Antwort auf die große Frage, wie spät es denn auf der Uhr der Epoche sei“, sagte Bischof Kapellari 2004 in seinem Vortrag in Prag und beschrieb damit Kunst und Künstler:innen als Seismograph:innen von Gesellschaft und Zeitgeschehen.

Das war auch in den sechziger Jahren eines der Hauptmotive zur Gründung einer Galerie im Studierendenhaus der Katholischen Hochschulgemeinde in der Leechgasse. „Mit der Kunst und den Künstler:innen der jeweiligen Zeit ins Gespräch zu kommen und im Dialog zu bleiben“, wurde Jahrzehnte später programmatisch als erklärtes Ziel der Galerie formuliert – ein Programm, das Egon Kapellari in vielen Facetten, im Blick auf die bildende Kunst, vor allem aber auf die Literatur, verkörpert und bis heute ganz

selbstverständlich lebt. Es war immer authentisches und spürbar echtes Interesse, das ihn dabei antrieb.

Als einer der ältesten durchgehend bespielten Orte für zeitgenössische Kunst in Graz wurde die Galerie 2012 anlässlich der Neugestaltung und Umstrukturierung von Katholischer Hochschulgemeinde und Afro-Asiatischem Institut zum Quartier Leech zur QL-Galerie, die sich fortan im Geist von Egon Kapellari als erstem Leiter des in seiner Zeit als Hochschulseelsorger gegründeten Afro-Asiatischen Instituts auch stärker dem Themenfeld Interkulturalität widmet. Nicht wenige später sehr anerkannte und arrivierte Künstler:innen konnten hier teilweise zum ersten Mal öffentlich ihre Werke präsentieren.

Den Studierenden, die dort lebten, legte er mit Nachdruck den Erwerb von Originalwerken nahe; einzig bei der von ihm geschätzten Gemeinschaft von Taizé, die sich radikal dem Armutsideal verpflichtet hatte, duldet er auf Pressspanplatten aufgelegte Fotodrucke von Ikonen. Im Zuge der Ausstellungstätigkeit entstand im Lauf der Jahre auch eine beträchtliche Kunstsammlung der Katholischen Hochschulgemeinde. Dass auch ein inzwischen arriviertes Avantgardefestival wie der „Steirische Herbst“ ohne Berührungängste mit der QL-Galerie kooperiert, ist nicht nur ein Verdienst der derzeit hier Handelnden, sondern auch eine Spätfolge dessen, was seit der Zeit des Hochschulseelsorgers Kapellari hier gesät und grundgelegt wurde.

„If you celebrate it ...“

Als ich 2004 von Bischof Egon nach nur dreijähriger Kaplanszeit zum Hochschulseelsorger ernannt wurde, blieb er der Arbeit der Katholischen Hochschulgemeinde zwar stets interessiert und fördernd verbunden, ließ mir und meinem Team aber volle Freiheit und machte keinerlei Vorgaben – mit einer Ausnahme: Die Experimente hinsichtlich des Altares in der Hauskapelle des Studierendenhauses sollten in eine dauerhaft gültige Lösung überführt werden. Diese konnte ich gemeinsam mit dem Künstler Leo Zogmayer zur Zufriedenheit des Bischofs erarbeiten.

Die wegweisende Architektur des Kapellenraumes im zweiten Stock des Hauses in der Leechgasse 24 zeugt – wie vieles andere in den in seiner Zeit als Grazer Hochschulseelsorger errichteten oder umgebauten Häusern – von

Kapellaris ästhetischem Gespür und seiner visionären Kraft. Für die Adaptierung des ehemaligen Klostergebäudes in der Münzgrabenstraße zum Studierendenheim mit legendär gewordenem Veranstaltungssaal erhielt er 1970 den Bauherrenpreis des Landes Steiermark. Im Haus des Afro-Asiatischen Instituts in der Leechgasse ließ er zudem den ältesten, bis heute im diözesanen Quartier Leech bestehenden muslimischen Gebetsraum der Landeshauptstadt errichten.

Im geometrischen Zentrum über dem Foyer des Studierendenhauses in der Leechgasse planten die ehemaligen Heimbewohner Peter Thurner und Richard Gratl, die gerade ihr Architekturstudium abgeschlossen hatten, im Dialog mit Hochschulseelsorger Kapellari in den frühen sechziger Jahren die Hauskapelle in den kruden, nicht nobilitierten Alltagsmaterialien Beton, Glas und Asphalt als Einbau mitten im Wohnbereich der Studierenden. Diesen Geist aufnehmend und buchstäblich weiterschreibend hat Leo Zogmayer an der Eingangstür aus der Erbauungszeit eine Aluminiumplatte angebracht, auf der zu lesen ist: „if you celebrate it“. Er nimmt damit Bezug auf den legendären Dialog zwischen dem Experimentalmusiker John Cage, der in seinem Werk die Grenzen von Kunst und Leben verschwimmen ließ, und dem Musiktheoretiker Heinz-Klaus Metzger über die Frage, wie das Öffnen einer Tür zum Kunstwerk werden könne.

Aus der Dynamik solcher oder ähnlicher Denkfiguren schöpft auch Egon Kapellari an der Schwelle sehr unterschiedlicher Denk- und Lebensbereiche – und wurde und wird so zum Anreger und Impulsgeber weit über den Bereich kirchlicher Verfasstheit hinaus. Viele der von ihm gepflanzten Samen werden noch lange weiterwirken.

Alois Kölbl,
seit 2004 Hochschulseelsorger
für die Grazer Universitäten und
Hochschulen, seit 2017 Pfarr-
provisor für die Pfarren Graz-
St. Andrä und Karlau. Leiter der
Kunstkommission der Diözese
Graz-Seckau und der QL-Galerie,
geistlicher Assistent des Forums
Glaube – Wissenschaft – Kunst.



Foto: KHG

Kunst – Lebensmittel und Herzensweitung

Von Johannes Rauchenberger

„Ein Lebensmittel zu sein, das verbindet Kunst mit Religion ...“

(aus: Bis das Licht hervorbricht, Zeitgenössische Kunst als Herausforderung an die Kirche)

Dass „Kunst ein Lebensmittel“ sei, hatte lange das Copyright des Grazer Bischofs Egon Kapellari. Bei allen nur möglichen Gelegenheiten hat er dieses Bonmot von Max Reinhardt eingeflochten. Und es haben ihm dann viele nachgesagt. Nicht zuletzt Vertreter der Kulturpolitik. Wir sind, durch die Polykrisen der letzten Jahre und die wachsende Polarisierung der Gesellschaft, längst an einem Punkt, wo dieses Lebensmittel Kunst als bedroht geglaubt wird: Die Demonstrationen der freien Kulturszene nach dem Regierungswechsel in der Steiermark im vergangenen Jahr haben diese Ängste auch hier überraschend stark zum Ausdruck gebracht. Die Slogans der Demonstrierenden waren nicht von so feiner Sprache („Kultur brauchen wir“) wie der Klang von „Lebensmittel Kunst“. Die Kombination stammt bekanntlich von Max Reinhardt, dem Begründer der Salzburger Festspiele; das Zitat stammt aus dem Jahr 1917, es entstand mitten im grauenvollen 1. Weltkrieg:

„Neben vielen höchst bedeutungsvollen Erscheinungen, die unsere Zeit uns offenbart, ist auch die bemerkenswerte Tatsache zu verzeichnen, dass die Kunst, insbesondere die Kunst des Theaters, sich in den Stürmen dieses Krieges nicht nur behauptet, sondern ihr Bestehen und ihre Pflege geradezu als unumgängliche Notwendigkeit erwiesen hat. Die Welt des Scheines, die man sich durch die furchtbare Wirklichkeit dieser Tage ursprünglich aus allen Angeln gehoben dachte, ist völlig unversehrt geblieben, sie ist eine Zuflucht geworden für die Daheimgebliebenen, aber ebenso für viele, die von draußen kommen und auch für ihre Seele Heimstätten suchen. Es hat sich gezeigt, dass sie nicht nur ein Luxusmittel für die Reichen und Saturierten, sondern ein Lebensmittel für die Bedürftigen ist.“

Egon Kapellari hat dieses „Lebensmittel Kunst“ oft auch in ein Publikum hineingesagt, das mit dem, was wir allgemein als „Kunst“ bezeichnen, fast gar nicht oder nur sehr partikulär in Berührung kommt; das nie in eine

Ausstellung geht, kein Theater oder Konzert besucht. Seine protokollarischen Anreden zu Beginn seiner Ansprachen galten denn nicht nur den „Verantwortlichen aus Politik und des öffentlichen Lebens“, sondern immer auch jenen „der Kultur“. Somit war dieses Wort unter seiner Amtsführung öffentlich präsent. Als Basis unserer Gesellschaft. Das ist verloren gegangen. Niemand erwähnt mehr in Alltagsreden ganz selbstverständlich die Kultur und die Kunst. Das ist eine Verarmung. Ich habe Bischof Kapellari deshalb einmal vor mehr als 20 Jahren in der Wochenzeitung *Der Falter* als „den besseren Kulturpolitiker“ bezeichnet.

Wie über Kunst und Kultur reden?

Ein bleibendes Vermächtnis der Amtszeit von Bischof Egon Kapellari ist deshalb schlicht dies: „Kultur“ als eine tragende Säule unseres Zusammenlebens immer wieder zu Gehör gebracht zu haben. Ist sie nun bedroht oder ist sie nicht einmal im Radius der derzeit Handelnden? „Kultur“ steht natürlich keineswegs zur Debatte, auch unter neuen Mehrheitsverhältnissen nicht. Wir stehen dennoch vor einem Paradigmenwechsel: „Halten wir vor allen in Zukunft das Eigene heilig“ oder gehen wir den Weg eines offenen, proaktiven kulturellen Dialogs weiter? Die aggressiven Eruptionen in den sozialen Medien lassen nichts Gutes für die Zukunft erahnen – es herrscht ein zunehmendes Klima purer Aggression. Bischof Egon Kapellari hätte sich immer für das Zweite entschieden: den Dialog zu führen, ohne freilich den eigenen Standpunkt zu vergessen, ihn öffentlich zu debattieren, ihn mit den ihm entsprechenden Mitteln auf dem Forum öffentlicher Debatten auszutragen.

In seiner dialektischen Begabung ist es ihm damals über Jahrzehnte gelungen, den Polarisierungen entgegenzutreten, selbst dort, wo man es selbst ihm nicht zugetraut hätte. Über den „gekreuzigten Frosch“ von Martin Kippenberger († 1997), der in diesen Wochen in Wien erneut zum Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzung geworden ist, schrieb der damalige Grazer Bischof in einem Kommentar (29.7.2008) in der Tageszeitung *Die Presse* nicht ohne Ironie: „Vor Jahren habe ich bei einem ersten Blick auf ein Poster mit Kippenbergers Frosch irrtümlich

gedacht, hier werde für den Tierschutz agiert, der allen Humanisten, besonders auch den Christen unter ihnen, ein stärkeres Anliegen werden müsste.“ Er forderte – im Blick auf den damaligen Kunstkandal im neuen Museion in Bozen – eine Bringschuld der Kuratorinnen: „Hätten erzürnte Christen in Südtirol und andere Bewohner dieses schönen Landes gewusst, wer Kippenberger war und was er mit seiner Kunst im Ganzen und seinem Frosch am Kreuz wollte, dann wäre die Auseinandersetzung über den dort neuen, aber im Grund schon achtzehn Jahre alten Kunstkandal vielleicht anders ausgefallen.“ Achtzehn weitere Jahre später muss man Kapellari leider antworten: Seine Hoffnung ging nicht auf. Die Aggression selbsternannter Religionsverteidiger und ihrer Follower im Netz scheint derzeit ins Unermessliche zu gehen. Das ist eine sehr gefährliche Entwicklung.

„Das Schöne wird die Welt erlösen“

Egon Kapellari hatte selbst diesen rechten, aggressiven Flügel der katholischen Kirche am äußersten Rand in seiner dialektischen Art zu integrieren versucht, er lehnte sich in der Blasphemiedebatte mitunter durchaus weit hinaus. Den Karikaturisten Gerhard Haderer mit dem Hinweis auf Mutter Teresa in einer öffentlichen Diskussion in die Schranken gewiesen zu haben, darauf war Kapellari sichtlich stolz. Dahinter stand freilich mehr: die Wahl der Mittel im Disput zu bedenken – „Gewalt in der Blasphemiedebatte lehne ich kategorisch ab“ (E. K.). Ob „Kunst alles darf“, verneinte Kapellari mit einem Rekurs auf Otto Mauer vor allem dort, wo die Grenzen von Inhumanität und Antisemitismus überschritten werden. Was ist seither nur passiert! Der Gefahr, den „Bilderkrieg“ mit dem Verweis auf den Islam in ein bedrohliches Licht zu rücken, gab selbst der sonst immer differenziert agierende Bischof alten Stils leider mitunter nach. Das ist, das hätte auch er zugegeben, freilich kein Argument, schon aus theologischen Gründen nicht. Denn Blasphemie ist eigentlich kein Wort, das auf den Christengott gemünzt werden kann: Ihn, der sich so tief in die Gottlosigkeit hinabgelassen hat, kann man doch nicht „beleidigen“! Die Blasphemiedebatte gibt also vielmehr Auskunft darüber, wer sie entzündet und wer sie führt: Egon Kapellari hat derartige an ihn gerichtete Schreiben, die Blasphemieverdacht im Inhalt hatten, regelmäßig mit einem kurzen Anruf vorab quittiert: „Eine Dame/ein Herr mit engem Herzen hat mir gerade geschrieben, antworten Sie ihr/ihm ...!“ Man könnte dies von Bischof Egon Kapellari in Erinnerung behalten: Blasphemieverdacht ist eigentlich ein Symptom enger Herzen.

Dabei hat Egon Kapellari immer wieder und öffentlich über Kunst nachgedacht, nicht ohne dabei Rilkes *Duineser Elegien* beschworen zu haben, wo es von der Kunst heißt, dass sie „uns hinreißt, tröstet und hilft“. Ein derartiger folgenreicher Satz Rilkes entstand fünf Jahre nach dem Zitat Max Reinhardts.

Vielfach hat Kapellari das Verhältnis von Kirche und Kunst in seinem Leben reflektiert und eingefordert, ja sogar seine schönsten Formulierungen den Päpsten in den Mund gelegt, etwa Papst Johannes Paul II. 1983 in der Wiener Hofburg, als dieser sich Kunstschaffenden zuwandte: „... übersehen und überhören Sie ihn nie: den hoffenden, liebenden, angsterfüllten, leidenden und blutenden Menschen. Seien Sie sein Anwalt, hüten Sie seine Welt: die schöne, gefährdete Erde.“ Das Schöne hat der an den mittelalterlichen Transzendentalien geschulte Kapellari freilich gerne mit der Nobelpreisrede Alexander Solschenizyns 1970, der den Archipel Gulag Stalins durchleben musste, vorgestellt: Dieser hatte den Fürsten Myschkin aus Dostojewskis *Der Idiot* den prägnanten Satz sagen lassen: „Das Schöne wird die Welt erlösen.“ Es steht also viel auf dem Spiel, wenn man auf das Schöne vergisst: sogar die Möglichkeit der Erlösung der Welt.

Die Zeit ist längst dunkler geworden.

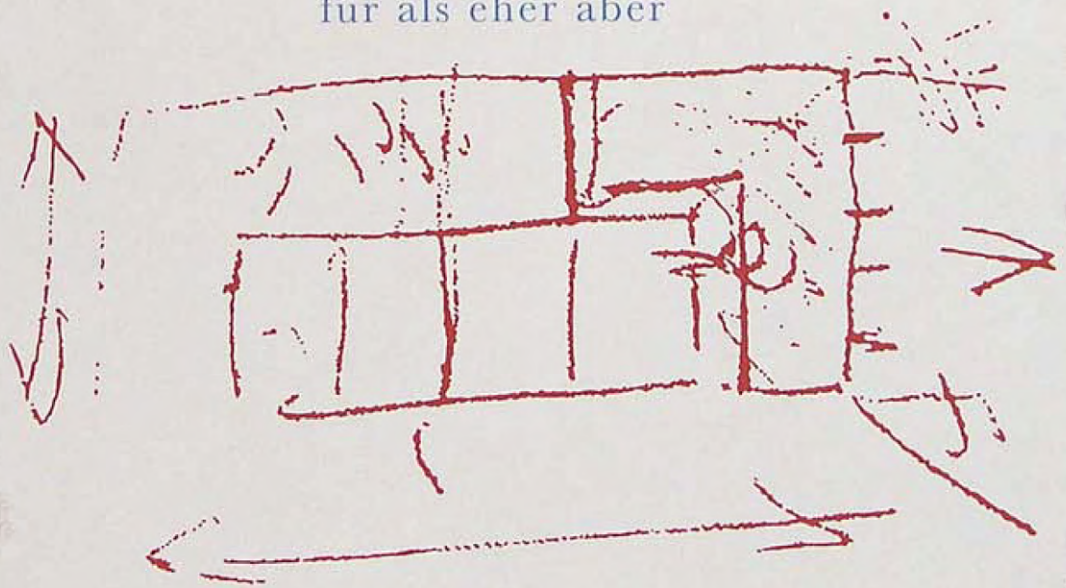
Kriege sind nicht nur vor der eigenen Haustür in der Ukraine, Kriege sind eine allgemeine, politische Handlungsoption geworden – das apokalyptische Lebensgefühl, das mit jenem des ungebremsten Klimawandels einhergeht, wird stärker. In diese Zeit hinein ist das Proklamieren des „Lebensmittels Kunst“ aktueller denn je.

Johannes Rauchenberger,
Studium der Theologie und der
Kunstgeschichte in Graz, Tübingen
und Köln. Promotion über biblische
Bildlichkeit. Seit 1999 Leiter des
KULTUM – Zentrum für Gegenwart,
Kunst und Religion. Kurator von
Dutzenden von Ausstellungen mit
dem Schwerpunkt Gegenwarts-
kunst und Religion.
Seit 2004 Lehraufträge an den Uni-
versitäten in Wien und Graz.



Foto: Neuhold

für als eher aber



Sorge um das, was zusammengehört

Von Bischof Hermann Glettler

„Herr Pfarrer von der Grazer Westbank, für alles kann ich dich nicht loben!“ Das war der Eröffnungssatz. Und dann folgte das typische Kapellari-Räuspern, über Jahrzehnte perfektioniert. Ich war zu einer Aussprache am Bischofplatz vorgeladen. Den Anlass gab eine temporäre Kunstintervention von Gustav Troger in der Pfarrkirche St. Andrä – eine kritische Reflexion über die „dionysische Liturgie“ von Hermann Nitsch. Zu sehen war in der Mitte der Kirche eine realistische Figur des Aktionskünstlers, der mit erhobenen Armen und bekleidet mit einem blutbeschmierten Kittel zum Altar blickte.

Bischof Kapellari ist mittlerweile 90 und nach wie vor jugendlich im Denken und kritischen Nachfragen – vor allem in der Zusammenschau von dem, was zusammengehört: Glaube und Welt, Fußwaschung und Herrlichkeit, die Radikalität der Arbeiterpriester und die nüchterne Mystik der Schwestern im Karmel. Schon als Gymnasiast habe ich sein Wirken in der Leechgasse mitbekommen. Und war von der kargen Erscheinung und intellektuellen Persönlichkeit fasziniert.

Selbst kunstbegeistert und zugleich berührt von Menschen, die an den Rand gedrängt wurden, lernte ich zu verstehen, dass Kultur und die Sorge um Schönheit nicht zu einem eitlen Luxus verkommen dürfen, schon gar nicht auf Kosten einer Fürsorge für die Armen – und dass letztlich alles zusammengehört. Als Pfarrer im Griesviertel habe ich von Bischof Kapellari die Sorge um die missionarische Präsenz von Kirche in der Öffentlichkeit wahrgenommen – aber auch sein kritisches Beobachten. Die Andrä-Kunst war nur eine Facette von Kirche im multikulturellen Umfeld – darüber hinaus versuchten wir offen zu sein für Migranten, Andersgläubige und religiös Suchende.

In den bischöflichen Amtsräumen empfing mich eine ernst gestimmte Versammlung. Der Bischof schilderte sofort seinen Vorbehalt gegenüber dem Werk von Hermann Nitsch. Er verwies auf das Buch *Die Eroberung von Jerusalem* aus den 70er Jahren, ohne anstößige Details darzulegen. Die Gestik und das vertraute Räuspern waren jedoch an Klarheit nicht zu überbieten: „Nitsch in einer Kirche? Geht nicht!“ Da die Anwesenden mit Konfliktfällen vertraut waren, befand ich mich allein im Schaudialog mit dem Bischof.

Ich war erleichtert, als weder Empörungen noch Belehrungen kamen. Es waren vielmehr Versuche eines enttäuschten

Lehrers, der mir sagen wollte, dass bei aller Löblichkeit meines Kunst-Engagements auch die Aufnahmefähigkeit einer Pfarre zu berücksichtigen sei. Womit er Recht hatte. Auch mit seinem Hinweis, dass die Kunst doch der Liturgie helfen müsste, ihre mystische Tiefe zu erhalten oder wiederzugewinnen. Wie wahr, wie wichtig, dachte ich bei mir – und mir fiel das Zitat von Simone Weil ein, das Kapellari zum Verständnis schwer verstehbarer Kunstwerke selbst immer wieder bemühte: „Es gibt nur eine Methode, um Kunst zu verstehen – nicht versuchen, sie zu interpretieren, sondern sie so lange anschauen, bis das Licht hervorbricht.“

Um dieses Licht kämpfend setzte ich zur Verteidigung an: Zeitgenössische Kunst in der Kirche müsse doch als ein ernsthafter Gesprächspartner wahrgenommen werden, sagte ich. Leider rutschen wir ja ohnehin so rasch in unsere kirchlichen Sonderwelten ab. So oder so ähnlich habe ich zu argumentieren versucht – ansatzweise auch erfolgreich, bilde ich mir zumindest ein. Auf die Frage des Bischofs, warum wir dazu gerade Nitsch inszenieren müssten, fiel mir leider keine alle Zweifel behebende Antwort ein.

Bischof Kapellari beendete die Vorladung mit dem Hinweis, dass er wohl schon eine Erklärung in seiner Schublade hätte, falls eine kritische Anfrage seitens der Medien käme. Aber von sich aus werde er mit Sicherheit nicht aktiv werden. Und er fügte hinzu, dass er mir auch in Zukunft keine Vorschriften machen würde, weil ich doch selbst wüsste, was inmitten einer pluralen Gesellschaft zu tun sei. Und dass ich schon wüsste, was alles zusammengehört. Diese kritische, aber letztlich ermutigende Haltung von Bischof Kapellari erwähne ich stellvertretend für vieles, was ihn auszeichnet – und das Licht hervorbrechen lässt.



Hermann Glettler,
Priesterweihe 1991. 1999–2016
Pfarrer im Pfarrverband Graz-
St. Andrä/Karlau. Am 27. September
2017 von Papst Franziskus zum
Diözesanbischof von Innsbruck ernannt.
Die Weihe erfolgte am 2. Dezember 2017.

Foto: Siegl



Meine Begegnung mit Bischof Dr. Egon Kapellari

Von Guido Kapsch

Mit Dr. Egon Kapellari verbinden mich zahlreiche Begegnungen, informative Gespräche und eine über viele Jahre sich erstreckende Zusammenarbeit in Form von interessanten Aufträgen. Es ist bekannt, dass Dr. Kapellari neben seiner ausgeprägten Gabe für das gesprochene und geschriebene Wort ein großes Gespür für das Festliche und Schöne zu eigen ist. Der Umstand, dass der Geburtsort Leoben uns zudem verbindet, mag zu besonderer gegenseitiger Wertschätzung und gegenseitiger Anerkennung beigetragen haben. Als Gold- und Silberschmiedemeister sowie als Metallrestaurator durfte ich nicht nur zahlreiche Schmuckstücke und sakrale Gegenstände aus unterschiedlichen Epochen für Bischof Kapellari restaurieren, sondern auch etliche Sakralobjekte neu nach seinen Vorstellungen entwerfen und anfertigen, darunter Bischofsringe, Brustkreuze und Bischofsstäbe. Die Anerkennung meines handwerklichen Könnens brachte er unter anderem auch dadurch zum Ausdruck, dass er mich stets als „lieber hochgeschätzter Meister Kapsch“ ansprach. Sein breitgefächertes Interesse an Kultur- und Geisteswissenschaft, insbesondere an Kunst in ihren unterschiedlichen Ausformungen, veranlasste ihn nicht nur dazu, Veranstaltungen und Ausstellungen im In- und Ausland zu besuchen, sondern auch selbst kulturelle Initiativen zu setzen. So erfreuten sich die von ihm veranlassten Aschermittwoch-Ausstellungen im bischöflichen Palais, die einen Kontakt zwischen der katholischen Kirche Kärntens und der Kunst der Moderne herzustellen versuchten, großer Beliebtheit. Als besonderes Verdienst ist ihm zudem die Restaurierung und Wiederbelebung des Schlosses Straßburg zuzurechnen. Dort fanden die wiederum von ihm initiierten Ausstellungen „Heilige Hemma“ 1988, „Verborgene Kunst“ 1989, „Zerstören, Bewahren, Retten“ 1990, und „Ich/Gegenüber“ im Jahr 2000 statt, wobei die den Umfang einer Landesausstellung einnehmende Ausstellung zur heiligen Hemma einen besonderen Rang einnimmt. Zu ihr durfte ich in Form von Kopien von Medaillen und Siegeln etwa von Bischof Roman I. – dem Erbauer der Straßburg und des Gurker Domes –, aber auch durch miniaturhafte Repliken der romanischen Kopfstützen des Hemmagrabes einen kunsthandwerklichen Beitrag leisten. Dem theologischen Weitblick von Bischof Dr. Kapellari, der mittlerweile durch die Österreichische Bischofskonferenz mit den Agenden von Kunst, Kultur und Medien betraut worden war, entsprach es, dass er grenzüberschreitende kirchliche Veranstaltungen ins Leben rief. Dazu zählt die mittlerweile

bereits zur Tradition gewordene Dreiländerwallfahrt als Zusammenkunft von Gläubigen und Bischöfen aus Kärnten, Friaul und Slowenien auf dem Hemmaberg, zu der ich als Erinnerungsstück und Gastgeschenk an die jeweiligen Bischöfe die silberne Kopie des dort aufgefundenen frühchristlichen Metallkreuzes anfertigen durfte.

Schließlich war es Bischof Kapellari ein besonderes Anliegen, mit dem Zentrum der Weltkirche, dem Vatikan in Rom und dem jeweiligen Papst, in Beziehung zu treten. So gelang es ihm, für die Gestaltung eines sakralen Höhepunktes im Rahmen der Hemma-Ausstellung die Teilnahme von Papst Johannes Paul II. zu erwirken. Ebenso wurde von ihm ein freundschaftlicher Kontakt mit Josef Ratzinger, dem späteren Papst Benedikt XVI., gepflegt, der noch als Kardinal und Vorsitzender der Glaubenskongregation sein Gast im Sommerhaus der Gurker Bischöfe auf der Flattnitz war. Mir wurde die Ehre zuteil, für diese beiden Päpste, aber auch für Papst Franziskus sakrale Schmuckstücke wie Rosenkränze, Manschettenknöpfe, Standkreuzchen, Kandelaber, eine Ferula u. a. aus veredelten Metallen und Edelsteinen anzufertigen. Darüber hinaus konnte ich mit der Herstellung von Ansteckern, Ringen, Gürtelschnallen, historischen Modellkanonen für die Schweizer Garde dem Vatikan meine Dienste erweisen. Über diese meine Aktivitäten wurde auch Bischof Egon Kapellari stets in Kenntnis gesetzt, der mich auch noch als Bischof von Graz-Seckau im Rahmen seiner Kärnten-Aufenthalte mit seinem Besuch beehrte. Dafür und auch für sein stetiges Interesse an meiner Arbeit sowie den lehrreichen gedanklichen Austausch im Gespräch bin ich ihm von Herzen dankbar und wünsche ihm weitere segensreiche Jahre.

Guido Kapsch, lernte an der HTBL Ferlach in der Fachrichtung gestaltendes Metallhandwerk. Anschließend verbrachte er einige Lehr- und Wanderjahre sowie Praxisjahre im Ausland. 1974 Eröffnung eines eigenen Schmuckateliers in Klagenfurt. Beteiligungen an zahlreichen Schmuckausstellungen im In- und Ausland. 2011 Verleihung des päpstlichen Silvesterordens.



Foto: privat

Wegstationen

Von Fritz Breitfuss

Graz

Als Sohn einer Arbeiterfamilie – mein Vater war Eisenbahner, meine Mutter Hausfrau – kam ich zum Studium der Elektrotechnik nach Graz. Auf der Suche nach einer Herberge wurde ich gemeinsam mit Wolfgang Benedek beim Studentenpfarrer zu einem Gespräch geladen. Das Gespräch war, wie ich vermute, einseitig, einen Heimplatz bekamen wir nicht. Nach einem Jahr, das wir offensichtlich zur Vertrauensbildung genützt haben, war es so weit: Wolfgang bezog ein Zimmer in der Leechgasse und ich im Münzgrabenheim. Für mich der Beginn einer neuen Zeit. Das Interesse an der Elektrotechnik schwand im gleichen Maß, wie anderes wichtig wurde. Wir diskutierten über Gott und die Welt, in Gesprächen mit Bischof Egon Kapellari sowie aus seinen Predigten erfuhren wir, dass das Schöne die Welt erretten werde, Bleibendes aber die Dichter schafften und man nicht zu rasch verstehen dürfe. Wir wurden intellektuell gefordert und geistlich betreut. Martin Gutl, Bernd Körner, Peter Schleicher, Pater Jordan der Bayer und der junge Dominikanerpater Christoph Schönborn sorgten für unsere Seelen. Die Hochschulgemeinde, deren Pfarrer Bischof Egon war, war eine Mikrozelle mit ungeheurer Strahlkraft, ein Hotspot für Denken und Glauben, ein offener Begegnungsort für Theologen, Künstler, Wissenschaftler, Politiker, Musiker, Nobelpreisträgerinnen, Professoren, Studenten und -innen. Wer eingeladen wurde, kam: Karl Rahner, Otto Mauer, Manès Sperber, Reiner Kunze, Julian Schutting, Josef Mikl, Ernst Jandl, Heinz Fischer, um nur einige wenige zu nennen. Als Mastermind für die Umsetzung des Programmes der Hochschulgemeinde darf Harry Baloch nicht ungenannt bleiben. Dann gab es die legendären, von Heimo Steps organisierten Jazzkonzerte M59 mit Stars wie Lee Konitz, Chet Baker, Werner Pircher und vielen mehr.

Und einmal während des Studienjahres, meist um Ostern, unternahm der damalige Hochschuleelsorger Kapellari eine Reise, zu der er meistens Studenten einlud. Ich durfte mit ihm nach Südtalien fahren. Vom Castel del Monte schrieb er Ansichtskarten in seiner unverkennbaren, nicht immer leicht leserlichen Filzstiftschrift.

Kärnten

Auf seiner ersten Fahrt nach Klagenfurt als designierter Diözesanbischof von Kärnten durfte ich Bischof Egon chauffieren. An der Landesgrenze bat er mich anzuhalten.

Gemeinsam beteten wir das Vaterunser, er in lateinischer Sprache den Pfingsthymnus „Veni creator spiritus“. Eine schicksalhafte Fahrt auch für mich, nachdem ich mich entschieden hatte, seinem Angebot zu folgen und künftig in der Diözese Gurk meinen Dienst zu tun. Er wagte und ich gewann. Bald übertrug er mir die Leitung der Bauabteilung. Ich durfte die Bautätigkeit in der Diözese Gurk begleiten, deren Finanzierung sichern und bauliche Maßnahmen verhandeln. Als Bischof nahm er entscheidend Anteil, erteilte in Aktenvermerken Aufträge, stellte die hohe Nichtqualität eines Volksaltares fest oder rückte manche natürliche Begrünung im Altarraum in die Nähe von Plastik. Sein Anspruch an die Gestaltung der Gotteshäuser war kompatibel mit deren historischer und kunsthistorischer Bedeutung als bleibende Erinnerungsorte und vertraute Bezugspunkte bei der terrestrischen Navigation durch das Land.

Während seiner Zeit als Bischof von Gurk war er es, der Projekte initiierte und vorantrieb. Nicht immer unaufgeregt, oft mit sanftem Druck, aber immer mit zuverlässiger Unterstützung: der Papstbesuch von Johannes Paul II. im Jahr 1988, die große Hemma-Ausstellung auf der Straßburg im selben Jahr und Folgeausstellungen in den Jahren danach, am Aschermittwoch die Öffnung des Bischofshauses für Kunst und bis zu 500 Besucher nach dem Gottesdienst in der Elisabethinenkirche.

Im Rückblick auf vergangenes Geschehenes verwendest Du, Bischof Egon, oft das Bild der Ernte und den damit verbundenen Dank. Um Plagiatsvorwürfe zu vermeiden, darf ich Dich zitieren und möchte die von Dir eingebrachte Ernte als rekordverdächtig hinstellen. Eine Ernte, an der viele nachhaltig Anteil haben.



Fritz Breitfuss,
langjähriger Bauamtsdirektor der
Diözese Gurk-Klagenfurt.

Foto: Kronawetter

In Dankbarkeit verbunden

Von Josef Wilhelm

Als prägende Erinnerungen an Bischof em. Dr. Egon Kapellari sind mir die Bildungsreisen nach Frankreich, die liturgischen Feiern mit bereichernden Predigten, das bunte und anspruchsvolle Leben in den Häusern der Hochschulgemeinde und die Arbeit in der Katholischen Hochschuljugend in den Sinn gekommen. Nicht unwesentlich kommt dazu, dass Anneliese und ich am 23. Oktober 1976 in der Stiftsbasilika Stams vom damaligen Hochschuleelsorger Msgr. Dr. Egon Kapellari getraut wurden.

Ich bin am 1. März 1969 in das Studentenheim Münzgrabenstraße 59 eingezogen. Wir wenigen ersten Bewohner sind noch über die Baustelle in den 3. Stock gekommen. Das war der Beginn meines Lebens in und mit der KHG, das bis heute andauert. Das sind nun stolze 56 Jahre.

Spiritualität, Bildung, Kunst und Kultur war von Anfang an ein Anliegen von Egon Kapellari. Und so sind Studierende mit dem VW Käfer nicht nur zu den Benediktinerinnen nach Pertlstein und zu Gerhardt Moswitzer nach Köflach gefahren, sondern in den Karwochen auch nach Frankreich. Mit mir waren es im Jahre 1970 Peter Gratl und Johannes Vessel. Als erste Station ist mir die Chapelle du Rosaire de Vence der Dominikanerinnen, gestaltet nach Entwürfen des Künstlers Henri Matisse – der Künstler bezeichnete die Kapelle als sein Meisterwerk –, in prägender Erinnerung. Im Verlauf dieser Reise wurden wir auch mit der Kapelle Notre-Dame-du-Haut in Ronchamp vertraut gemacht. Der Schwerpunkt der einwöchigen Reise war jedoch die Romanik in der Provence und im Burgund. Ich nenne als Beispiele Notre-Dame de Sénanque, ein Kloster des Zisterzienserordens in der Gemeinde Gordes, mit seiner schmucklos-schlichten Architektur und umgeben von duftenden Lavendelfeldern sowie die Basilika Sainte-Marie-Madeleine in Vézelay, eine romanische Kirche mit frühgotischem Chor. Unvergesslich ist auch ein einfaches und stilvolles Mittagessen an einem Karfreitag beim Erzbischof von Toulouse und die Begegnung mit der ökumenischen Communauté de Taizé mit Roger Schutz. Die Regel von Taizé, veröffentlicht in einem Herder-Taschenbuch, war uns Studierenden eine inspirierende Begleiterin.

In der Hinführung zu Kunst und Architektur wurden wir als Studierende ebenso geprägt wie im Bereich von praktizierter Seelsorge und Theologie. Die KHJ entwickelte 1970 ein neues Rahmenstatut, das so genannte „Innere Statut“, das in einem Diskussionsprozess wesentlich vom Hochschuleelsorger Egon Kapellari geprägt wurde. Die Hochschuljugend verstand sich als Gemeinschaft

jener Studierenden, die ihre Bereitschaft erklärt haben, gemeinsam für die Hochschulgemeinde zu arbeiten, sich mühend um ein Leben im Entwurf Jesu Christi. Im aktuellen Statut wird dies folgendermaßen weiterentwickelt und festgeschrieben: „Ihre gemeinsame Mitte bilden das Evangelium und die Feier der Eucharistie. Sie betreiben ihr Studium nicht nur für sich selbst, sondern als Grundlage für den Einsatz am Menschen. Sie wissen sich mitverantwortlich für religiöse, wissenschaftliche, kulturelle und soziale Bewusstseinsbildung in der Gesellschaft und schaffen die Voraussetzungen dafür durch eigene interdisziplinäre Weiterbildung.“

Der „Brief an Diognet“ aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert wurde zu einer Grundmelodie der Spiritualität. Als „diasporareifer Christ“ haben wir das Profil eines katholischen Studenten beschrieben. Keine „schlafenden Jünger am Ölberg“ wollten wir sein, Augen und Ohren, Herz und Zimmertüren sollten offen sein. Fachlich sollten wir „bemüht“ sein; Ziel war es, ein guter Lehrer, ein guter Ingenieur, ein guter Arzt oder ein guter Richter zu sein. Die Sonntagsmesse in der Stiegenkirche, die Frühmesse am Donnerstag in der Leechkirche waren eine Mitte, besonders auch die Gottesdienste im kleinen Kreis in der Hauskapelle, die ich intensiv in Erinnerung habe. Wir wollten „normale, der Welt zugewandte“ Christen sein, die den Glauben „buchstabieren und argumentieren“ gelernt haben. Soziales Engagement stand hoch im Kurs und die Herbstfeste in der „Leechburg“ mit den kabarettistischen Beiträgen waren ebenso legendär wie die Karikaturen von Gerd Felgel-Farnholz. Die „Kirche im Großen“ sollten wir auch im Auge behalten, forderte unser Hochschuleelsorger Egon Kapellari. Dieses Umfeld war es, das die Hochschulgemeinde in Graz zu einer stabilen und vom Zeitgeist nicht allzu gebeutelten und doch offenen Gemeinschaft werden ließ.



Josef Wilhelm,
Direktor des Akademischen
Gymnasiums von 1987–2010, in der
Katholischen Aktion Steiermark
Generalsekretär von 1982–1987
und Präsident von 2001–2007,
Generalsekretär des Steirischen
Katholikentages 1981.

Foto: Fischer



Klaus G. Gaida, Der 40ste Tag. © Gaida.

Eine seltene Spezies

Von Herwig Hösele

Meine erste bewusste Begegnung mit Egon Kapellari datiert vom Oktober 1976. Schon vorher hatte ich viel höchst Positives durch meine damaligen Chefs Dr. Josef Krainer und Dr. Karl Maitz gehört, sodass ich höchst gespannt war, Dr. Kapellari selbst zu erleben. Krainer und Maitz besuchten den Studentenseelsorger in der legendären „Leechburg“ und brachten den damaligen ÖVP-Bundesobmann Dr. Josef Taus, einen bekennenden Anhänger der katholischen Soziallehre, zu einer mittäglichen Diskussion mit Studierenden mit. Vor und nach dem Streitgespräch gab es kurze Gespräche im kleinen Kreis, bei denen Kapellari sein reiches Wissen und seinen Intellekt aufblitzen ließ.

Durch die „Kapellari-Schüler“ Manfred Prisching, Michael Steiner und Gerhard Hirschmann ergab sich für mich in den darauffolgenden Monaten und Jahren die gerne genützte Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch mit dem Hochschuleelsorger, der Generationen von Studierenden prägte. Genannt seien beispielhaft einige Personen, von denen ich es aus vielfachen persönlichen Gesprächen weiß: Die Chefredakteure Gerfried Sperl, Erwin Zankel, Hans Winkler, Stefan Winkler, der begnadete Verleger Horst Pirker, der großartige Regisseur Martin Kuschel oder der Chef des Burgtheaters Christian Kircher.

Auch als Egon Kapellari zur Jahreswende 1981/82 als Bischof der Diözese Gurk-Klagenfurt nach Kärnten übersiedelte, habe ich ihn nie ganz aus den Augen verloren. Ich bin überzeugt davon, dass nicht zuletzt durch sein Wirken, sein Stilempfinden, seinen Kunstsinn und seine hohe Intellektualität das geistig-kulturelle Klima Kärntens wesentlich besser wurde. Als Mensch mit Kärntner Wurzeln und Klagenfurter Zweitwohnsitzer bin ich eigentlich alljährlich zum Jahresschlussgottesdienst am 31. Dezember des jeweiligen Jahres in den Klagenfurter Dom gegangen. Jedes Mal bot der Diözesanbischof eine grandiose Zeitdiagnose, fein ziseliert und abgewogen – mit vielen Relativsätzen. Ich bin mir nicht sicher, dass alle Gottesdienstbesucher sofort den Gedankengängen des Bischofs folgen konnten, aber alle waren beeindruckt von seiner Klugheit und Bildung – und vor allem: In der Neujausgabe der *Kleinen Zeitung* konnte man die Predigt zum besseren Verständnis nachlesen.

Persönlich verdanke ich Dr. Kapellari viele inspirierende Hinweise auf Texte, Autoren und Referenten. Besonders eng wurde die Verbindung durch seinen damaligen bischöflichen Sekretär, den heutigen Direktor

der Elisabethinen Graz Christian Lager. Als seit 2006 Hauptverantwortlicher für die Pfingstdialoge „Geist und Gegenwart“ konnte ich aus den Gesprächen, Begegnungen und Anregungen besonders viel lernen. Bischof Kapellari vermittelte uns eine Reihe von Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen als Referenten, einmal – damals schon als „Emeritus“ – hielt er selbst ein fulminantes Referat zu Fragen von Religion, Staat, Gesellschaft und Welt. Und Alice Schwarzer, die 2015 Referentin beim Pfingstdialog auf Seggau war, war von den Gesprächen mit Egon Kapellari so beeindruckt, dass sie ihn zu ihrem „Lieblingsbischof“ ernannte.

Es war für mich eine besondere Auszeichnung, dass Bischof em. Egon Kapellari 2018 anlässlich der Übergabe des päpstlichen Gregorius-Ordens durch Kardinal Christoph Schönborn an mich die Laudatio hielt. Ich habe den Redetext genauso sorgfältig verwahrt wie die Briefe und Manuskripte von Egon Kapellari, die er mir dann und wann übersendet, was ich als besonderes Privileg empfinde. Denn stets sind herausfordernde und weiterführende Gedanken darin.

Für mich ist Bischof em. Egon Kapellari ein umfassend gebildeter brillanter Denker, ein herausragender katholischer Intellektueller, eine Spezies, die in unseren Tagen leider allzu rar ist. Um so dankbarer bin ich für sein Leben, Denken und Wirken.



Herwig Hösele,
2000–2005 Mitglied und Präsident
des Österreichischen Bundesrates.
Seit 2018 Vorsitzender des Universitätsrates der Kunstuniversität Graz.

Foto: Österr. Parlament

Der liebende Blick

Von Daniel Pachner

„Es gibt ein verobjektivierendes Sehen, das Wissenschaft und Technik voranbringt. Aber diese Art des Sehens reduziert die Gesamtwahrnehmung. Sie verwehrt den Blick in das Herz der Dinge und vor allem den Blick in das Herz des Mitmenschen.“

(aus: Aber Bleibendes stiften die Dichter, Tue nun Herz-Werk)

Sie ist gleichermaßen eine alte theologische wie eine philosophische Tätigkeit: die Dichtkunst. Nicht nur ist insbesondere das Alte Testament ein Zeugnis dafür, dass Dichtung und Theologie keineswegs einander fremd sind – von den alten Griechen und ihren Göttersagen und Mythen ganz zu schweigen. Auch die Philosophie hat die Dichtung immer wieder als sprachliches Medium für sich entdeckt. Man könnte mit Ludwig Wittgenstein sogar so weit gehen, dass man Philosophie letztlich nur dichten kann. Nicht unähnlich jenem Denker, der in seinem *Tractatus logico-philosophicus* die Grenzen des (objektiv) Sagbaren auszuloten suchte und am Ende das Schweigen als die passende Antwort auf das Unsagbare behauptet hat, meint Bischof Egon Kapellari auch für das Gedicht *Wendung* von Rainer Maria Rilke, dass „Rilke an eine Grenze geraten war, deren Überschreitung Dichtung überhaupt überwinden würde“. Von welchen Worten spricht hier nun Bischof Kapellari, die scheinbar die Kraft innehaben, etwas in den Blick zu rücken, das jenseits des dichtenden Sprechens liegt?

*„Denn des Anschauens, siehe, ist eine Grenze,
und die geschautere Welt will in der Liebe gedeihn.
Werk des Gesichts ist getan,
tue nun Herz-Werk ...“*

Der kurze Ausschnitt und „harmonisch klingende Text“, wie Bischof Kapellari bemerkt, hat eine „ungeheure Dramatik“, in ihm liegt „eine Botschaft, die zeitüberhoben verstehbar ist“. Es ist eben die der Grenzen des verobjektivierenden Sehens, die der liebende Blick nicht teilt. Denn nicht nur ermöglicht dieser Blick, ins Herz der Dinge wie der Mitmenschen zu sehen, sondern dass die Liebe selbst sehend macht und der liebende Blick „die Welt verändern“ kann.

Was heißt es, zu sehen?

In einer Welt, in der die verobjektivierende Rede vom Menschen geradezu als Selbstverständlichkeit hingenommen wird, scheint es durchaus naheliegend, eine solche Rede vom liebenden Blick lieber im Bereich der Dichtung belassen zu wollen. Nicht nur der Erfolg moderner Medizin, Technik und Wissenschaft, sondern auch der Komfort eines abgeschlossenen Weltbildes macht es leicht, von den „objektiven Wissenschaften“ die Formeln der Welterklärung zu erwarten – wie soll da ein liebender Blick ins „Herz der Dinge“ sehen?

Mir aber scheint, dass Bischof Kapellari hier einen Raum eröffnet, der dem menschlichen Sehen ebenso innewohnt und sich besonders in der Philosophie Maurice Merleau-Pontys wiederfinden lässt. Jenseits verobjektivierender Wissenschaft hat dieser in seinem Hauptwerk – der *Phänomenologie der Wahrnehmung* – versucht, das Wahrnehmen auch als Wahr-Nehmen, als *per-cipere*, zu denken. Als etwas also, durch das hindurch sich etwas fassen lässt, das ohne das Medium der körperlichen Sinne nicht fassbar wäre. Die Reduktion des Sehens auf bloße Reizübertragung, die durch das Gehirn oder auch durch einen „eigentlich“ sehenden Geist erst verarbeitet würden, hat Merleau-Ponty prinzipiell kritisch gesehen und abgelehnt – ihm war es ein zentrales Anliegen, dem Sehen selbst, so wie man es selbst erlebt und wie es ohne den Rückgang auf Erklärungen empfunden wird, auf die Spur zu kommen.

Worte wie „selbst“ und „empfinden“ legen es nahe: Man kommt hier unweigerlich nicht um die Frage des für manche Wissenschaften lästigen Subjekts herum. Das wollte Merleau-Ponty aber auch nicht und überhaupt war es ihm auch nicht lästig. Ganz im Gegenteil lag für ihn gerade in der Subjektivität des Wahrnehmens der Schlüssel dafür, dass man es mit der Welt – den Dingen wie den Mitmenschen – überhaupt erst zu tun haben kann. Zentral dafür ist sein Begriff des Leibes, der – poetisch gewendet –, jener „Knotenpunkt lebendiger Bedeutungen“ ist, der eine völlige Verobjektivierung des Menschen verhindert und Widerstand erregt, wenn man den Menschen auf Prozesse und Mechanismen reduzieren möchte, die dem eigenen Erleben seinen Eigenwert abzusprechen versuchen. Denn am Ende komme man wohl zu einem Sehen – das Sehen eines allgemeinen, verobjektivierten Auges –, doch am Ende ist das ein Sehen, bei dem es „niemanden gibt, der sieht“. Die Folge ist, dass die von Bischof Kapellari angesprochene

„Gesamtwahrnehmung“ verloren geht, was bei Merleau-Ponty heißen könnte: der Kontakt mit den Dingen, den Mitmenschen und mit der Welt selbst, da es in diesem Sehen ohne Sehende kein „Ich“ gibt, das den Dingen gegenüber treten kann, von ihnen beeindruckt sein kann und sich durch sie aufgefordert fühlen kann, nach ihrem Wesen – oder „Herz“ – zu fragen; kein „Ich“, das zu seinem Mitmenschen „Du“ sagen kann; und letztlich auch kein „Ich“, das sich in der Welt positionieren muss und durch sein leibliches Ich-Sein schon immer Position bezieht.

Intersubjektivität als Ineinander

Gerade Letzteres führt zum Thema der Intersubjektivität, denn *wir* leben in einer Welt, in der wir nicht allein sind. Auch hier hat Merleau-Ponty der Art und Weise, wie der Mensch als Leib verfasst ist, viel zugetraut – was auch Bischof Kapellari tut, wenn er dem Blick das Sehen „in das Herz der Mitmenschen“ zuspricht. So kommt Merleau-Ponty in seinem Hauptwerk auf die Kraft der Sprache zu sprechen. Sie ermöglicht es, dass im Dialog „zwischen mir und dem Anderen ein gemeinsamer Boden“ entsteht, die Worte der Dialogpartner wie auch ihr Denken „bilden ein einziges Geflecht“. Für Merleau-Ponty ist der Dialog das Ergebnis eines gemeinsamen Tuns, „dessen Schöpfer keiner von uns beiden ist“. Über „Ich“ und „Du“ hinaus etabliert sich hier ein ineinander verschlungenes „Wir“, in dem gemeinsam gedacht wird und ein gemeinsamer Blick entsteht, der allein vielleicht nie möglich gewesen wäre. Anders als Bischof Kapellari aber hat Merleau-Ponty auch die Grenzen der Intersubjektivität betont, denn selbst in einem tiefgehenden Gespräch, in dem „ich“ mich voll und ganz verstanden von einem „Du“ fühle, bleiben wir eben dieses: „Ich“ und „Du“.

Dass ein liebender Blick ins „Herz des Mitmenschen“ sieht, kann wohl mehr als eine poetische Wendung sein. Doch diese Rede hat ihre Grenze dort, wo man die Subjektivität des Anderen ernst nimmt. Wie schwer kann es doch sein, einem Gegenüber, selbst wenn es vollkommen wohlgesinnt einem gegenübertritt, sich selbst verständlich zu machen? Wie missverständlich kann nicht nur der eigene Versuch sein, sein Innerstes auszudrücken, sondern auch den Anderen in seinen Worten wirklich zu verstehen? Noch viel deutlicher wird diese Schwierigkeit, wenn man das Verstehen des Anderen bloß dem Blick zuspricht, mag dieser auch noch so liebend sein. Was aber ein liebender Blick wohl leisten kann, ist der Ausdruck der Haltung dahinter: dem

Anderen Zeit zu schenken, sich einzulassen auf den Anderen und was ihn bewegt und vielleicht so errahnen zu können, was das Gegenüber in seinem Herzen umtreibt, und dem Gegenüber auch im Blick zu vermitteln, dass es Platz hat mit seinen Sorgen, Nöten, Ängsten und Freuden. Der Einstellung aber, der eigene Blick könne einem schon alles vermitteln, „sage schon alles“, kann es passieren, dem Anderen das Medium zu verwehren, in dem er sich ausdrücken kann: eben die Sprache des Dialogs und des Gesprächs.

Liebe braucht Mut – und gebiert ihn

Ein liebender Blick, der einlädt zum Gespräch, kann in gewisser Weise sicher die Welt verändern, insofern als er vorurteilsfreie Räume eröffnen kann, in denen Menschen erleben können, dass sie sich frei ausdrücken können; mit allem Guten und Schlechten in ihrem Leben. Der liebende Blick, den Rilke aber zum Ausdruck bringt, scheint mir noch einmal ein anderer zu sein. Man könnte ihn vielleicht verstehen als einen Blick, der die Welt liebt und alles, was in ihr ist. Für die Augen, die so die Welt sehen, ändert sich die Welt: Sie bleibt unter einem solchen Blick kein hoffnungs- und trostloser Ort, sondern ruft auf zum liebenden Sich-Engagieren in ihr und vermag auch das Schöne zu sehen. An ebendiese Grenze, die Bischof Kapellari als Grenze des dichtenden Sprechens gedacht hat, geht aber Rilke, wenn er vom Ende des Werks „des Gesichts“ spricht.

Denn für mich liegt jenseits dieser Grenze auch das „Herz-Werk“, doch kann dieses beim bloß liebenden Blicken nicht verbleiben. Es muss in Handeln übergehen. Und in diesem Sinne braucht der liebende Blick auch Mut, ohne den Engagement nicht möglich ist und ohne den der Blick droht, nur in der Reue zu bleiben, nichts getan zu haben. Die Haltung des liebenden Blicks braucht es trotzdem: Denn in ihm kann solcher Mut vielleicht auch erst entstehen.

Daniel Pachner,
studierte Theologie in Graz.
2022–2024 DOC-Stipendiat der
Österreichischen Akademie der
Wissenschaften. Bildungsreferent
der KHG Graz und Chefredakteur
von DENKEN+GLAUBEN.

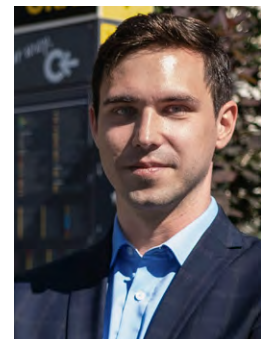
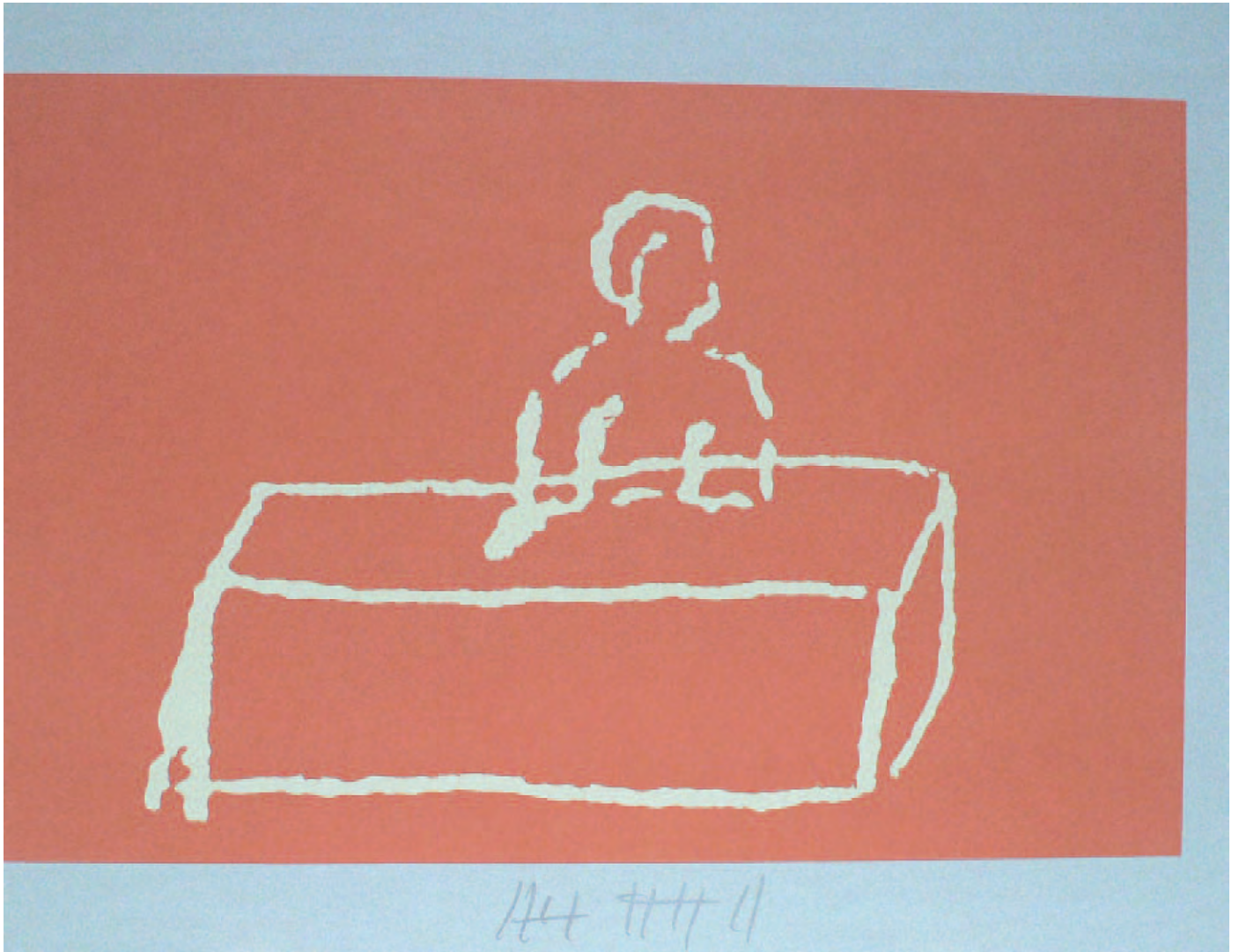


Foto: Radlinger



MITEINANDER IN BEGEGNUNG

Kreuzungspunkte zwischen Staat und Kirche

Von Christoph Grabenwarter

Es war im Sommer 2003, als es zu einem Gespräch am Bischofplatz in Graz kam. Es ging um universitäre Forschung und Lehre im Staatskirchenrecht. Längst aus den regulären Curricula der Studienordnungen an den rechtswissenschaftlichen Fakultäten verschwunden, spielt es in der Praxis immer noch und mehr denn je eine große Rolle. Bischof Egon Kapellari, promovierter Jurist, nahm den Vorschlag einer regelmäßigen wissenschaftlichen Tagung zur Pflege des Staatskirchenrechts nicht nur wohlwollend auf, er unterstützte das Vorhaben von Beginn an aktiv.

Weitere Gespräche folgten, mit Reinhold Esterbauer war ein Mitstreiter aus der Katholisch-Theologischen Fakultät gewonnen, im Jahr 2005 war die Entscheidung endgültig gefallen, im Zweijahresabstand auf Schloss Seggau die „Seggauer Gespräche zu Staat und Kirche“ zu veranstalten. Später kam Katharina Pabel als dritte wissenschaftliche Leiterin der Gespräche hinzu. Das Konzept war angelehnt an eine vergleichbare Tagung, die seit Jahrzehnten erfolgreich im Bistum Essen veranstaltet wird.

An zwei Tagen in der Woche nach Ostern findet nun schon seit April 2006 im Zweijahresabstand das „Seggauer Gespräch zu Staat und Kirche“ in großer thematischer Breite mit Referentinnen, Referenten und Teilnehmenden aus Österreich, Deutschland, der Schweiz, Italien, Ungarn und Slowenien statt. Nur im Pandemiejahr 2020 musste das Gespräch einmal entfallen. Vom Verhältnis zwischen Staat und Kirche im Grundsätzlichen, über die Caritas, das Bildungswesen, die Kirchenfinanzierung, den Islam bis zur kategorialen Seelsorge reicht der Bogen der Themen.

Auch der Kreis der Veranstalter erweiterte sich. Ursprünglich nur von der Diözese Graz-Seckau und der Karl-Franzens-Universität Graz (und hier insbesondere der Katholisch-Theologischen Fakultät) getragen, sind heute auf universitärer Seite auch die Wirtschaftsuniversität Wien, auf kirchlicher Seite die Evangelische Kirche in der Steiermark und die Erzdiözese Salzburg Mitveranstalter. Die Vorträge wurden zunächst im Österreichischen Archiv für Recht und Religion (öarr), seit 2019 in einem eigenen Tagungsband des Manz-Verlags publiziert und erreichen damit auch eine interessierte Leserschaft.

Die Offenheit in der Themensetzung, die Offenheit im Veranstalterkreis, die Öffnung zu neuen Teilnehmergruppen – all das trägt die Handschrift von Bischof Egon Kapellari,

ist getragen von seinem Weitblick. Er hat sich von Beginn an als Ermöglicher verstanden, der in dieser Tagung nicht im Mittelpunkt stehen wollte. Das wurde am Ende seiner Amtszeit deutlich, als er sich auch von der Teilnahme am Seggauer Gespräch zurückzog. Nicht aus mangelndem Interesse an den Themen, die von Experten des Rechts und der Theologie auf Schloss Seggau verhandelt werden, sondern um seinen Nachfolgern im Bischofsamt nicht im Wege zu stehen.

Das Gepräge, das Bischof Egon Kapellari dem Seggauer Gespräch gegeben hat, ist auch am Beginn seines zehnten Lebensjahrzehnts sichtbar. Neben dem wissenschaftlichen Programm zeichnet das Seggauer Gespräch auch das gemütliche Zusammensein am Abend bei einem Glas Wein und die Messe in der Michaelskapelle am Morgen des zweiten Tages der Gespräche aus. Die Eucharistiefeier in österlicher Stimmung in der Michaelskapelle hat Bischof Egon Kapellari stets auch ergänzt durch Erläuterungen für neue Tagungsteilnehmer zur Baugeschichte und zur künstlerischen Gestaltung der Kapelle. Er hat damit uns, den Jüngeren und Nachfolgenden, gezeigt, wie wichtig eine gute und eine schöne Form für hervorragende Inhalte von Gesprächen ist. Für Gespräche unter Wissenschaftlern; für Gespräche mit Menschen, die ihren Dienst in Kirche, Staat und Gesellschaft tun; für Gespräche, die sich der Freiheit von Wissenschaft und Religion verpflichtet fühlen. Dafür sei zum runden Geburtstag noch einmal Dank gesagt.



Christoph Grabenwarter, Präsident des Verfassungsgerichtshofes; Universitätsprofessor für Öffentliches Recht, Wirtschaftsrecht und Völkerrecht an der Wirtschaftsuniversität Wien; Honorarprofessor an der ELTE-Universität Budapest.

Foto: Fröschl-Roßboth

Helfen, bis es wehtut

Von Franz Zlanabitnig

In dem zu seiner Emeritierung als Grazer Diözesanbischof erschienenen Gesprächsband *Was kommt? Was bleibt? Gespräche an einer Lebenswende* lässt der heute 90-jährige die Leserinnen und Leser an einem unscheinbaren, für ihn aber prägenden Detail seiner Biographie Anteil nehmen:

In der kargen Nachkriegszeit habe seine Mutter einen mühsam erstandenen Laib Brot mit einer Nachbarfamilie geteilt. Sein Bruder und er hätten jedoch gehofft, das Brot würde allein ihren Hunger stillen. Mit dem lapidaren Hinweis, dass auch die Nachbarfamilie Hunger hätte, habe aber die Mutter den Wunsch der beiden Buben abgetan.

Mit diesem dem Jubilar gewidmeten Beitrag möchte ich, als sein langjähriger Kärntner Sekretär, eine vielleicht weniger bekannte Facette seines Wirkens hervorheben.

Das Augustinus-Zitat über das Wirken eines Bischofs, das dem genannten Buch vorangestellt ist und das in seiner Kärntner Amtszeit im Bereich seines Sekretariates als kleines Wandbild sichtbar den Arbeitsalltag der dort Anwesenden begleitete, weist neben den vielen Aufgaben, die einem Bischof auferlegt sind, auch darauf hin, dass er sich der Schwachen annehmen und den Armen helfen solle. Der Stoßseufzer „und – ach – alle lieben“ bezieht sich, im Blick auf Bischof Egon, wohl nicht so sehr auf die Armen und Schwachen als vielmehr auf andere genannte Herausforderungen, denen ein Bischof sich täglich zu stellen hat.

Im Laufe eines bischöflichen Arbeitsjahres verging wohl kaum eine Woche, in der sich nicht Menschen, die sich in verschiedensten Notsituationen befanden, an den Bischof wandten. Natürlich konnte er nicht alle damit verbundenen Probleme selbst bearbeiten oder lösen. Als sein Sekretär war es eine meiner Aufgaben, mich in seinem Auftrag dieser Menschen anzunehmen. Ich konnte dies im Wissen tun, dass ihm keines der damit verbundenen Schicksale gleichgültig war – immer wieder erkundigte er sich, ob und wie es gelänge, diesen Menschen zu helfen.

Und die damit verbundene Palette war überaus vielfältig: Da war die Flüchtlingsfamilie, die vor dem Bischofs- haus stand und nach einem Quartier suchte; die Frau aus Uganda, deren Vater noch Halbnomade war und die für ihre begabten Geschwister nach einer finanziellen Hilfe für deren Ausbildung suchte; Bauernfamilien, die, manchmal auch aus eigenem Verschulden, aber viel öfters durch den Druck von außen, an den Rand ihrer Existenz gebracht wurden; da war, noch als Überbleibsel

seiner Funktion als Leiter des Afro-Asiatischen Institutes in Graz, die Sorge um einen Studenten aus Afrika, der sein Studium noch nicht abgeschlossen und für Frau und Kind zu sorgen hatte, und nicht zuletzt waren es auch die bettelnden oder zum Betteln gezwungenen Menschen aus den Staaten des ehemaligen Ostblocks oder durch psychische Probleme aus der Bahn geworfene Menschen, die vor den Toren der bischöflichen Residenz, wie es damals noch hieß, hilfesuchend standen. Und heute noch, mehr als ein Vierteljahrhundert nach seinem Abschied aus Kärnten, ruft er manchmal an und fragt, ob Menschen, die sich in schwierigen Lebenssituationen (immer noch!) an ihn wenden, geholfen werden könnte.

Egon Kapellari, der Intellektuelle, der Mann der Kultur und Kunst, der scharfe Denker und Zeitdiagnostiker, der Mann der Kirche, aber vor allem der Mensch, der beständig, gelegen oder ungelegen, wie Johannes der Täufer – die Grünewalddarstellung aus dem Isenheimer Altar hat er wohl oft vor Augen – auf den hinweist, dem er sein Leben in dessen Nachfolge zutiefst gewidmet hat. Und der war es, der gesagt hat: „Geben ist seliger als nehmen.“

Auf das Andenkenbild seiner verstorbenen Mutter hat Bischof Kapellari genau diese Zeilen schreiben lassen – wohl auch in Erinnerung daran, dass sie es war, die ihm und seinem Bruder mit dem geteilten Brotlaib ein Vermächtnis mit auf dem Weg gegeben hat, das ihn tief geprägt hat. Aus dieser Grundprägung heraus ist sein oftmaliger Hinweis auf Mutter Teresa und ihr Diktum „Man muss auch helfen, wenn es schon etwas wehtut“ mehr als glaubwürdig.



Franz Zlanabitnig,
Studium der Theologie in Salzburg.
Er war von 1982 bis 2001
Sekretär von Bischof Kapellari in
dessen Kärntner Amtszeit.

Foto: privat

Was von jenseits einwirkt ...

Von Leopold Neuhold

Ein Löwe wird gefangen und in ein Reservat verbracht. Zu seinem Erstaunen findet er dort verschiedene Gruppen von Löwen. Eine Gruppe befasst sich mit der Geschichte des Reservats, manche unterhalten sich voll Sehnsucht über die Zeiten, wo man noch nicht im Reservat eingeschlossen war, und sie singen voll Inbrunst Lieder aus der alten Zeit, die nicht mehr in ihrem Erinnerungsvermögen liegt, sondern in das kollektive Bewusstsein gelagert worden ist. Wieder andere planen einen Aufstand gegen den Zustand der Unfreiheit hier im Reservat, andere planen Gesellschaftsspiele und Belustigungen, um den Ausgriff nach den alten Zeiten vergessen zu lassen. Nur ein alter Löwe hält sich von all den Gruppen fern. Er fällt dem neu Hinzugekommenen auf, dieser findet sich von ihm angezogen, aber auch in ehrfurchtsvoller Distanz gehalten. Eines Tages überwindet sich der Neuling und fragt den alten Löwen, warum er so einsam durch die Gegend gehe und was er tue. Dieser fordert ihn auf, sich von den anderen fernzuhalten, und beantwortet die Frage, was er denn tue, so: „Ich forsche nach der Beschaffenheit des Zaunes.“

Diese Geschichte wird oft so verstanden, dass Menschen sich in Reservaten der Unfreiheit um alles Mögliche kümmern, nur nicht darum, wie sie aus diesem Zustand herauskommen können. Der Kampf um das Alltägliche und das Bemühen, das Leben erträglich zu machen, lassen sie ihre grundsätzliche Unfreiheit vergessen und auch vergessen, dagegen vorzugehen.

Aber man könnte diese Geschichte auch anders deuten. Das Leben im Reservat ermöglicht erst ein Leben in relativer Sicherheit, aber auch Freiheit. Der Zaun kann auch ein schützender sein, wenn man sich nur seiner Beschaffenheit bewusst ist und sich nicht durch ihn gefangen nehmen lässt. Dieses Hinausschauen ist deshalb wesentlich, weil damit Beschränkungen wie auch Ermöglichtungen in den Blick kommen. Bischof Egon Kapellari hat immer wieder von dem, was sich dem vorschnellen Zugriff entzieht, gesprochen. Den Ausblick nach außen und den Blick nach oben, um die Herausforderung, in der wir uns befinden, richtig erkennen und gestalten zu können, ohne im unbedachten Ausbruch alles aufs Spiel zu setzen – auf diese Notwendigkeit hat er hingewiesen. Von dem her, was sein könnte und auf das Glaube wie Vernunft hinaustasten, das Hier und Jetzt in all seiner Ambiguität zu gestalten, auch das könnte Teil der Aufgabe des Analysierens der Beschaffenheit des Zaunes und dessen, was von jenseits des Zaunes auf das Leben innerhalb des Zaunes einwirkt, sein. Der Konjunktiv

wird damit für Bischof Kapellari zum Indikativ, in seiner Theologie wie auch seinem Kunstverständnis: ein Hinweis, dass das, was sein könnte, auch ist. Dazu ist es wichtig zu wissen, dass nicht alles von uns abhängt, sondern auch von dem, der draußen und doch ganz drinnen ist. Gott wird damit zur Möglichkeit, die Wirklichkeit ist.

Hierin gründet ja auch der Humor, der Kapellari in subtiler Weise zu eigen ist, ein Humor, der nach Jean Paul das Kleine groß macht und das Große klein, um im Blick auf beide die wahre Größe zu erkennen. Sein Humor ist hintergründig im guten Sinn, weiterführend, nicht abschließend, Perspektiven eröffnend und aus der Erstarrung herausführend. Er liebt Institutionalisierungen, schließlich ist er ja auch Jurist, er wendet sich aber gegen die Starrheit. Als wir uns über die Geschichte „Die angebundene Katze“ unterhielten, konnten wir gemeinsam lachen. Eine Katze, die das Gebet der Mönche störte, wurde zu den Gebetszeiten angebunden. Als man vergaß, weswegen die Katze angebunden war, blieb diese auf Dauer angebunden. Schließlich entwickelte man, als der ursprüngliche Sinn des Anbindens vergessen worden war, Theorien in Bezug auf die Heilsnotwendigkeit der angebundenen Katze. Dies führte dazu, dass die Katze, als sie starb, durch eine neue ersetzt werden musste. Als das Kloster sich zum Schließen der Pforten gezwungen sah, wurde es an eine Restaurantkette verkauft. Das Restaurant erhielt den Namen: „Die angebundene Katze“.

Wir hatten einen Lehrer, der manchmal einen von uns zu sich in die Wohnung holte und diesen mit den Worten: „Wenn der Strich am Radio weiter rechts ist, wird der Ton reiner“ zum Justieren des Senders aufforderte. Kapellari weiß um die Bedeutung des markierenden roten Striches, er weiß aber auch, dass er mitunter bewegt werden soll, um den Ton verständlicher zu machen.

Leopold Neuhold,
Theologe und Ethiker.
Er war bis zu seiner Emeritierung
2019 Leiter des Instituts für Ethik
und Gesellschaftslehre an
der Universität Graz. Träger des
Großen Ehrenzeichens des Landes
Steiermark (2019) sowie des
Josef-Krainer-Preises 2020.



Foto: Flori



Gemeinsame Zeiten

Von Waltraud Klasnic

Gerne gratuliere ich dem von mir hochgeschätzten Diözesanbischof emeritus Dr. Egon Kapellari zu seinem 90. Geburtstag. Seine Heimkehr 2001 in die Steiermark nach seiner segensreichen Tätigkeit in unserem Nachbarbundesland Kärnten war ein Glücksfall für uns. Für mich persönlich war die Wiederbegegnung mit Dr. Kapellari bzw. die erste Begegnung mit dem neu ernannten Diözesanbischof von Graz-Seckau ein schöner Zufall – vielleicht kann man es auch Fügung nennen –, den ich nie vergessen werde. Ich verließ gerade den Friseursalon an der Ecke Stempfergasse/Bischofplatz und wollte zu meinem Arbeitsplatz in das Landeshauptmann-Büro in die Burg gehen, als mir Bischof Kapellari entgegenkam – auf dem Weg zu seinem künftigen Arbeitsplatz im Bischöflichen Palais am Bischofplatz.

Das Wirken des 57. Bischofs der Diözese Graz-Seckau war für unsere Steiermark in vielen Bereichen besonders fruchtbar. Seine Intellektualität, hohe Bildung, großartige Formulierungsgabe und ungemeine Belesenheit sind respektgebietend. Jede einzelne Begegnung mit Egon Kapellari war und ist für mich bereichernd. Besonders gerne lese ich immer wieder in seinen Büchern und bin auch sehr dankbar dafür, dass er mir immer wieder Redemanuskripte zukommen lässt.

Sehr wertvoll war und ist sein reges Interesse für die jeweils neuen Fragen von Zeit und Welt und sind seine internationalen Verbindungen. So war es etwas ganz Besonderes, als ich als Vertreterin des Landes Steiermark gemeinsam mit ihm im Jahr 2005 den Pfingstdialog „Geist und Gegenwart“ in der ehemaligen Sommerresidenz der Bischöfe von Graz-Seckau auf Schloss Seggau ins Leben rufen durfte. Vor allem auch durch seine Bemühungen kamen führende Vertreter der Weltkirche und der „Europäischen Bischofskonferenz“ nach Seggauberg und es konnte eine starke Tradition des europäischen und interdisziplinären Dialogs begründet werden.

Bischof Egon Kapellari ist weit über die Grenzen der Diözese, ja Österreichs hinaus hoch angesehen. In der Österreichischen Bischofskonferenz war er von 2001 bis zu seiner Emeritierung 2015 stellvertretender Vorsitzender und dabei entscheidende Stütze von Kardinal Christoph Schönborn, der ihm schon seit seiner Zeit als

Studentenseelsorger in Graz besonders verbunden ist. So durfte ich Bischof Kapellari mehrfach erleben, nachdem ich von Kardinal Schönborn im März 2010 ersucht worden war, mich als Unabhängige Opferschutzanwältin der Betroffenen von Missbrauch und Gewalt in der katholischen Kirche Österreichs anzunehmen. Auch hier erlebte ich Bischof Kapellari als eine Persönlichkeit von großer Klarheit und Sensibilität, der die Dimension und Bedeutung der Aufgabe und Verantwortung voll bewusst war. Das gab auch mir viel Sicherheit.

Dr. Kapellari ist eine Autorität in jederlei Hinsicht. Und eines ist für mich in den letzten Jahren bei unseren Gesprächen immer spürbarer geworden: sein feiner Humor und eine ganz spezielle Art der Selbstironie, zu der nur große Persönlichkeiten fähig sind.

Sehr freue ich mich über möglichst viele weitere Begegnungen mit diesem großen, weltoffenen und im Glauben fest verankerten Sohn unserer Steiermark.

In diesem Sinne „Vergelt's Gott“
und herzlich das Allerbeste für die kommenden Jahre.

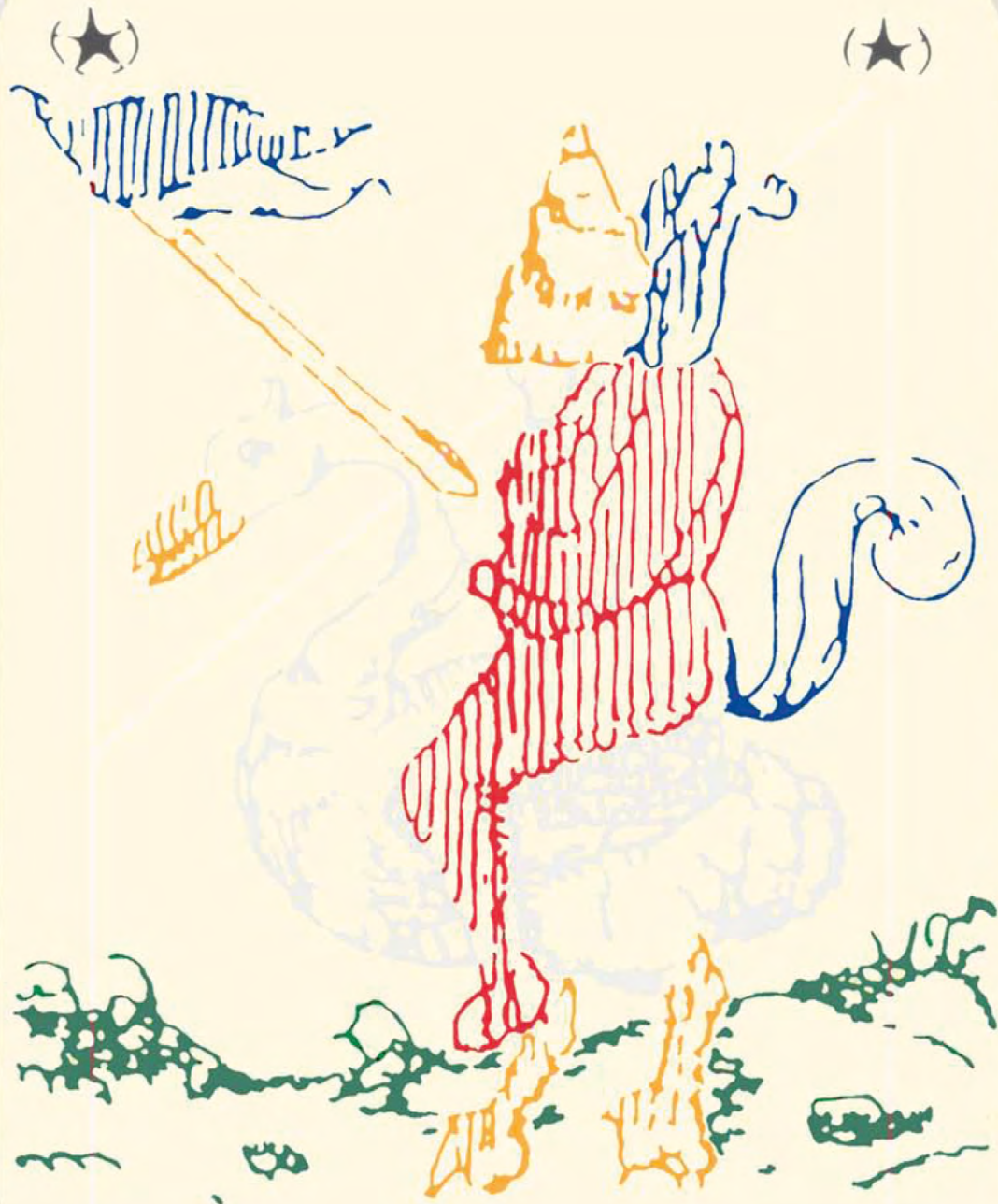


Waltraud Klasnic,
von 1996 bis 2005 Landeshauptmann der Steiermark. Von 2008 bis 2022 war sie als Präsidentin von HOSPIZ ÖSTERREICH tätig.

Foto: Mucke



BAFOMET tritt' ein : ein Katz von reif'n Sitt'n



THE JOLLY JOKER

Kunst und Kirche – Religion und Politik

Von Günter Riegler

Kurz nachdem ich im April 2017 durch gemeinderätlichen Ritterschlag zum Kulturstadtrat von Graz gewählt worden war, wurde mein Freund Christopher Drexler im Landtag zum Kulturlandesrat bestellt. Umgehend wurden wir – am 20. Juli 2017 – zu Bischof em. Egon Kapellari zum Abendessen in sein schönes zweistöckiges Appartement bei den Elisabethinen eingeladen. Wir erklimmen die Wendeltreppe, um ins Obergeschoß zu kommen – Bischof Egon ließ uns wissen, dass diese ein willkommenes Instrument der Leibesertüchtigung sei. Es blieb nicht bei dem einen Mal. Wir verabredeten uns in der Folge jährlich zu Gesprächen „über Gott und die Welt“. Gelegentlich auch in öffentlichen Lokalen, öfter aber in der Zurückgezogenheit seines schönen Alterswohnsitzes. Umgeben von Kunst und Literatur. Mit dabei stets Dr. Christian Lager als Organisator und der damalige Caritas-Direktor Herbert Beiglböck.

Lediglich im COVID-Jahr 2020 mussten unsere Treffen pausieren. Im September und Oktober 2021 und auch im Jahr darauf ergaben sich weitere Gelegenheiten zum Wiedersehen. Von unserem Treffen in Stift Rein anlässlich einer Ausstellung der Künstlergruppe rund um Edith Temmel und Margret Roth habe ich noch ein Foto, das seither meine Kühlschrankschürze ziert – Herr Bischof em. ist somit immer zugegen und schenkt Familie und BesucherInnen ein mildes und wohlwollendes Lächeln.

Unsere Gespräche durchstreiften regelmäßig die reichhaltige Themenlandschaft von Politik, Kunst, Kultur und Kirche. Uns Politikern ist die Aufgabe übertragen, ein Förderprofil für Kunst und Kultur zu entwickeln, das einerseits den arrivierten Künstlern und Veranstaltern eine stabile Grundlage für weitere Projekte bietet, das aber andererseits Innovationen, neue Positionen, Experimentelles und zuvor noch nicht Gedachtes unterstützt und motiviert. Dabei gilt es, mit knappen Geldressourcen zu arbeiten – die Budgets halten in der Regel mit dem Preisauftrieb nicht mit. Das Verständnis des politischen Mitbewerbs für eine Expansion der Kulturbudgets ist vorsichtig ausgedrückt schwach ausgeprägt. Oft wird Kunst als „Nestbeschmutzung“ betrachtet – Kritik an Staat und Gesellschaft wird von manchen politischen Mitbewerbern als unbotmäßig erachtet. „Die wollen ja nur provozieren“, heißt es oft. Am rechten Rand betrachtet man den Künstler als politischen Gegner, am linken

Rand wird Kunst meist als Sozialprojekt verstanden. Wenn von Kunstförderungen gesprochen wird, hat man bei wohlmeinenden linken Politikern das Gefühl, es gehe um „Hilfspakete“ für „Kulturarbeiter“.

Egon Kapellari hat zahlreiche wunderbare Texte verfasst, einerseits in seinen Büchern, andererseits auch in Vorworten und Reden, von denen ich im Lauf der Jahre einige mit der Weihnachtspost von ihm bekommen habe. Ein besonders stimmiges Vorwort hat Egon Kapellari zur wunderbaren Ausstellung „Weg-Kreuz“ verfasst – es ist im Ausstellungskatalog des Steiermarkhofs nachzulesen (Prof. Hans Baumgartner ist damit ein Meisterwerk gelungen). Bischof Egon geht in seinem Vorwort der Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Kirche nach: Wenn etwa an Martin Kippenbergers „Der gekreuzigte Frosch“ oder an die Darstellung von Jesus Christus in „Die Eroberung von Jerusalem“ von Hermann Nitsch gedacht und darüber reflektiert wird, ob es sich hier um Blasphemie, um eine „Verhöhnung des gekreuzigten Christus“ handle. Bischof Egon reflektiert über das Verhältnis von Kunst und Religion und kommt zum wohlwollenden und versöhnlichen Schluss, dass Kunst nicht ohne die Befassung mit Religion sein können, und umgekehrt: dass Religion auch stets das Gespräch mit dem Künstler suchen und brauchen wird. Sinngemäß zitiert aus einer Rede zu einer Ehrendoktoratsverleihung an Arnulf Rainer vom 18. Mai 2006 („Zeitgenössische Kunst als Herausforderung an die Kirche“).

So wie Kunst und Religion einander brauchen, so ist es mit Staat, Gesellschaft und Kunst. Ein Gemeinschaftswesen ohne Kunst ist nicht denkbar. Das soll möglichst so bleiben. Und das können wir mit Bischof em. Egon Kapellari lernen. Ad multos annos!

Günter Riegler,
seit April 2017 für Kultur und Wissenschaft zuständiges Stadtsenatsmitglied der Landeshauptstadt Graz. Verantwortete in seiner Berufslaufbahn die Finanzen der FH JOANNEUM GmbH, der Stadt Graz (als Finanzstadtrat) sowie die Vorsitzführung im Aufsichtsrat der Steiermärkischen Krankenanstalten GmbH.



Foto: Fischer

Ein herzlicher Gruß

Von Franz Voves

Hochgeschätzter Herr Bischof emeritus,

meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem 90. Geburtstag verbinde ich mit einem ebenso herzlichen Danke! Danke für die für mich so wertvollen Gespräche, die ich mit dem Bischof der katholischen Kirche während meiner Amtszeit führen durfte. Ihre hohe Belesenheit, Ihr Wissen und Ihre Erfahrung haben mir in wesentlichen gesellschaftlichen Fragestellungen oft wichtige Orientierung in meiner Entscheidungsfindung gegeben.

Die Frage der zunehmenden Migration und deren Wirkung auf das Miteinander in unserer Gesellschaft hat uns beide schon damals sehr beschäftigt. Als ich damals öffentlich bemerkte: „Toleranz ist keine Einbahnstraße“, und damit gelebte Anerkennung unserer europäischen Werte eingefordert habe, haben mich Vertreter:innen meiner Partei scharf kritisiert. Heute wissen meine Kritiker von damals vielleicht besser, dass Europa neben einer äußeren auch eine innere, neben der politischen und rechtlichen auch eine gesellschaftliche und geistige Ordnung braucht. Ob in Seggau, im Bischöflichen Ordinariat oder in der Grazer Burg, unvergessen bleiben für mich unsere persönlichen, sehr tiefgehenden Gespräche insbesondere zum Thema: Glaube und Kirche als Institution. Vielleicht kam uns in unseren Gesprächen auch entgegen, dass wir beide die Einfachheit des Lebens in einer Arbeiterfamilie der Vor- bzw. Nachkriegszeit erfahren haben.

Lieber Herr Bischof, wenn ich Ihnen damals schon erzählen musste, dass mich seinerzeit das Verhalten von Kardinal Groer und Bischof Krenn dazu geführt hat, mich von der Institution Kirche abzuwenden, so bin ich dennoch ein gläubiger Mensch geblieben.

In Verbundenheit mit herzlichem Gruß



Franz Voves,
war von 2005 bis 2015 Landes-
hauptmann der Steiermark.

Foto: Moschitz

Wie aus höflicher Distanz echte Freundschaft wurde

Von SI Hermann Miklas

Obwohl aufgrund seines hohen Maßes an Intellektualität von der Öffentlichkeit gelegentlich als etwas unnahbar wahrgenommen – Begegnungssängste hatte Egon Kapellari nie. Schon als Hochschuleseelsorger pflegte er bemerkenswerte ökumenische Beziehungen. Aber ein die Unterschiede verwässernder Gleichmacher war Egon Kapellari ebenfalls nie. Er hat zu keiner Zeit auch nur den geringsten Zweifel daran gelassen, dass er ein in römisch-katholischer Tradition stehender Theologe, Priester und Bischof ist.

Dennoch haben wir einander „gefunden“. Aus höflicher Distanz ist bald tiefer gegenseitiger Respekt gewachsen und schließlich echte Freundschaft. Aber wie ist das gekommen? Ich lasse hier einfach ein paar Erinnerungen Revue passieren.

Am Anfang stand ein gemeinsames Kennenlern-Fondue bei uns zu Hause. Abwartend-verhalten die Atmosphäre zu Beginn; aber schon bald tauchten wir in intensive Gespräche über Gott und die Welt ein und fanden dabei so manchen gemeinsamen Nenner. Das Eis endgültig gebrochen aber hat schließlich ein flambierter „Teufelskaffee“, den meine Frau servierte. „Das hat noch niemand gewagt, ausgerechnet mir einen Teufelskaffee anzubieten“, meinte Egon Kapellari bereits ein wenig augenzwinkernd. Doch er mundete hervorragend und sein abschließender Kommentar lautete: „Das nächste Mal gern wieder!“

Viel öfter als privat hatten wir in der Folge dienstlich miteinander zu tun, in der Regel bei Einweihungs- und Eröffnungsfeiern. Bald entdeckten wir, dass uns bei solchen Gelegenheiten die präzise und profunde Rede gleichermaßen am Herzen lag. Da kirchliche Segenshandlungen meist am Ende stehen (nachdem bereits viele andere Ansprachen gehalten worden sind), ist es hier besonders wichtig, kurz und pointiert zu bleiben. Etwaige Doppelungen wären auf jeden Fall kontraproduktiv. Und so machte Kapellari den Vorschlag, dass wir uns jeweils zuvor unsere geplanten Manuskripte gegenseitig zusenden, um allfällige Ungereimtheiten noch ausbessern zu können. Ein Vorschlag, der sich nicht nur sehr bewährte, sondern auch ausgesprochen vertrauensbildend wirkte. Da wir bei Segensfeiern außerdem meist nebeneinanderstanden, sollte – je nach Anlass – auch eine gewisse Vergleichbarkeit in der liturgischen Gewandung gegeben sein. So wurde „Was ziehen wir an?“ zur Routinefrage unserer regelmäßigen telefonischen Vorgespräche.

Ein weiterer kleiner, aber ungemein wichtiger Faktor war die Tatsache, dass Egon Kapellari stets sehr präzise unterschied zwischen „christlich“ und „katholisch“. Er verwendete den Begriff „christlich“ nie vereinnahmend, wenn er prononciert katholische Positionen vertrat, und er sagte nicht „katholisch“, wenn er gemeinsame christliche Werte ansprach. Ich versuchte, es ihm an solcher Präzision gleich zu tun. Was uns aber nicht daran hinderte, in einer Art von paradoxer Intervention gelegentlich gegen-gleiche Quellen zu zitieren: er (ausgewiesen) evangelische, ich (ausgewiesen) katholische.

Vor allem aber erlebten wir miteinander eine Reihe von humorvollen Situationen. Einige davon habe ich in meinem Buch „Wie gut, dass es im Leben was zu schmunzeln gibt“ festgehalten. Als wir jedoch bei der Messe anlässlich des 80. Geburtstages von Wolfgang Pucher nebeneinander saßen, flüsterte ich Egon Kapellari zu: „Herr Bischof, ich muss beichten: Ich habe einige Anekdoten veröffentlicht, in denen Sie vorkommen.“ Darauf er: „Das ist ja interessant, ich arbeite ebenfalls gerade an einem Buch mit Anekdoten.“ Wenig später beim Friedensgruß umarmte er mich und meinte: „Von Anekdotenschreiber zu Anekdotenschreiber, jetzt müssen wir das Du-Wort schließen!“ Und dieses vertraute „Du“ hat seit damals nicht nur gehalten, sondern eine besondere Freundschaft begründet.

Die besten Glück- und Segenswünsche Dir, lieber Egon, zum 90er!

Dein Freund Hermann

Hermann Miklas,
Studium der Theologie in Wuppertal,
Heidelberg und Wien. Pfarrer in Voitsberg
und Wien (Innere Stadt). Von 1999 bis 2018
Superintendent der Evangelischen Kirche
in der Steiermark; auch langjähriger
Vorsitzender des Ökumenischen Forums
christlicher Kirchen in der Steiermark.



Foto: privat



Lampassette, 1. Hälfte 17. Jh.

Inv. Nr. D 702

„Alles ist euer. Ihr aber gehört Christus“

Von Wolfgang Schüssel

Seit mehr als einem halben Jahrhundert kenne und schätze ich Egon Kapellari ungemein. Schon als Seelsorger der Hochschulgemeinde Graz in der Leechgasse war er der Kristallisationspunkt für intellektuelle Auseinandersetzungen und zeitgemäße Verkündigung! Viele Bücher, tausende Vorträge und Predigten – alles auf höchstem Niveau, kaum Wiederholungen. Ein beeindruckendes Vorbild.

Viele Reden Kapellaris haben den „Weg“ als Symbol unseres Lebens und Glaubens als Thema. Wir sind Reisende, unterwegs auf unserem Lebenspfad. Auch Jesus war ständig in Bewegung – jedenfalls in der kurzen Lebensphase jener drei Jahre, die die Evangelien beschreiben. Alle seine Apostel durchwanderten Länder und Regionen, Paulus ganz besonders. Auch Thomas von Aquin – er wurde gerade 46 Jahre alt – hat mehrmals halb Europa durchquert. Und unser Glaube ist ein guter Wegbegleiter. Augustinus sagt: „Ohne Gott gehen wir im Kreis ...“

Mich hat immer beeindruckt, wie Egon Kapellari in seinen Reden und Texten die reichhaltigsten und interessantesten Zitate und Vergleiche fand. Manche davon habe ich selbst im Sub-Abonnement gerne wiederverwendet und bin dankbar für diese Bereicherung. Ein wunderbares Wort von Platon verdanke ich unserem Jubilar: „Die Wahrheit ist ein springendes Feuer!“ Mir wurde dadurch erst bewusst, was Jesus mit dem (eigentlich verstörenden) Satz bei Lukas meinte, als er rief: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, wie froh wäre ich, würde es schon brennen ...“

Kapellari hat in all seinen Funktionen viel bewegt. In der Hochschulseelsorge, in der Führung zweier wichtiger Diözesen, als Ermutiger und Vermittler zwischen Kunst und Kirche, in der Österreichischen Bischofskonferenz, als Mitgestalter und Spiritus Rector des Mitteleuropäischen Kirchentags in Mariazell 2004. Dessen Motto „Christen sind Freunde des Lebens“ ist heute aktueller denn je. Wenn wir den Mut zu Familien und Kindern verlieren, wird unser Land mehr und mehr ausdünnen, vereinsamen und versteinern. Wir leben ohnehin schon in der verwirklichten Ein-Kind-Politik pro Familie, blickt man auf die Geburtenrate autochthoner Österreicher.

Solche Zusammenhänge aufzuzeigen, unseren Alltag in einen größeren Kontext zu stellen, Verbindungen zu ermöglichen, neue Sichtweisen und Blickwinkel zu geben, ist keine leichte, aber eine kostbare Gabe und Fähigkeit.

Egon Kapellari verströmt dieses Geschenk seit Jahrzehnten und er tut es gerne. In der Kirchengeschichte gab es immer verschiedene Jahreszeiten. Es mag sein, dass das Christentum in Europa sich derzeit sehr herbstlich, fast frühwinterlich anfühlt. Kapellaris Trost, dass noch jedem Winter ein Frühling folgen kann und wird, ist wichtiger denn je. Denn solch kältere Zeiten, ja Krisen hat es immer wieder gegeben und doch hat sich der Glaube an Jesus durch zwei Jahrtausende gehalten und weiterentwickelt.

„Wir leben heute in der atheistischen Depression“, so die große Schauspielerinnen Sophie Rois. „Früher gab es keinen Zweifel: Das wirkliche Glück ist nicht im Irdischen zu haben, sondern liegt bei Gott allein. WIR müssen alles hier auf Erden erreichen. Für uns ist der Tod das Ende, im katholischen Universum ist es die Durchgangsstation zum Wirklichen“. Und das ist nun tatsächlich der wesentliche Unterschied – für uns Christen ist es selbstverständlich, dass es im Schöpfungsauftrag liegt, das Leben im Hier und Jetzt so gut wie nur irgendwie möglich zu gestalten, mit Natur und Umwelt behutsam umzugehen und unseren Nachkommen ein gutes Erbe zu bewahren. Aber es gibt eben auch zur irdisch-horizontalen Dimension noch eine geheimnisvolle vertikale Richtung, die über unseren Horizont weit hinausweist.

Egon Kapellari hat unzählige Studenten, Intellektuelle, Suchende, Zweifelnde, Künstler, Wirtschaftler, aufstrebende Politiker und Führungskräfte entscheidend geprägt und ermutigt, weiterzudenken und zu suchen. Ich bin einer von ihnen und danke dem Jubilar dafür.

Wolfgang Schüssel, 2000–2007 österreichischer Bundeskanzler und 2006 EU-Ratsvorsitzender. 1989–2000 Wirtschafts- und Außenminister Österreichs. Heute widmet er sich als Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Außenpolitik und die Vereinten Nationen (ÖGAVN) den österreichischen Außenbeziehungen, insbesondere der europäischen Finanz- und Wirtschaftspolitik.



Foto: Kirchberger

Egon Kapellari ist 90

Von Hermann Schützenhöfer

- Egon Kapellari ist ein umfassend gebildeter Mensch und sein ganzes Leben lang auf der Suche. Ich erinnere mich an unser erstes Gespräch am Bischofplatz: Was er mir über seine Bilder erzählte, hat mich fasziniert. Er hat erkannt, dass Künstler mit ihren Werken zum Staunen, zum Denken und Nachdenken anregen und (noch unerkannte) Wege markieren.
- Egon Kapellari war ein guter Oberhirte für die Menschen in Kärnten und der Steiermark. Insbesondere aber auch für seine Priester und Ordensleute, denen er oft im 4-Augen-Gespräch Ängste nahm, Verständnis zeigte und Orientierung gab.
- Egon Kapellari kann zuhören und nimmt sich Zeit für Begegnungen. Er hat – auch als Diözesanbischof – viele Gespräche geführt. Der Dialog mit politischen Amtsträgern, mit Wissenschaftlern, mit Andersdenkenden, mit Vertretern der Ökumene war ihm immer wichtig. Ich denke an die Gespräche in kleinem Kreis über „Gott und die Welt“ in der Fastenzeit. Er hat sich mit Glaube und Irrglaube und mit dem Zeitgeist auseinandergesetzt. Aber auch die Sorgen und Nöte der sogenannten „kleinen Leute“ waren und sind ihm immer ein Anliegen. Er hat vielen Menschen in Bedrängnis Mut zugesprochen und Hoffnung gegeben.
- Egon Kapellari ist ein großer Prediger. Seine Homilien, etwa anlässlich der Fronleichnamsprozessionen am Grazer Hauptplatz, waren Worte mit Tiefgang und Weite. Er hat die Grundregeln des katholischen Glaubens nicht verwässert, aber versucht, sie in die Gesellschaft von heute zu übersetzen. Ich habe seine Predigten oft nachgelesen, nicht immer konnte man gleich alles verstehen.
- Egon Kapellari ist ein großer Theologe. Wie einst Joseph Ratzinger, der Bischof von München und Freising und spätere Papst Benedikt. Er hat viele Bücher geschrieben. Wer sie liest, erkennt das wahre Format dieses großen Kirchenmannes.
- Egon Kapellari war als Bischof nicht unnahbar. Manche haben das aber so gesehen. In Wahrheit aber haben Respekt und Demut vor dem Amt seine Haltung bestimmt.
- Egon Kapellari war in den Diözesen Gurk-Klagenfurt und Graz-Seckau und als stellvertretender Vorsitzender der Bischofskonferenz ein großer Bischof und ein bedeutender Seelsorger: für die Jungen, die er gerne um sich scharte und mit denen er in der Hochschulgemeinde nächtelange Gespräche führte; und für die Alten, deren Leben, Wissen und Weisheit er immer zu schätzen wusste. Er hat die katholische Kirche in Zeiten der innerkirchlichen Verunsicherung und in Zeiten des Umbruchs der Gesellschaft mit Hingabe und Entschlossenheit geführt und geprägt!



Hermann Schützenhöfer, Landesparteiobmann der Steirischen Volkspartei von 2006 bis 2022, Landeshauptmann der Steiermark von 2010 bis 2015. Seit 2022 Ehrenobmann der Steirischen Volkspartei. Vater zweier Kinder.

Foto: Steir. Volkspartei

„Na, da wird sich der Herr Alm aber gefreut haben“

Von Andrea Kager-Schwar

Was fällt mir ein, wenn ich an Bischof Kapellari denke ... Viel! Ereignisse, Erinnerungen, Eigenschaften und liebenswerte Eigenheiten. Eine Persönlichkeit eben.

Natürlich fallen auch mir zuerst die Seiten von ihm ein, die nach außen hin für jeden und jede wahrnehmbar sind. So, wie „man“ ihn eben kennt – oder zu kennen meint. Da ist zunächst einmal das äußere Erscheinungsbild: der Herr Bischof, hochgewachsen, schlank, oft eher ernst und streng dreinblickend, auch etwas unnahbar. Gleich als Nächstes kommt aber sein Intellekt. Sein scharfer Verstand, sein großes Wissen, sein Kunstverständnis und seine tiefe Auseinandersetzung mit den großen Fragestellungen unserer Gesellschaft haben ihn zu einer hoch geschätzten und respektierten Stimme innerhalb und außerhalb der Kirche gemacht. Und zum Dritten ist sein Fleiß zu nennen und seine Unermüdlichkeit – buchstäblich! Gar oft brannte bis 2 oder 3 Uhr in der Nacht das Licht in seinem Arbeitszimmer, wenn er bei klassischer Musik an Reden, Texten und Predigten feilte.

Aber dann sind da noch die weniger bekannten Seiten, die ich in den verschiedenen Ebenen der Zusammenarbeit mit Bischof Kapellari entdecken durfte. Etwa seine verblüffende Zugänglichkeit gegenüber Argumenten, denen er aufmerksam Gehör schenkte und die er dann blitzschnell abwägen und eine Entscheidung treffen konnte. Wie zum Beispiel unmittelbar vor der Startveranstaltung zum „Diözesanen Weg“, wie der Vorbereitungsprozess auf das Diözesanjahr 2018 zu Beginn hieß. Die Stadthalle war gebucht, das Programm fixiert – in einem für die Kirche ganz neuen Ablauf und Format. Und plötzlich erfahre ich: Bischof Kapellari hat dazu kurzerhand auch Andrea Riccardi, den Gründer der Gemeinschaft Sant'Egidio und damals Minister in der italienischen Regierung, als Redner eingeladen. Ich habe mir mein Hirn zermartert und nächtelang schlecht geschlafen, weil ich nicht wusste, wie ich dem Herrn Bischof beibringen sollte, dass der Herr Minister so ganz und gar nicht in diese Veranstaltung passt. Mit viel Bauchweh bin ich dann auch in die Besprechung dazu gegangen und habe versucht, ihm das vorsichtig zu erläutern – und nach kurzem Zuhören sagt er dann einfach: Na, wenn das so ist, dann sagen wir ihm halt ab. Der Brief nach Rom wurde umgehend diktiert und die Sache war vom Tisch.

Ein Zweites ist auch nicht gleich so sichtbar, weil er es nicht großartig vor sich herträgt: sein soziales Gewissen und sein großes, mitfühlendes Herz. Um wie viele Menschen er sich immer wieder gesorgt, gekümmert, sie – auch finanziell – unterstützt hat, weiß auch ich nicht. Aber da war etwa die Bettlerin vor der Haustür, Menschen am Rande der Gesellschaft in vielfältigen Notlagen, die er wahrnahm und sich um sie kümmerte. Immer wieder feierte er auch die heilige Messe bei den Barmherzigen Brüdern im Pflegezentrum Kainbach – ohne alle Berührungsängste. Und wenn beim Essen danach bei einem Bewohner was danebging, dann griff auch der Herr Bischof zur Serviette und brachte die Sache eigenhändig in Ordnung.

Aber eines traut man ihm wahrscheinlich am wenigsten zu: seinen großartigen, feinen Humor – nicht schenkelklopfend, darauf legt er Wert, sondern mit Wortwitz, Intelligenz und Charme.

Ihm zuzuhören, wenn er mit Augenzwinkern die eine oder andere köstliche Begebenheit aus seinem langen Leben als Bischof erzählt, ist wunderbar amüsant. Aber bei einer Präsentation in Hörweite seiner Randbemerkungen zu sitzen, war jedes Mal Folter. Wie etwa beim Rückblick auf die „Aktion Glaube: verhüllen – enthüllen – entdecken“. Teil der Abschlusspräsentation war ein Foto, bei dem das Gipfelkreuz des Großglockners verhüllt wurde. „Na, da wird sich der Herr Alm aber gefreut haben“, erklang es von links. Da ernst zu bleiben, war der reinste Kraftakt.

Noch viel gäbe es zu erzählen an kleineren und größeren Begebenheiten. 90 Jahre – ein so reiches Leben voller unglaublicher Geschichten. Ad multos annos.

Andrea Kager-Schwar,
Studium der Betriebswirtschaftslehre und der Rechtswissenschaften sowie Masterstudium „Medienkunde“ in Graz. Ab 1988 Journalistin im ORF, 2012/2013 Generalsekretärin für den „Diözesanen Weg“. Seit 2016 Direktorin des Bischöflichen Mensalguts Schloss Seggau.



Foto: Fischer

Risiko des (Un-)Glaubens

Von Michael Steiner

Vor einem halben Jahrhundert saß Prälat Karl Strobl spät-
abends mit einer Gruppe wissbegieriger und glaubenssu-
chender Jungforscher im Rahmen von PRO SCIENTIA
zusammen und erzählte uns folgende Anekdote:

Er, Msgr. Otto Mauer und ein Dritter waren gemeinsam
im Gespräch unterwegs. Plötzlich stellte dieser dritte Jün-
ger auf dem Gang die provokante Frage: Was wäre, wenn
morgen der Papst feierlich erklären würde, es wäre alles
ein großer Irrtum, es gibt keinen Gott! Msgr. Otto Mauer
hat darauf – so Prälat Karl Strobl – spontan geantwortet:
„Gott sei Dank – dann kömme endlich a Ruah geben.“

Et si Deus (non) daretur? Diese Frage hat Kaplan, Hoch-
schulseelsorger und Bischof Egon Kapellari ruhelos und
unermüdlich gestellt – den Gläubigen zur Vertiefung, den
Zweifelnden zur Orientierung, den Ungläubigen als Her-
ausforderung, gleichzeitig als fordernde Einladung. Und
betont, dass nach Gott zu fragen ein Exerzitium sei. Wer
es ausschlägt, nimmt Schaden – der Gläubige an seiner
Seele, der Ungläubige an seinem Intellekt. Mit vielfältigen
Antworten hat Bischof Egon den Schaden an Seele und
Intellekt zu heilen versucht.

Wer ist Gott? Gott ist die Liebe, ist die an die Grenzen
von Glaube und Vernunft gehende radikale Kurzant-
wort. Jedoch kommt dann gleich die präzisierende Erwei-
terung: Er ist nicht nur der „liebe Gott“, er ist auch ein
strenger Gott, ein „rex tremendae majestatis“, auch der
dunkle, rätselhafte Gott, der auch Glaubende in tem-
poräre Gottesfinsternis bringen kann. Er behält seine
Unverfügbarkeit – ein Gott, der mit menschlicher Ver-
nunft erfassbar wäre, wäre keiner. Gott existiert nicht,
weil wir an ihn glauben; wir glauben an ihn, weil er exis-
tiert. Jedoch: Als Existierender ist er nicht der leidlose
unbewegte Weltbeweger wie bei Aristoteles, er ist auch
die gekreuzigte Liebe.

Bischof Egon ist in allen Stufen seines bisherigen Lebens
immer auch ein Prediger (wie natürlich auch ein äußerst
produktiver Schriftsteller) für die überzeugt werden wol-
lenden Zweifler gewesen und anhaltend geblieben. Als
Seelsorger verteilt er nicht (nur) religiös verbrämte psy-
chotherapeutische Streicheleinheiten, sondern bleibt und
wirkt als herausfordernder Hinführer zum Glauben, ge-
legentlich mit aller intellektuellen Schärfe – bei allem Ver-
ständnis für Ungläubige und Zweifler, selbst für fröhliche
Atheisten. Er weist aber gleichzeitig darauf hin, dass es

auch schwer ist, nicht zu glauben, wenn man sich der radi-
kalen Folgen des Nichtglaubens bewusst wird – es wäre
eine Welt ohne Trost und Barmherzigkeit.

Vor allem kämpft er gegen die Trivialität der Transzenden-
zlosigkeit an, gegen die Banalität und Erwartungslosigkeit
eines rein diesseitigen Lebensstils, der die materielle Wirk-
lichkeit vergötzt – und betont das mit Erkenntnisoffenheit
und Denkfreudigkeit.

Einer Denkfreudigkeit, die die naturwissenschaftlich,
technisch und ökonomisch orientierte Vernunft über-
schreitet. Bischof Egon zitierte dabei Max Horkheimer,
dem die kritische und synthetische Komponente dieser
Vernunft fehle.

Solchen gegenseitigen Respekt im Dialog braucht es, um
den Himmel in einer postmodernen Welt offenzuhalten.
Es ist ständiges Bemühen von Bischof Egon, Allianzen mit
allen die Gesellschaft tragenden Kräften zu suchen und
mitzutragen, besonders mit Wissenschaft und Kunst. Und
er pflegt verständnisvollen, aber gelegentlich durchaus kri-
tischen Diskurs mit Politik und Politikern, die ihm auch
deswegen großen Respekt zollen.


Der Glaube an Auferstehung, an die himmlische Offen-
heit, an die ewige Zukunft des einzelnen Menschen und
der Menschheit als Ganzes bei Gott ist für Bischof Egon
die Quelle von Kraft, die helfen kann, die Fragmentarität
des eigenen Lebens zu ertragen und an einer letzten Vision
vom Göttlichen im Menschen festzuhalten. Dieser Glaube
lässt sich nicht in Vernunft hinein auflösen, er bleibt ein
Risiko, das freilich der Vernunft nicht entgegengesetzt ist.

Bischof Egon bleibt ruheloser Rufer in einer Welt, die den
Blick auf das Ganze unserer Existenz dringend notwendig
hat – Gott sei Dank!

Michael Steiner,
lehrt Volkswirtschaft an der Univer-
sität Graz. Als Wirtschaftswissen-
schaftler war er 20 Jahre auch Leiter
des Instituts für Technologie- und
Regionalpolitik der JOANNEUM
RESEARCH und Experte für die
Europäische Kommission, Europar-
at, World Bank, OECD. Er ist Her-
ausgeber von WAS, einer Buchserie
zum Vor-, Mit- und Nachdenken.



Foto: Uni Graz

abst^{rak}~~xxx~~otes  erta^{rauen}~~xxx~~

Jerse~~eee~~al em aschee

amulettGRÜN

DReCkora^{ge}n~~xxx~~

Zug zum Tor

Von Matthias Kapeller

Am Beginn meiner Tätigkeit für Bischof Egon Kapellari als Pressereferent stand eine unmissverständliche Klarheit: Sehr bald nach meinem Dienstantritt im Spätherbst 1994 ließ er in einem dienstlichen Gespräch keinen Zweifel daran, was er sich von engsten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern neben der als selbstverständlich vorausgesetzten Kompetenz und Loyalität erwartet: klare Benennung der Fakten, im Bedarfsfall Widerspruch in der Sache und ein Gegen-den-Strich-Bürsten bei gleichzeitig möglichst emotionsfreiem Argumentieren. Damit hatte Bischof Kapellari die Präliminarien der Zusammenarbeit gesetzt, die ihm bei seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Achtung, Respekt und Wertschätzung einbrachten und für mich wie ein Booster für Einsatz, Verfügbarkeit und Motivation wirkten.

Die kirchenpolitischen Ereignisse Mitte der 90er-Jahre brachten es mit sich, dass in meiner Zusammenarbeit mit dem Bischof dieses von ihm forcierte Prinzip von Rede und Gegenrede mehrfach ernsthafte Belastungs- und Bewährungsproben zu bestehen hatte. So hat Bischof Kapellari, wenn wieder einmal (erz-)bischöfliche Äußerungen und Geschehnisse an der Traisen oder am Stephansplatz im Mittelpunkt spätabendlicher TV-Nachrichten standen, noch in derselben Nacht zum Hörer gegriffen, sich mit mir darüber ausgetauscht und mögliche mediale Perspektiven ausgelotet.

Wahrscheinlich ist gerade in solchen nächtlichen Gesprächen jener Vorrat an gegenseitigem Vertrauen gewachsen, der unerlässlich ist für eine Pressearbeit auf diesem Niveau. Dieses unmittelbare Agieren steht exemplarisch für das Medienverständnis von Bischof Kapellari und zieht sich wie ein roter Faden durch sein gesamtes bischöfliches Wirken: proaktive Medienarbeit, und zwar konsequent und aus Überzeugung und nicht etwa aus taktischen oder strategischen Gründen. In diesem aktiven Zugehen auf Journalistinnen und Journalisten zeichnete ihn Offensivkraft und ein Zug zum Tor aus. Das bedeutete für sein Umfeld nicht selten eine große Herausforderung.

Bischof Kapellari hat bereits vor über 30 Jahren das praktiziert, was heute Management-Fibeln als *state of the art* formulieren, nämlich dass Pressearbeit Chefsache ist und daher stets auf der obersten Leitungsebene angesiedelt sein soll.

Er war sich seiner Rolle als wichtigster und bedeutendster Kommunikator der Kirche in Kärnten stets bewusst. Bischof Kapellari hat der Kirche in Kärnten und darüber hinaus Gesicht, sein Gesicht, verliehen, ihr Profil und Ansehen im doppelten Wortsinn verschafft und öffentliche Positionierungen und Klarstellungen, ob gelegen oder ungelegen, vorgenommen. Für Journalistinnen und Journalisten im In- und Ausland war er deshalb gefragter und geschätzter Gesprächspartner, und zwar sowohl für „offizielle“, weil veröffentlichte Interviews als auch für sogenannte Hintergrundgespräche, bei denen er im vertraulichen Rahmen eine Einordnung und Gewichtung von Entwicklungen in Kirche und Zivilgesellschaft vornahm. Aus Rückmeldungen der im Bereich der klassischen Medien Tätigen weiß ich, dass sie Begegnungen und Interviews mit Bischof Kapellari wegen dessen Tiefgang und Substanz, die stets zum Nach- und Weiterdenken anregten, als Bereicherung erlebt haben. Bis heute ist der Jubilar aktiver Konsument und kritischer Beobachter der Zeitläufe und des medialen Geschehens. So liegt bei meinen Besuchen bei ihm sehr oft als Einstieg für unser Gespräch eine Sammlung von aktuellen, ihm besonders wichtig erscheinenden Zeitungsartikeln bereit.

Bischof Kapellari wirkte für die Kirche in Kärnten und darüber hinaus in mehrfacher Hinsicht stilbildend. Im Umgang mit Vertreterinnen und Vertretern der klassischen Medien setzte er neue Standards einer offensiven, transparenten und nicht vereinnahmenden Kommunikation, die selbstverständlich auch wechselseitig kritische Töne mit einschloss. Die Zusammenarbeit mit ihm war für mich eine der intensivsten, prägendsten und bereicherndsten meiner bisherigen beruflichen Laufbahn.

Matthias Kapeller,
leitet nach journalistischen
Tätigkeiten in Rom bei Radio Vatikan
und in der Erzdiözese Wien im
Amt für Kommunikation und
Öffentlichkeitsarbeit seit 1994 die
Pressestelle der Diözese Gurk.



Foto: Fessl

Ich hatte das Privileg ...

Von Hans Putzer

Vermutlich wird der Titel dieses Beitrags zum 90. Geburtstag unseres emeritierten Bischofs Egon Kapellari manche verwundern. Man beginnt doch einen solchen Beitrag nicht mit „Ich“, schon gar nicht im katholischen Sprachgebrauch. „Immer spannend“ wäre doch viel angebrachter, wenn man schon nicht ganz konventionell beginnen will. Denn zumindest „spannend“ passt in diesem Soziotop immer, weckt es doch den zumindest ebenso inhaltsschweren Reflex, darauf mit „genau“ zu antworten.

Seien wir doch ehrlich, Publikationen wie diese Ausgabe von DENKEN+GLAUBEN, in der übrigens weitaus Berufeneren dem Jubilar ihre Reverenz erweisen, werden immer erst in der Zusammenschau aller Beiträge zu einem – selbst dann bei weitem nicht vollständigen – Bild. Auch wer über andere schreibt, schreibt zuallererst über sich. Die graduellen Unterschiede liegen mehr in der Einsicht, das zu akzeptieren.

Und ja, ich hatte ja auch das Privileg, nicht nur im Umfeld der mich am meisten faszinierenden Steirer der letzten Jahrzehnte, Bischof Egon Kapellari und Landeshauptmann Josef Krainer, zu arbeiten, sondern mich mit beiden mehrmals auch länger auszutauschen.

Meine erste Begegnung war nicht, wie es von einem unter anderem auch Theologie Studierenden Ende der 70er Jahre zu erwarten wäre, in der Hochschulgemeinde, sondern als Journalist nach einer Pressekonferenz der Wirtschaftsdirektion zu den Finanzen der Diözese, es muss um 2001 gewesen sein. Ich habe mich in einem Kommentar doch merklich verwundert dazu geäußert, dass bei diesem Termin kein Wort zur Bedeutung des Evangeliums und zur Hoffung gebenden Kraft des Glaubens gefallen war. Wenige Tage später läutete bei mir das Telefon, Bischof Kapellari war dran und ich kann ihn heute noch wörtlich zitieren: „Beim Lesen Ihres Kommentars ist in mir der Wunsch entstanden, mich mit Ihnen auszutauschen.“ Wenige Tage später, geplant war ein früher Abendtermin, nach einer „Tour d’Horizon“ – wie er diese Gespräche mit vielen „Privilegierten“ immer wieder nannte –, sperrte er mir knapp vor Mitternacht dann selbst das Tor des Ordinariats auf.

Jahre später, als die kirchlichen Missbrauchsfälle auch unsere Diözese eingeholt hatten – die publik gewordenen lagen in einem Zeitraum vor dem steirischen Episkopat Kapellaris – und ich, zugegeben recht forsch, als Präsident der Katholischen Aktion die Forderung erhob, dass die betroffenen Priester im Altarraum nichts mehr verloren hätten, gab es – auch in der Kirche bleibt nichts geheim – den Wunsch aus einem Teil der Priesterschaft, dass der

Bischof mit mir doch ein „ernstes Wort“ sprechen wolle. Auch dieser Abend bleibt mir unvergesslich, denn Bischof Kapellari zeigte sich von meinen öffentlichen Äußerungen zu diesem Thema zwar wenig „amused“, aber zugleich bestärkte er mich, von dem, wovon ich überzeugt bin, in keinem Fall abzuweichen. Ein höchst werthaltiger Grundkurs für dialektisches Denken sozusagen.

Man – also ich – kann gar nicht anders, als der Faszination dieses denkenden und gläubigen Menschen immer wieder neu zu erliegen. Und so geht es wohl nicht nur mir. Warum glauben vernunftbegabte Menschen? Und wie können wir über diesen erwachsenen Glauben ohne Peinlichkeit sprechen? Diese und ähnliche Fragen hat Bischof Kapellari sich und uns immer wieder gestellt. Und ich muss bei meiner Suche nach Antworten zugleich auch immer Sören Kierkegaard (das Martyrium des Glaubens verlangt, „seinen Verstand zu kreuzigen“) und Karl Rahner („Glauben heißt: die Unbegreiflichkeit Gottes ein Leben lang aushalten“) mitdenken.

Bei einem „Abend für Bischof Kapellari“ nach seiner Emeritierung im Bildungshaus Mariatrost durfte ich bei meinem Dank unter anderem an zwei seiner oft geäußerten Formulierungen erinnern, die für mich auch ein wesentlicher Teil einer Antwort auf die gerade gestellten Fragen sind: „Verstehen Sie mich bitte nicht zu schnell“ und „Gott ist nicht harmlos“. Übrigens bietet dieser Abend auch eine gute Möglichkeit, an den oft viel zu wenig wahrgenommenen Humor Kapellaris zu erinnern. Im Vorgespräch habe ich ihn über das Programm informiert: vorwiegend zeitgenössische Kammermusik und vorgelesene Texte aus seinen Büchern. Seine lapidare Reaktion: „Ich freue mich schon auf die Musik, weil die Texte kenne ich ja schon.“



Hans Putzer,
Studium der Germanistik und
Theologie. 2009–2012 Präsident
der KA Steiermark. 2013–2015
Vizepräsident der KA Österreich.
Ehemaliger Direktor des
Bildungshauses Mariatrost.

Foto: Furgler

Materielle Formen der Einfühlung

Von Valeryia Saulevich

„... dass Kirche und Gesellschaft in Europa ohne einen breiten Konsens mit den Frauen nicht gedeihen können. [...] Es bedarf dazu aber in Kirche und Gesellschaft einer tiefen Einfühlung in Wesen und Wirken der Frauen und in die Schwierigkeiten, die vielen von ihnen auferlegt sind.“

(aus: Seit ein Gespräch wir sind ..., Europäische Frauen)

Die Lebensrealitäten von Frauen sind einzigartig, komplex und so vielfältig wie die Anzahl der Frauen weltweit. Diese Realitäten sind Ausdruck menschlicher Existenz selbst. Wie jede menschliche Erfahrung wollen sie wahrgenommen und ausgelebt werden. Im Alltag fühlen viele, dass die Erfahrungen und Leistungen von Frauen oft unsichtbar bleiben. Allerdings ist das nicht ganz der Fall. In seiner Rede zu europäischen Frauen drückt Bischof Egon Kapellari seine Wertschätzung für die Beiträge der Frauen in Kirche und Gesellschaft aus. Er erkennt auch das Bedürfnis nach Sichtbarkeit an. Wenn er von der „tiefen Einfühlung“ in das Leben der Frauen spricht, zeigt er, wie bedeutsam dieses Bedürfnis ist.

Dass eine religiöse Autoritätsfigur diese Worte spricht, verleiht ihnen besonderes symbolisches Gewicht. Es verweist darauf, dass Unsichtbarkeit nicht immer das ausschlaggebende Problem ist. In Fällen, wo Anerkennung bereits da ist, stellt sich die Frage: Was bedeutet es, wenn Einfühlung nicht nur Worte ist, sondern auch etwas Greifbares wird? Verbale Anerkennung, wie Lob, Erwähnung, Bestätigung oder Wertschätzung, ist wichtig. Das gilt für das öffentliche und das private Leben. Doch das Wort ‚Einfühlung‘ geht über reines Verständnis hinaus. Es ruft Assoziationen von tieferer Verbundenheit und Empathie hervor. Einfühlung bedeutet nicht nur, mit anderen mitzufühlen; sie verlangt auch, Konsequenzen zu ziehen. Die folgenden Überlegungen beschäftigen sich mit dieser Anforderung im eigenen Handeln und in den gesellschaftlichen Strukturen. Sie erkunden, wie sich materielle Formen der Einfühlung in den Lebensrealitäten von Frauen konkret gestalten könnten.

Geld, Raum und die Verfügbarkeit der Versorgung

Eine Form wäre die materielle Anerkennung der Arbeit von Frauen. Virginia Woolf sagt in ihrem Essay *Ein Zimmer für sich allein*, dass Frauen Geld und ein eigenes Zimmer brauchen. Nur so können sie intellektuell und kreativ arbeiten. Geld gibt Raum für Kreativität und Gestaltung. Es verringert auch die Abhängigkeit von Männern und die damit verbundenen Verpflichtungen. Der persönliche physische Raum ermöglicht es der Frau, sich zurückzuziehen. Zum materiellen Raum gehört auch die Versorgung dazu. Deren unmittelbare Formen sind Essen, Reinigung und Waschen.

Das Niveau und die Verfügbarkeit von Versorgung hängen eng mit Geschlecht, Klasse, Religion, Ethnie, Rasse und Gesundheitszustand zusammen. Virginia Woolf gehörte selbst zur Oberschicht der britischen Frauen. Sie bekam die Unterstützung von Haushaltshelferinnen durch ihr ganzes Leben hindurch. Politikwissenschaftlerin Françoise Vergès betont, dass Reinigungskräfte noch immer die Hauptlast in den Versorgungssystemen tragen, und zeigt die großen Nachteile für Frauen in diesem Bereich. Vergès merkt an, dass Reinigung eine Arbeit ist, die viele Probleme mit sich bringt. Sie ist geschlechtsspezifisch, unterbezahlt und oft rassistisch diskriminiert. Außerdem kann sie gesundheitsschädlich sein. So deckt sie auch die Schwächen des Systems auf. Es stellt sich eine klare Liste der Formen materieller Anerkennung als Konsequenzen der Einfühlung zusammen. Dazu gehören höhere finanzielle Vergütung von Arbeit, bessere und bedürfnisorientierte Arbeitsbedingungen, Qualität der Versorgung für Frauen.

Jede Tätigkeit, die Frauen in privaten, beruflichen und öffentlichen Bereichen ausüben, beinhaltet jedoch auch die unsichtbare Arbeit. Diese Arbeit steht nicht in Jobbeschreibungen, wird oft nicht gewürdigt und bleibt unbezahlt. Frauen übernehmen verschiedene organisatorische Aufgaben. Dazu zählt die Planung von Feiern und Freizeitaktivitäten. Sie koordinieren Termine und führen Protokolle. Sie pflegen Beziehungen, wenn sie sich z. B. Geburtstage merken, Karten und Geschenke besorgen. Auch Aufgaben wie Kaffee zubereiten und Kaffeetassen abwaschen bleiben häufig Frauen überlassen. Durch diese Arbeit tragen Frauen Beziehungen, Familien und Teams. Sie sichern das Bestehen sozialer, kultureller und wirtschaftlicher Systeme.

Die praktischen, unsichtbaren Aufgaben haben eine tiefere Schicht, die emotionale Arbeit genannt wird. Zu den Aufgaben in diesem Bereich zählt die emotionale Fürsorge in der Familie, am Arbeitsplatz und in der Gemeinschaft. Frauen wird auch emotionale Verfügbarkeit zugeschrieben. Sie sollen immer freundlich sein, eine positive Stimmung zeigen und bereit sein, Serviceaufgaben zu übernehmen. Frauen setzen emotionale Arbeit oft in bestimmten Berufsfeldern um und arbeiten daher häufig in Berufen mit hoher emotionaler Intensität. Dazu gehören Lehrerinnen, Pflegerinnen, Kinderbetreuerinnen, Sozialarbeiterinnen, Seelsorgerinnen und Mitarbeiterinnen im Gastgewerbe.

Das kreative Potenzial der Einfühlung aller Geschlechter

Es wird oft angenommen, dass Einfühlungsvermögen zum Wesen der Frau gehört. Die Bereitschaft und Fähigkeit zur emotionalen Arbeit gilt als natürliche Eigenschaft von Frauen und Mädchen. Viele glauben, dass Frauen besser für emotionale Arbeit geeignet sind, besonders in Berufen, die das erfordern. Forschungen zeigen jedoch, dass die starke Ausprägung dieser Eigenschaften und Rollen vor allem mit der Sozialisierung zusammenhängt: Mädchen und Frauen sollen schon früh emotionale Arbeit leisten. Sie lernen, sich nach anderen zu richten. Diese Erwartungen sind stark und deutlich und ihre Erfüllung wird streng kontrolliert.

Obwohl Einfühlung und Empathie oft als typisch weiblich gelten, stehen sie jedoch weniger mit Geschlechterstereotypen in Verbindung. Die Forschung zeigt, dass alle Geschlechter diese Fähigkeiten entwickeln und trainieren können. Die Schulung der emotionalen Einfühlbarkeit bei allen Geschlechtern hat auch materielle Auswirkungen in der Zukunftsperspektive. Ehrliche und präzise Verbindungen, die aus Mitgefühl entstehen, geben ein Gefühl von Sicherheit im Körper. Empathische Beziehungen sehen das Wesen und die Herausforderungen von Frauen außerdem nicht nur aus einer geschlechtsspezifischen Sicht. Sie gehören fest zu Gemeinschaften und der Gesellschaft. Diese Sichtweise fördert die Aufteilung der Verantwortung für die unsichtbare Arbeit und

Versorgungsaufgaben. Das kann die Strukturen in privaten, öffentlichen und beruflichen Bereichen verändern.

Wenn die Bedürfnisse von Frauen ernst genommen werden, hat das physische Auswirkungen auf ihr tägliches Leben. In der Gesundheitsfürsorge bedeutet das, dass Diagnosen genauer sind. Symptome werden differenzierter betrachtet. Die Gestaltung von Straßen und Büros wird sicherer und komfortabler. Angepasste Arbeitsbedingungen und die Aufteilung verbessern das Wohlbefinden von Frauen.

Empathie und Mitgefühl für alle Geschlechter zu fördern, erweitert den psychisch-emotionalen Raum für Frauen. In diesem Raum können alle Geschlechter einander einfühlend begegnen. Frauen können dann ebenso leichter entscheiden, wie die emotionale Arbeit verteilt und umgesetzt wird. Sie erhalten mehr Kontrolle darüber und sind nicht bloß durch Sozialisierung dafür prädestiniert.

Ein vertieftes Einfühlungsvermögen kann dazu beitragen, Wege zu eröffnen, auf denen Frauen ihre tiefen Wünsche und ihr kreatives Potenzial entfalten können. Es erlaubt jeder, selbst zu bestimmen, was Sicherheit, Unterstützung und Verbundenheit bedeuten. Jede Frau kann diese Begriffe mit ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen erweitern. Das hängt von ihrem persönlichen Kontext und ihren Lebensrollen ab. Aus der Klarheit über die Wünsche und Bedürfnisse heraus kann die Gemeinschaft konkrete Schritte unternehmen, um sie Wirklichkeit werden zu lassen. So kann Einfühlung zu einer Kraft werden, die nicht nur Verständnis fördert, sondern auch in materielle Formen fließt.

Valeryia Saulevich,
Doktorin der Theologie an der
Karl-Franzens-Universität Graz.
Ihre Forschung fokussiert sich
auf die religiösen Aspekte von Mi-
gration, verkörperte Religion von
Frauen sowie Verletzlichkeit in
interkulturellen Prozessen. Ihre
Dissertation: „Verletzliche Welten“.



Foto: privat



Klaus G. Gaida, Wandbild Seitenaltar rechts (Hl. Augustinus) – Kirche im Augustinum. © Gaida. Foto: Prokot

Der Bischof und die Bilder

Von Manfred Prisching

Vom Bilderverbot hält Egon Kapellari nichts. Man kann seine Bücher durchblättern, etwa *Begegnungen unterwegs*, *In und Gegen*, *Zeichen am Weg*, *Schritte zur Mitte* oder *Das Leiden Christi*. Sie dokumentieren nicht nur in den Texten das bischöfliche Denken, sie treiben auch großen Aufwand mit der Auswahl und Darstellung von Bildern. Da finden sich klassische Szenen aus der Kunstgeschichte, Bilder von der Begegnung am Jakobsbrunnen, ein Christusbild von El Greco, Lazarus, das Abendmahl in Emmaus, Goyas Gefangennahme Christi, Bilder der Kreuzigung. Andere Botschaften aus der Symbolik der Kunst kommen hinzu: Hieronymus Bosch mit dem Heuwagen als Symbol der Nichtigkeit der Welt, Francisco de Goya und die Gewalt, Caspar David Friedrich und sein Ostermorgen. Moderne und Gegenwart nicht zu vergessen: etwa Arnulf Rainer im Grazer Priesterseminar oder Franz Yang-Močnik bei den Schulschwestern.

Bei Egon Kapellari muss das nicht verwundern. Glaubensdenken und Kunstdenken haben sich immer berührt. Es sind mehrere traditionelle Dimensionen, die für ihn dabei *keine* Rolle gespielt haben. Erstens dient ihm die Kunst nicht der Behübschung, der Dekoration von Wänden mit farbigen Objekten, wie man das zuweilen in Wohnungen und Büros wahrzunehmen vermeint. Zweitens sorgt die Kunst nicht für die unmittelbare Vergegenwärtigung des ersehnten Jenseits oder der Größe Gottes, jene Abglanzfunktion, die man mit gotischen Kathedralen oder barocken Kirchen zu verbinden pflegt. Drittens hat die Kunst nicht jene Imponierfunktion, die mit der Suggestion der Größe Gottes sehr häufig auch die Reputation des Erbauers oder Gestalters vermischt. Viertens bietet die Kunst nicht in dem Sinne eine handfeste Vergegenwärtigung des Heiligen, als man damit (einfache, visualisierte) Anbetungsobjekte zur Verfügung hat. Fünftens verbinden sich mit den Kunstobjekten heute nicht mehr Ideen einer unmittelbaren „Wirksamkeit“, wie das zuweilen mit „Gnadenbildern“ (und ihren „magischen“ Gewährungen) verbunden wird.

Schrift und Bild sind an sich schon Transzendenz, in der Geschichte häufig mit religiösen Anklängen verbunden. Am Anfang war das Wort: Logos. Aber in der Menschheitsgeschichte kamen die Bilder (in den Höhlen) vor den Worten. Bilder sind das erste Medium des Weltverstehens. Gott oder Christus als Licht, als Quelle, als Brot des Lebens, als Lamm, als Prophet – auch da wird in Bildern gesprochen. Gott, der Unheimliche und Fremde, wird bildhaft in der Verkörperung von Christus. Bilder verweisen auf

Nicht-Alltäglichkeit, auf Dimensionen, die wir nur mit den Fingerspitzen berühren können (oder auch das nur beinahe, wie in der Sixtinischen Kapelle). *Sola scriptura* ist eine karge Variante. Auch das Wort kann Kunst werden; doch gerade wo Worte nicht genügen, können Bilder helfen.

Kunst ist eine Erfahrung, sich abstrakten Phänomenen zu nähern: die visuelle Umsetzung des Nichtdarstellbaren. Das Heilige ist definitionsgemäß das ganz Andere, die Idee einer „fotografischen“ Abbildung ist Unfug. Kunst mag das Dasein öffnen, den Horizont weiten. Nicht jene Kunst, die um der Provokation willen betrieben wird, als Skandalisierung, mit der groben Keule, mit vermeintlicher Originalität um der Aufmerksamkeit willen. Kunst, mit ihrer sinnlichen, emotionalen, ästhetischen, affektiven Dimension, reichert den Logos an und schließt ihn ein. Sie führt ins Innerste des Menschen und ins Äußerste des Kosmos. Es ist nicht jene „Kunstreligion“ gemeint, die sich an die Stelle der „klassischen“ Religion setzt. Aber es gibt Interferenzen. Kunst erzeugt „verwandte Resonanzen“.

„Auf Christus schauen“ ist der Titel eines Buches von Joseph Ratzinger. „Obsorge“ klingt an, aber die andere Bedeutung ist: „hinschauen“. Wirklich und genau hinschauen. Wenn wir von Bildern reden, ist mit diesem Hinschauen eine disziplinierte, stille Bilderschau gemeint. Denn die Masse der grellen, lauten und schnellen Bilder „da draußen“ übersättigt, sie entfremdet und entwöhnt von der Wahrnehmung. Das „Hinschauen“ ist langsam, dämpfend, vertiefend, versinkend, transzendierend.

Eines von Egon Kapellaris Büchern weist die Gliederung auf: *Ecce Homo*, *Ecce Deus*, *Ecce Mundus*, *Ecce Ecclesia*. *Seht hin*. Da ist das Hinschauen direkt angesprochen. Man sollte überall genauer hinschauen.

Manfred Prisching,
Universitätsprofessor am Institut für
Soziologie der Universität Graz.
Arbeitsschwerpunkte: Ideenge-
schichte, Zeitdiagnose, Kulturozio-
logie, Soziologie der Politik. Jüngs-
tes Buch: *Bluff-Menschen*, 2019.
Mitglied im Kuratorium der Katholi-
schen Hochschulgemeinde Graz.



Foto: Jungwirth

In der Welt, gegen die Welt, über die Welt hinaus

Von Martin Halmer

„Das Sonntagsevangelium nach Markus redet von einem Landmann, der voll Vertrauen auf den Rhythmus der Natur Saatgut auf sein Feld streut und schließlich auch die Ernte erleben kann. Und das Evangelium redet von einem winzigen Senfkorn, das schließlich zu einem großen Gewächs wird und den Vögeln des Himmels Schutz und Nahrung gibt. Beides – das Saatgut im Acker und das Senfkorn – ist ein Gleichnis für das Wachsen des Reiches Gottes im Acker der Welt und ihrer Geschichte.“
(aus: Seit ein Gespräch wir sind ..., Prinzip „Katholisch“)

In seinen Predigten entfaltete Bischof Egon Kapellari immer wieder ein geistliches Denken, das sich durch hohe Sensibilität für kulturelle Rhythmen, geistige Prozesse und ethische Spannungsverhältnisse auszeichnet, insbesondere in jener zum 60-Jahr-Jubiläum der Katholischen Hochschulgemeinde am 31. Dezember 2006 im Grazer Dom.

Aus ökonomischer Perspektive betrachtet, öffnet sich ein bemerkenswerter Raum: Es geht nicht um Betriebswirtschaft im engeren Sinn, sondern um ein tieferes Verständnis von Ökonomie als dem „Haushalten mit dem Leben“, mit Zeit, Aufmerksamkeit, Werten – und letztlich mit Hoffnung, sowie um klare Haltungen, die Christen einzunehmen haben.

Das Gleichnis vom Senfkorn (Mk 4,26–34), das Kapellari aufgreift, wird zum Leitbild für das Wachsen des Reiches Gottes – und zugleich zur Metapher für Prozesse, die auch in der Ökonomie vertraut sind: Geduld, Vertrauen, Investition ins Kleine, das Potenzial zum Großen in sich trägt. Doch anders als die klassische ökonomische Wachstums-erzählung stellt Kapellari nicht Optimierung, Wachstum oder Beschleunigung in den Vordergrund, sondern Warten-Können, Hegen, das Rhythmisierende. Hier liegt ein Grundton seines ökonomischen Denkens: Wirtschaft ist nicht der Taktgeber des Lebens, sondern selbst Teil eines größeren Rhythmus, der vom Prinzip der Maßhaltung und nicht von der Maßlosigkeit geleitet ist.

Aus den gelegten Senfkörnern Kapellaris sind reiche Früchte erwachsen: der Pfingstdialog etwa als beliebter intellektueller Austausch zwischen Politik und Wirtschaft mit breitem medialem Echo, die Hochschulwoche in Seggau, die Jahr für Jahr hunderte Studierende aus aller

Welt begeistert und interkulturellen Austausch auf höchstem universitärem Niveau bietet, sowie die Förderung der Kultur, die im einzigen Museum für zeitgenössische Kunst mit religiösen Hintergründen in Mitteleuropa gipfelt – um nur einige zu nennen.

Die intellektuelle Auseinandersetzung mit einerseits zeitgenössischen Themen fundierend auf überlieferten christlichen Traditionen und Haltungen zeichnet Kapellaris Botschaften aus und mündet in einer großen Wertschätzung der Katholischen Hochschulgemeinde gegenüber. Der Rückblick auf ihre Ursprünge – eine kleine, betende Gemeinschaft in der NS-Zeit – verdeutlicht, wie aus spiritueller Widerständigkeit langfristig institutionelle Stärke erwachsen kann. Diese Erzählung erinnert an das, was die Wirtschaftswissenschaft als „intergenerationale Investition“ beschreibt: den bewussten Aufbau tragfähiger Strukturen, deren Nutzen sich nicht kurzfristig auszahlt, sondern erst über Zeiträume hinweg – vergleichbar mit Bildungsprozessen oder dem Erhalt sozialer Kohäsion.

Drei grundlegend christliche Haltungen

Besonders bemerkenswert ist, wie Kapellari das Prinzip der *Katholizität* – verstanden als „allumfassende, allumspannende“ Haltung – in Verbindung mit dem „Brief an Diognet“ aus dem 2. Jhdt. bringt und dabei ein dreigliedriges Verhaltensmuster der Christen einfordert und selbst vorlebt:

Synthese: Christen leben in der Welt, sind ihr ausgesetzt und adaptieren ihr Tun entsprechend. Sie sollen sehen, was um sie herum passiert, urteilen nach einem klaren Wertekompass, ohne sich im Strom der Beliebigkeit aufzulösen, und handeln entsprechend. Übertragen auf die Wirtschaft heißt das „Teilhabe am Marktgeschehen“, aber nicht um jeden Preis. Es geht um Integration statt Abschottung, um Gemeinwohl statt maximalem Eigennutz.

Kritik: Christen leben gegen die Welt. Die Betonung des Mutes, sich gegen Formen von Libertinage und Lebensverachtung zu stellen, zeigt eine Ethik des Widerstandes, die auch in der ökonomischen Debatte zunehmend an Bedeutung gewinnt, etwa im Ruf nach Nachhaltigkeit, Fairness, Regulierung von Exzessen. Man darf darin auch den heute zeitgemäßer denn je erscheinenden Aufruf sehen, eindeutig christliche Positionen in den

gesellschaftlichen Diskurs einzubringen. Beispiele dafür sind etwa die Überzeugung, dass „Menschen als Mann und Frau geschaffen wurden“, die „Unverletzbarkeit der Menschenwürde“ – da der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen wurde – oder auch der Schutz geborenen oder noch ungeborenen menschlichen Lebens. Eine kritische Haltung zur Welt, die Positionierung und Differenzierung von Christen verlangt, ist aber nicht als eine rein nach außen gerichtete Kritik zu verstehen: Sie fordert immer auch die Rückbindung des *eigenen* Verhaltens an moralische Normen ein.

Transzendenz: Christen leben über die Welt hinaus und schöpfen aus der tiefen Quelle des Glaubens. Unser Leben und damit auch wirtschaftliches Handeln darf nicht zum geschlossenen System werden, das sich selbst genügt. Vielmehr brauchen Christen die Offenheit für das, was jenseits von Effizienz und Verwertbarkeit liegt: Vertrauen, Hoffnung, Gnade – Kategorien, die dem ökonomischen Denken nicht fremd sein müssen, aber dort selten benannt werden. Es geht um ein Leben über die eigenen Bedürfnisse hinaus, das weiter geht und reiche Frucht bringt. Mit der Mahnung Kapellaris, Christen seien „nicht Zisternen, sondern überfließende Quellen“, benennt er eine ökonomische Haltung, die aus Fülle schöpft – nicht aus Mangeldenken. In der Sprache der Wirtschaft könnte man sagen: Es geht um eine Ethik der Großzügigkeit, die nicht in Verschwendung mündet, sondern in tragender Solidarität. Solches „Überfließen“ ist kein Verlust, sondern ein Mehrwert im eigentlichen Sinn: sozial, geistlich, kulturell.

In dieser Perspektive ist die katholische Kirche im Heute aufgerufen, nicht nur ein beliebiger Dienstleistungsanbieter zu sein, sondern ein Raum der geistigen Verlangsamung, der Reflexion, der Sinnorientierung – und somit ein unverzichtbarer Beitrag zur Resilienz einer Gesellschaft, die sich oft überhitzt, beschleunigt und innerlich leer anfühlt. Bischof Kapellaris Denken ist dabei weit entfernt von wirtschaftsfeindlicher Rhetorik. Vielmehr deutet er auf eine integrative Ethik hin, in der wirtschaftliches und geistliches Leben nicht Gegensätze sind, sondern sich gegenseitig befruchten. Es ist ein Denken, das ökonomische Kategorien nicht verwirft, sondern transformiert:

von der Gewinnmaximierung zur Gabe, vom Konsum zur Kontemplation, von der bloßen Effizienz zur Exzellenz menschlicher Haltung.

Seine Mahnung, als Christen zu leben, „etsi Deus daretur“ – als ob es Gott wirklich gäbe –, ist in ökonomischer Hinsicht ein Aufruf zur Orientierung an einem höheren Maßstab. Nicht alles, was machbar oder erlaubt ist, ist deshalb auch verantwortbar. Die „sanfte Weltmacht“ Christentum, von der Kapellari spricht, zeigt sich dort am stärksten, wo sie die Kunst beherrscht, Maß zu halten und Räume zu schaffen, in denen Menschsein mehr ist als Funktionieren, im Aufruf mehr und mehr auf Gott, auf Jesus Christus zu setzen und aus der tiefen Quelle des Glaubens über das eigene Leben, die eigenen Bedürfnisse hinaus Wirkung zu entfalten.

Martin Halmer, studierte Betriebswirtschaft an der WU Wien und engagierte sich parallel dazu als ehrenamtlicher Vorsitzender der Katholischen Jugend Österreich. Seit September 2023 ist er Ökonom, Finanzkammerdirektor und Leiter des Ressorts Wirtschaft & Ressourcen der Diözese Graz-Seckau.



Foto: privat

Mit klarem Blick und offenem Ohr

Von Kurt Wimmer

„Ich habe mir die Ohren nie verstopft und manchmal sogar Revolutionslieder mitgesummt.“ Dieses Bekenntnis entschlüpfte Diözesanbischof Egon Kapellari einmal bei einer Tagung des Seggauburger Kreises. Mehr als zwei Jahrzehnte lang lud er jedes Jahr zwei Dutzend Diskutierfreudige zu einem Gespräch ein: zuerst als Bischof von Gurk-Klagenfurt in das Kärntner Stift St. Georgen und dann als Bischof von Graz-Seckau in das Bildungshaus Seggauberg. Diskutiert wurde über Gott und die Welt. Neben schlicht formulierten Titeln wie „Das Fremde“ gab es auch beschwingtere, etwa: „Über die Geschwindigkeit des Wandels und die Segnungen des Zeitlichen“. Als Themenfinder und Referentenbeschaffer wirkte der Grazer Volkswirtschaftler Univ.-Prof. Michael Steiner.

Egon Kapellari ist noch immer ein reger und anregender Gesprächspartner, der den anderen mit sanftem Zwang, weil leiser Stimme, zu äußerster Aufmerksamkeit anhält; in St. Georgen und Seggauberg erwies er sich auch als konzentrierter Zuhörer.

Es muss vor längerer Zeit gewesen sein, dass der nun 90-Jährige Revolutionslieder „mitgesummt“ hat. Diese Zurückhaltung, dieses Leise, aber doch Bestimmte, ist typisch für die Persönlichkeit Egon Kapellaris, der es als Bischof einer durch Krisen verunsicherten Kirche mit einer irritierten, verwirrten „Herde“ zu tun hatte. Er hat diese schwierige Aufgabe einmal so charakterisiert: „Dafür sorgen, dass möglichst alle engagierten Katholiken an Bord bleiben und dass sie nicht gegeneinander rudern.“ Und dann als kurzer Nachsatz: „Man kann dabei aber nicht die Grundstrukturen der Kirchenverfassung ignorieren.“

Eine komplexe Situation also, in der Entscheidungen nicht immer leichtfielen. Der nach Selbsteinschätzung „wetterfeste Katholik“ besänftigte jedoch Selbstzweifel wegen eines etwaigen Mangels an Mut durchaus selbstbewusst: „Ich habe genug Geist, um meinen Mut zu kontrollieren.“

Egon Kapellari hat auch nie einen Zweifel daran gelassen, dass er den Umbruch des Zweiten Vatikanischen Konzils für notwendig hielt: „Zur Rettung der Kirche vor Einmauerung und Sklerotisierung.“ Als kunstsinniger Ästhet, der überzeugt ist, dass Religion Kunst braucht, und der um die Bedeutung der Symbole weiß, hat er allerdings, im Zusammenhang mit der Liturgiereform, auch offen sein Unbehagen gegenüber Erscheinungsformen geäußert, die er einmal „Pathologie der Liturgie“ nannte. Wenn etwa Kompottschalen als Taufgerät oder als Lavabogefäß verwendet würden.

Zum 60. Geburtstag des Landeshauptmanns Josef Krainer erschien 1990 ein 900-Seiten-Werk mit dem Titel *Standort Österreich*. Ein Mitautor dieser Dokumentation über den Wandel von Kultur, Wirtschaft und Politik in Österreich war auch Egon Kapellari. Er machte sich damals Gedanken über „Komplexität und Solidarität als epochale Herausforderungen für Politik und Kirche“. Die Themenwahl beweist, dass er nicht nur hellhörig ist, sondern auch weitschauend, weil er schon vor 35 Jahren an Symptomen der Entsolidarisierung und der radikalen Simplifizierung Gefahren für die Gesellschaft, aber auch für die Kirche erkannte – Gefahren, die heute bedrohliche Formen für unsere Demokratie angenommen haben.

Der wache intellektuelle Zeitkritiker warnte davor, angesichts einer weltanschaulichen und ethisch-moralischen Orientierungslosigkeit das Heil bei denen zu suchen, die durch Vereinfachung Scheinsicherheit vermitteln. Diese Scheinsicherheit biete auch ein religiöser Fundamentalismus, der die Komplexität der Glaubenswelt ignoriert.

In einem Vortrag erinnerte der Bischof einmal an Odysseus, der von Kirchenvätern mit dem Christen verglichen wurde, der seine Fahrt mit dem Schiff der Kirche durch das Meer der Zeit nur dann unbeschädigt übersteht, „wenn er an den aufrichtenden und maßgebenden Mastbaum des Kreuzes gebunden ist“.

Homer schildert seinen Odysseus freilich auch als kühn ausharrenden Dulder. Eine Rolle, die dem Jubilar auch nicht fremd sein dürfte.



Kurt Wimmer,
Studium der Geschichte in Graz.
Von 1958 bis 1997 bei der *Kleinen Zeitung* beschäftigt, u. a. als
Chefredakteur-Stellvertreter
(1964–1994) sowie als Chef-
redakteur (1994–1997).

Foto: privat

Proto-Jurisprudenz

Von Meinrad Handstanger

„Klarerweise bin ich vor allem ein religiöser Mensch, aber dazu auch noch, so hoffe ich, kulturell und politisch sensibel. Christen, die es mit dem Glauben ernst meinen, sind so etwas wie Doppelbürger. Sie gehören zu unserer schönen Erde und zugleich zu dem, was man in theologischer Sprache Himmel nennt. Himmel ist das, was auf Erden reif geworden ist. So gesehen sind Welt, Erde, kulturelle und politische Heimat sehr wichtig. Sie sind Räume, die wir gestalten.“

(aus: Seit ein Gespräch wir sind ..., Realistisch-idealistische Allianzen)

Bischof Dr.Dr.hc Egon Kapellari ist auch Jurist. Dadurch ermutigt soll in einer kurzen Skizze den intellektuellen Bausteinen nachgegangen werden, die für jede Rechtsanwendung eine grundlegende Rolle spielen. Die Rechtsanwendung steht im Fokus, weil Rechtsnormen menschliches Verhalten regeln (durch Gebote, Verbote und Ermächtigungen) und daher praxisausgerichtet sind. Jurisprudenz erfasst die Welt aus der Perspektive der Rechtsvorschriften und ihrer Umsetzung.

Eine Proto-Analyse richtet sich so nach dem Primat der Rechtspraxis. Dies wird auch durch die Dominanz der rechtsdogmatischen Disziplinen in der rechtswissenschaftlichen Lehre indiziert, die Bereiche der Rechtsordnung wie etwa Zivilrecht, öffentliches Recht oder Europarecht systematisch darstellen; ergänzt werden sie durch rechtswissenschaftliche Grundlagenfächer wie etwa Rechtslehre, Rechtsgeschichte oder Rechtssoziologie.

Triadische Strukturen im Bereich des Rechts

Die epistemische Logik zur Erfassung des Inhalts einer Rechtsnorm fußt auf drei Elementen. Zum einen muss der Normsinn (1) semiotisch in einen Normtext (2) codiert werden, die Erfassung des Textinhalts verlangt die Decodierung in inhaltserfassende Normsätze (3) als Aussagen über den Norminhalt. Ein triadisches Konzept zeigt sich auch im systemischen Aufbau einer Rechtsordnung. Ihr Stufenbau gliedert sich in drei Hauptstufen: „Verfassung“ (als fundamentale Rechtserzeugungsregel), darauf gestützt „Gesetze“ als Regelungen generellen

Charakters und daraus abgeleitet „Urteile“ als Einzelfallentscheidungen. Ebenso stellt sich die decodierende Auslegung der generellen Normtexte auf Basis des Text-Wortlauts dreigliedrig dar, indem die historische Genese, die teleologische Zielsetzung und der systematische Kontext einer Rechtsvorschrift näher analysiert werden. Auch die „Urteile“ in individuellen Fällen entstehen im triadischen Zueinander der „Feststellung des rechtserheblichen Sachverhaltes“, der „Beweiswürdigung“, die diesen Sachverhalt fixieren lässt, und schließlich der „rechtlichen Beurteilung“ der rechtserheblichen Fakten. Dementsprechend ist die Begründung eines Urteils in drei wesentliche Teile gegliedert, in die Feststellung des Sachverhaltes, die Beweiswürdigung und schließlich die rechtliche Beurteilung der maßgeblichen Fakten. Die rechtliche Beurteilung speist sich prinzipiell wiederum aus drei Quellen, den generellen Rechtsvorschriften selbst („Gesetze“, „Verfassung“), der rechtsdogmatisch darstellenden rechtswissenschaftlichen „Lehre“ und der rechtsanwendenden „Judikatur“, wobei diese Rechtspraxis näherhin klarstellt, auf welche Sachverhalte die Rechtsvorschriften anzuwenden sind, und damit deren Inhalt konkretisierend präzisiert.

Argumentative Balance

Eine strukturelle bzw. funktionale Triade ergibt sich, wie die Beispiele zeigen, sowohl im Makro- als auch im Meso- und Mikrobereich des Rechts und seiner Anwendung. Das Konzept ihrer Sachlogik lässt sich offenbar weitgehend dreigliedrig rekonstruieren. Sucht man ein dahinterstehendes Prinzip, kann Folgendes angemerkt werden: Tendenziell zügeln triadische Konzepte Polarisierungen (1), sie unterstützen die Analyse der wesentlichen Umstände (2), und sie geben damit Raum für überzeugende, konfliktkanalisierende und konfliktberainigende Argumentationen (3).

Triadische Konstruktionen favorisieren auch im Bereich des Rechts die Dimension der Balance. Der Religionsanthropologe René Girard hat in seinem Werk *Im Angesicht der Apokalypse: Clausewitz zu Ende denken* (2014) zu dessen *Vom Kriege* dystopisch ausbuchstabiert, wie sich der Gegensatz von bloß zwei einander gegenüberstehenden

Polen prinzipiell im Sinn eines „totalen Krieges“ ins Maßlose steigert. Eine dritte Perspektive tangiert regelmäßig die Relation zwischen den beiden anderen Polen und trägt dazu bei, diese zu kanalisieren und eine Steigerung zur totalen Vehemenz zu zügeln. Die Dreigliedrigkeit bremst tendenziell eine gegenseitige unverhältnismäßige Steigerung von bloß zwei Elementen bzw. Gesichtspunkten. Dreigliedrige Relationsgefüge stehen so von vornherein gegen die Zuspitzung in bipolare Freund-Feind-artige Einteilungen. Bipolare Konzepte hingegen reduzieren zwangsläufig tatsächliche Gegebenheiten auf ihre zweipolige Unterscheidbarkeit hin und unterlaufen damit regelmäßig ihre tatsächlich gegebene Komplexität. Demgegenüber vermeidet eine gelungene Reduktion dieser Komplexität die tatsachenverfälschende Tendenz, indem sie Tatsachen respektiert, akzeptiert und adäquat einbezieht.

Dies wird durch die triale Perspektivität favorisiert. Jede Perspektive verfügt über je eine Blickrichtung auf die beiden anderen, insgesamt weist das kommunikative Dreieck sechs Blick-Relationen auf. Wird keine Perspektive ausgeblendet, ist der exklusive Dialog lediglich zwischen zwei Polen prinzipiell ausgeschlossen. Die Relativierung anhand der dritten Perspektive wirkt nicht nur kanalisierend und limitierend, sondern in der Regel zudem substantiell bereichernd. Defizite beim Herausschälen der wesentlichen Umstände für eine Beurteilung bzw. Entscheidung lassen sich damit vermeiden.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Die triadische Analyse schließt Beurteilungen nach einem dualen Code – wie etwa: „wahr/falsch“ – nicht aus, vielmehr erlaubt sie bessere duale Beurteilungsergebnisse. Sie öffnet Raum für Vertrauen in Analysen und Beurteilungen, weil diese nicht von vornherein vollständig in eine dual zuspitzbare Konkurrenz eingebettet und damit als verzerrt bzw. voreingenommen erkennbar sind. Argumente in solchen Analysen und Beurteilungen können in triadischen Kontexten besser als qualitativ plausibel und akzeptabel angenommen werden, zumal diese im Gefüge einer triadischen Konstruktion die maßgebenden Verhältnisse qualitativ in höherem Maße ausleuchten können und auch leichter und besser kontrollierbar sind. Freilich muss dazu jede Perspektive eingehend entfaltet werden, die dazu notwendige Haltung sollte Tugenden wie Maßhalten, Gerechtigkeit und Großmut inkludieren, wie dies in der Allegorie der guten Regierung von Ambrogio Lorenzetti (aus 1339) im Palazzo Pubblico in Siena dargestellt wird. Triadische Kontexte kontribuieren maßgeblich dazu, dass Argumenten und argumentativen Entscheidungsbegründungen Glauben geschenkt wird. Solcherart gewonnene Argumente favorisieren kohärente Ergebnisse, die sich nach einem ausbalancierten argumentativen Gleichgewicht ergeben.

Preis der Simplifikation

Hier schließt sich der Kreis zu unserem Jubilar, der als Hochschulseelsorger in Diskussionen mit Studierenden (in Anlehnung an Friedrich Hacker, Psychiater und Psychotherapeut) immer wieder darauf hinwies: Der Preis der Vereinfachung ist Gewalt! Eine Argumentation, die sachlich begründeter Komplexität nicht Rechnung trägt, kann als (letztlich gewalttätige) Aggression erlebt werden. Der triadische Ansatz der Analyse und Argumentation hält gegen diese Gewaltlogik. Die Wirksamkeit der Triade manifestiert sich durch sorgfältige Entfaltung in konkreten Fällen, Grundlagen wie etwa Freiheit, Sicherheit, Gerechtigkeit, Verantwortung und Fairness können (so der Philosoph Thomas Nagel) inhaltlich letztlich nur über konkrete Fälle aufgedeckt und begriffen sowie realisiert werden. Die Triade schafft damit auch den Pfad für die institutionelle Weiterentwicklung. Diese Dynamik korrespondiert mit den fundamentalen Strukturen des anwendungsorientierten Rechts, dem sich auch unser Jubilar verbunden weiß.

Weiterführend:

Acemoglu/Robinson, *Gleichgewicht der Macht* (2019), 185 ff.
Nagel, *Moralische Gefühle, moralische Wirklichkeit, moralischer Fortschritt* (2024).

Handstanger, *Das dritte Element*. In: Steiner (Hrsg.), *Balance*. WAS Nr. 118 (2025).

Handstanger, *Rechtsprechung und Republik*. In: Lackner/Mantl (Hrsg.), *Identität und offener Horizont*. FS für Egon Kapellari (2006), 703.



Meinrad Handstanger, war von 1996 bis 2023 Richter am Verwaltungsgerichtshof. 2019 Ernennung zum Senatspräsidenten. Honorarprofessor an der Universität Innsbruck, seit 2025 Lehre an der Universität Graz.

Foto: Müller

Lebensweggespräche

Von Edith Maria Prieler

Seit mehr als 100 Jahren bilden die kleinen Pfarren Steirisch Laßnitz und Kärtnerisch Laßnitz, zwischen Murau und St. Lambrecht liegend, einen Pfarrverband – quasi über Diözesangrenzen hinweg. Bischof Dr. Egon Kapellari kam als Bischof von Gurk-Klagenfurt öfters in die Pfarre Kärtnerisch Laßnitz, so etwa um zu visitieren, zu firmen, den neu errichteten Volksaltar in dieser Kirche zu weihen oder an den in der Laßnitz traditionellen Volksschauspiel-Aufführungen teilzuhaben.

Die beiden Pfarren haben einen gemeinsamen Pfarrgemeinderat, dem auch ich – eine Steirerin – angehörte. In diese Zeit fallen meine ersten persönlichen Begegnungen mit Bischof Dr. Kapellari. Ich fühlte mich von seinem Intellekt und dem Weitblick, den er vermittelte, sowie seinem Reflexionsvermögen angezogen. Später, als Studentin in Graz, besuchte ich so manchen Vortrag vom oder eine Liturgiefeier mit dem „Kärntner Bischof“, ehe dieser zum Bischof für die Diözese Graz-Seckau bestellt wurde.

Fortan boten sich mir regelmäßig Gelegenheiten, Bischof Kapellari zu begegnen. Waren es zunächst allgemeine Gespräche über Kirche, Gott und Leben, so durfte ich während meiner Zeit als Assistentin an der Katholisch-Theologischen Fakultät und als Mitglied in der Liturgiekommission Österreichs den Bischof mit anderen Schwerpunkten kennen und schätzen lernen, unter anderem als Wegweiser und Hüter einer „ars celebrandi“. Er wurde nie müde, auf die Schönheit, die Faszination und das Mystische der Liturgie hinzuweisen und diese auch in der ausübenden Feier einzufordern und zu fördern. Ebenso sind hier sein Kunstsinn und der erlesene Sprachstil zu nennen.

Als ich nach meiner Zeit an der Universität für ein kurzes berufliches Intermezzo als Lektorin für religiöse und theologische Werke in einem Buchverlag tätig war, gab es mit dem Diözesanbischof viele anregende und tiefgehende Gespräche über die Texte und Bilder, die verlegt werden sollten. Mit ihm an Texten zu arbeiten, war eine der schönsten, wenn auch eine der herausforderndsten und zeitintensivsten Aufgaben. Gleichsam einer geistigen Architektur folgend, entstanden einzelne Textbausteine, die, stets durch vorausgehende Lektüre und viel Recherchearbeit untermauert und gut reflektiert, sich nach und nach zu einem großen Ganzen zusammenfügten. Nach einem kurzen „Abliegen“ des Manuskriptes ging der überaus belesene Bischof nochmals mit seinem „Sprachföhn“ drüber, wie er die Endkorrektur gerne nannte.

Bischof Kapellari, der seinen Rücktritt ordnungsgemäß zum 75. Geburtstag dem Heiligen Vater im Jahr 2011 anbot, wurde von diesem „nunc pro tunc“ angenommen. Er arbeitete selbstlos und unermüdlich weiter; letztlich sollten es vier Jahre werden. In diese Zeit fiel auch die Ernennung von Weihbischof Dr. Franz Lackner als Erzbischof von Salzburg, dessen Büro ich über die Jahre leiten durfte, und ich „übersiedelte“ infolgedessen als theologische Referentin in das Büro des Diözesanbischofs. Am 28. Jänner 2015 reagierte Papst Franziskus auf das Rücktrittsgesuch und entpflichtete Bischof Kapellari von der Leitung der Diözese Graz-Seckau. Künftig konzentrierte sich ein beträchtlicher Teil des Alltags auf das Durchsehen und Aussondern zahlreicher Ordner und Dokumente sowie das Vorbereiten für das Übersiedeln „auf die andere Murseite“ bzw. die „Westbank“, wie der Bischof gerne schmunzelnd zu sagen pflegte. Schließlich stand ich am „Alterssitz“ von Bischof Kapellari noch ein halbes Jahr in seinem Dienst, ehe sein Nachfolger, der jetzige Diözesanbischof Dr. Wilhelm Krautwaschl, mich anhielt, sein Büro aufzubauen. Zugegeben, ganz leicht fiel mir nach all den Jahren bei und mit Bischof Kapellari diese Entscheidung zunächst nicht, doch letztlich bestärkte er selbst mich darin, diese Möglichkeit wahrzunehmen.

Es ist für mich eine segensreiche Fügung, dass sich mein Weg mit jenem von Bischof Dr. Egon Kapellari schon früh gekreuzt hat. Vieles durfte ich von ihm lernen, und ja, er hat gefordert und gefördert. An seinem 90. Geburtstag denke ich daher dankerfüllt und mit großem Respekt an alles bisherige Miteinander – und da gäbe es zu dem oben Gesagten im Einzelnen sehr viel zu erzählen. Erinnerlich ist und bleibt stets sein leiser, tiefsinniger Humor.

Ich wünsche dem Jubilar von Herzen Gottes reichen Segen, weiterhin viel geistige Frische, Heiterkeit und Frohsinn an allen Tagen des Lebens! Ad multos annos!

Edith Maria Prieler,
Theologin; sie leitet das
Büro des Bischofs der Diözese
Graz-Seckau und ist auch Vize-
kanzlerin dieser Diözese.



Foto: Radiant 8

Die Wahrheit ist symphonisch

Von Norbert Mayer

Als sich nach dem Arabischen Frühling und seinem Scheitern in einigen Ländern jener Regionen auch in Österreich wieder eine große Flüchtlingskrise abzuzeichnen begann, waren Journalisten hierzulande in Erklärungsnot. Wie mit diesem akuten Problem umgehen? Selbst Feuilletonisten sollten Kommentare liefern. Was tun? Vor diesem heiklen Schreibprozess schien angeraten, bei befreundeten Soziologen, Juristen sowie Vertretern von Hilfsorganisationen Expertisen einzuholen. Auch mit Bischof Egon Kapellari habe ich damals darüber gesprochen. Seine Antwort war die treffendste: Wir seien verpflichtet zu helfen, bis es schmerze.

Dieses unbedingte Bekenntnis zur Nächstenliebe und den guten Werken hat er bereits vorgelebt, als er in den Siebzigerjahren Hochschuleseelsorger in Graz war. Im Heim der Katholischen Hochschulgemeinde in der Leechgasse wurde zwar nicht explizit verlangt, aber wohl erwartet, dass sich die Studentinnen und Studenten mit ihren meist bescheidenen Mitteln sozialer Verantwortung stellen. Die bestand zum Beispiel darin, den Nachtdienst in der Bahnhofsmission zu versehen oder Nachhilfeunterricht für Kinder in prekären Verhältnissen zu geben. Besonders beliebt war es, bei der Vorbereitung von Ausstellungen in der „Leechburg“ mitzumachen. Solch ein „do ut des“ ging zugunsten der Helfer aus. Ein paar Stunden Bilder aufhängen und dabei mit renommierten Künstlerinnen und Künstlern ins Gespräch kommen! Man wurde reich beschenkt.

Egon Kapellari ist ein kunstsinniger Mensch. Mit Harry Baloch an seiner Seite waren Kultur und Politik neben der Religion Programm. Im „Kulturschutzkeller“ (eine Erfindung Franz Grabners †) trafen sich die Dichter. Es wurde musiziert, getanzt, Theater und Kabarett gespielt. Im Café diskutierten wir mit Politikern, Poeten, Menschenrechtlern, Entwicklungshelfern – DENKEN+GLAUBEN pasierte spielerisch. Prägend für die Gemeinschaft war auch die Mensa. Viele Studenten sind durch diese Institution in die KHG und zur KHJ gekommen. Frau Hannerl führte die Küche. Es gab immer auch eine Nachspeise. Und nach der wöchentlichen Frühmesse wurden wir beim gemeinsamen Frühstück mit heißer Schokolade versorgt.

Manchmal geschah es auch, dass Egon Kapellari Studenten zum Mittagessen in ein Extrazimmer einlud, zu hohem Besuch. Da saß man dann zum Beispiel neben einer berühmten Autorin, einem Meisterdenker, einem abgeklärten Konzilsvater, einem kämpferischen Protagonisten der Charta 77 oder der Solidarność und lauschte gespannt

den Argumenten illustrierender Tischrunden, als siebter Zwerg Schulter an Schulter mit Riesen. Der Gastgeber suchte bei solchen Diskursen nicht bequeme Kompromisse, sondern ernste Auseinandersetzungen. „Die Wahrheit ist symphonisch“, zitierte er in diesem Sinne einen seiner katholischen Lehrmeister. Er versah seine Standpunkte nicht mit Zynismus, sondern mit feiner Ironie.

Die Bibliothek unseres Hochschuleseelsorgers beeindruckte, sie wuchs noch beträchtlich im Bischofsamt. Fragte man ihn vor diesen Schriften an der Wand, ob er denn all das gelesen habe, erwiderte er lächelnd: „Ich habe darin gelesen.“ Kundige Philologen entdeckten bei Betrachtung der Buchrücken und der Gebrauchsspuren vielleicht, worauf er besonderen Wert legt: auf die lateinischen Kirchenväter, Hans Urs von Balthasar, Karl Rahner, Jean-Paul Sartre und Albert Camus; aber auch Bildbände über Kathedralen sahen zerlesen aus und Bücher jener Dichter, die bleiben. Der opake Dialektiker Georg Wilhelm Friedrich Hegel scheint ihm ebenfalls nicht fremd, selbst wenn er einmal spöttisch bemerkte, es genüge, dessen Vorwort zur *Phänomenologie des Geistes* zu lesen. Bei der Ergründung von „Herrschaft und Knechtschaft“ dürfte Egon Kapellari wohl etwas mehr von diesem komplexen Endzeit-Idealisten studiert haben.

Auch er ist ein Autor, der um jedes Wort ringt. Einige seiner vielen geistvollen Bücher sind katholische Long- und Bestseller; *Heilige Zeichen*, Weihnachts- und Osterbetrachtungen sowie Reflexionen über Dichter. Die besten Bücher hat er immer wieder großzügig verschenkt. Als ich zum Studium in die USA aufbrach, gab er mir als Wegzehrung eine bereits gut gebrauchte Dünndruckausgabe von Friedrich Hölderlins Werken mit. Bei manchen Hymnen und Elegien fanden sich feine Striche am Rand, zwei davon bei folgendem Vers: „Komm! ins Offene, Freund!“



Norbert Mayer, studierte in Graz, London und New York Literatur und Sprachen. Ab 1984 arbeitete er in Graz, Brüssel, Berlin und Wien als Journalist, u. a. bei *Der Standard*, *Berliner Zeitung* und *Kurier*. Von 2003 bis 2023 war er leitender Redakteur im Feuilleton der *Presse*.

Foto: privat

Begegnungen, die in Erinnerung bleiben

Von Alois Puntigam

Zum ersten Mal begegnete ich Bischof Kapellari, damals Hochschuleseelsorger, als Vortragenden einer Veranstaltung für Maturanten und angehende Studierende im Studentenheim in der Leechgasse. Er ermutigte in seiner Begrüßungsrede, sich auf das Abenteuer Studium einzulassen, und mahnte eindringlich, sich nicht nur mit den jeweiligen Studieninhalten, sondern auch mit den tieferen Fragen des individuellen und gesellschaftlichen Lebens auseinanderzusetzen und dabei die Einladung der Kirche zum gemeinsamen Nachdenken und Feiern der Geheimnisse und Grundfragen des Lebens anzunehmen. Seine Ausführungen würzte er mit erheiternden Zitaten aus mittelalterlichen Quellen, in denen seitens der staatlichen und kirchlichen Obrigkeit Kritik am pflichtvergessenen und gelegentlich anstößigen Leben von vagabundierenden Studenten geübt wurde. Er pflegte dabei einen feinen und hintergründigen Humor, der sich erst bei aufmerksamem Zuhören voll erschloss. Schon damals fiel mir seine gewählte Ausdrucksweise auf, die auf oberflächliche Erheiterungen und Modewörter verzichtete, aber immer wieder aktuelle politische und kulturelle Themen zur Sprache brachte und diese in größere Zusammenhänge einordnete.

Einige Monate später begann ich mit dem Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Graz.

Durch einen gemeinsamen Bekannten erfuhr Msgr. Kapellari von meiner damaligen schwierigen finanziellen Situation und übermittelte mir über sein Sekretariat eine Einladung zu sich in die Leechgasse. Im Zuge des Gespräches mit ihm, das ich als sehr höflich und verständnisvoll empfand, sagte er zu mir (diese Worte haben sich mir eingeprägt): „Ich habe gehört, dass Sie kein Krösus sind – in besonderer Weise kein Krösus. Ich lade Sie ein, einen Freitisch in der Mensa des Studentenheimes Leechgasse in Anspruch zu nehmen; so lange, bis Sie Ihr staatliches Stipendium erhalten.“

Diese – für mich persönlich sehr bedeutsame – Begebenheit verdeutlichte für mich Wesenszüge von Bischof Kapellari, die sich auch später bestätigten: eine gepflegte Sprache, die Wertschätzung gegenüber dem Gesprächspartner zeigte, ihn aber – bei aller Deutlichkeit – nicht in Verlegenheit brachte; ein Gespür für materielle und geistige Notlagen von Menschen, aber auch die Gabe, Dinge auf den Punkt zu bringen – ohne vorschnelle und oberflächliche Harmonisierung der Standpunkte.

Durch den Besuch von Gottesdiensten in der Kapelle der Leechburg lernte ich auch das priesterliche Wirken von Egon Kapellari kennen. Einige seiner Predigten sind mir in Erinnerung geblieben – vor allem durch seine Gabe, biblische und kirchliche Texte so zu „übersetzen“, dass Religion und Transzendenz im Alltag, aber auch und vor allem in Kunst und Kultur sichtbar oder aber zumindest ahnbar gemacht wurden – in seinen Worten: „Es geht um die Transzendenz, um die Welt, die in sich nicht schließbar ist.“ Er scheute sich auch nicht, persönliche Glaubenserlebnisse mitzuteilen, so etwa, als er in einem Vortrag vor Studenten einer Studentenverbindung vom Besuch einer alten Klosterkirche berichtete und dabei Folgendes mitteilte: „Ich habe in dieser Kirche die mystische Erfahrung gemacht, dass dieser Raum durchbetet ist.“

Eine besondere Auszeichnung war es für mich, von Bischof Kapellari zu einem Mittagessen bei ihm eingeladen zu werden. Ich lernte ihn dabei als höchst aufmerksamen und zuvorkommenden Gastgeber kennen, dem auch Humor nicht fremd ist. Unvorsichtigerweise kam ich bei der – sehr angeregten – Unterhaltung mit ihm auch auf philosophische und theologische Themen und interessante Bücher auf diesen Gebieten zu sprechen. Bischof Kapellari nahm dieses Thema mit Freuden auf und vertiefte es durch sein umfangreiches Wissen. Zum Abschied schenkte er mir noch einige von ihm verfasste Bücher. Ich empfand mich nach dieser Begegnung so beschenkt wie zu meiner Studienzeit, als er mir gegenüber die Einladung zum Mensa-Freitisch in der Leechburg ausgesprochen hatte.

Alois Puntigam,
Studium der Rechtswissenschaften in Graz, 1985 Eintritt in den steiermärkischen Landesdienst als Verwaltungsjurist. Tätigkeit bei verschiedenen Dienststellen des Landes Steiermark sowie beim Verwaltungsgerichtshof. Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Joanneum in Kapfenberg sowie der Karl-Franzens-Universität Graz.



Foto: Fischer

Konzentrische Kreise

Von Horst Pirker

Was soll man über Egon Kapellari, den Menschen, den Priester, den Bischof, schreiben, was nicht schon alle, die sich dafür interessieren könnten, längst wissen? Er ist ja – im engeren Sinn des Wortes – eine profilierte Persönlichkeit. Und „profilert“ trägt nicht nur eine unverwechselbare Wahrnehmung mit sich, sondern auch erhöhte Beständigkeit. Es ist also mehr als herausfordernd, etwas zu „erzählen“, das überraschend ist oder/und gar einen Mehrwert haben könnte. Anekdoten können viele Menschen, auch und insbesondere Wegbegleiter, viel besser erzählen.

„DENKEN+GLAUBEN“, wie es auf dem Umschlag dieses Heftes steht, sind natürlich unverzichtbare Begriffe, wenn es darum geht, das eingangs erwähnte Profil dieser Persönlichkeit zu beschreiben. Aber es bedarf der Ergänzung. Nur beispielsweise, aber trotzdem nicht beliebig, durch den weniger benutzten Begriff des „Hinweisens“, des „Hinweisens“ auf das Andere, ja, mehr noch auf das Schöne und insbesondere auf das Heilige. Wir reden über den Menschen, der Kunst von der Lyrik über die bildende Kunst bis hin zur Architektur in sein Leben umfassend integriert und immer auch bewusst geteilt hat. Wir reden über den Priester und Bischof, der das Schöne als Hinweis auf den Glauben und das Heilige gesehen hat. Nicht nur zufällig heißt sein – unter vielen Büchern – vielleicht wichtigstes Buch „Heilige Zeichen“.

Mit den Büchern sind wir beim geschriebenen Wort angelangt. Egon Kapellari war und ist ein Mann des geschriebenen Wortes, auch wenn er es einmal vorliest, leise und wie kurzatmig. Wer seine Handschrift kennt, weiß, dass fast jeder Buchstabe für sich steht. Die häufigen Unterbrechungen lassen kurze Sätze entstehen, schlanke Sätze, dichte auch. „Aber Bleibendes stiften die Dichter“, noch einmal ein Buchtitel des nie jubilierenden Jubilars, ist nicht nur eine Verneigung vor Friedrich Hölderlin, sondern auch, ganz uneitel, reflexiv.

Egon Kapellari hat oft polarisiert, nicht offensiv, allenfalls mit einem bedingten Vorsatz, also in Kauf nehmend. Je weiter von der unmittelbaren Wahrnehmung entfernt, umso kritischer waren Stimmen, und – umgekehrt – je näher, umso wertschätzender die Einordnung. In der historischen Betrachtung, auch im Vergleichenden, im Rückblick, gewinnt Egon Kapellari erst recht an positiver Zuschreibung, auch bei Skeptikern.

Egon Kapellari verkörpert den Asketen prototypisch. Manche sehen ihn sehr verletztlich. Sie irren. Jetzt, im

Hochalter, mehren sich naturgemäß die körperlichen Gebrechen, die körperlichen Einschränkungen. Dass seine geistige und geistliche Verfassung unbeeinträchtigt ist, überrascht nicht, auch wenn das überhaupt nicht selbstverständlich ist. Wirklich beeindruckend, ja nachahmenswert ist, dass Egon Kapellari seine körperlichen Beschwerden trägt, ohne groß zu klagen.

Die Gottesdienste sonntags in der Stiegenkirche stehen vielleicht mehr als vieles andere, für den Katholizismus des Egon Kapellari. Die steile Stiege, die man erklimmen musste, um die Schwelle zum Eintritt in die Kirche zu erreichen, die gleichsam selbstverständliche Einbettung der Kirche in die Geborgenheit der unmittelbar anschließenden Gebäude am Fuße des Schloßbergs, die Schmucklosigkeit der Stiegenkirche selbst, die einfache und irgendwie doch kühne Liturgie, die Predigten, für den Ungeübten zumindest akustisch, vielleicht auch inhaltlich schwer verständlich.

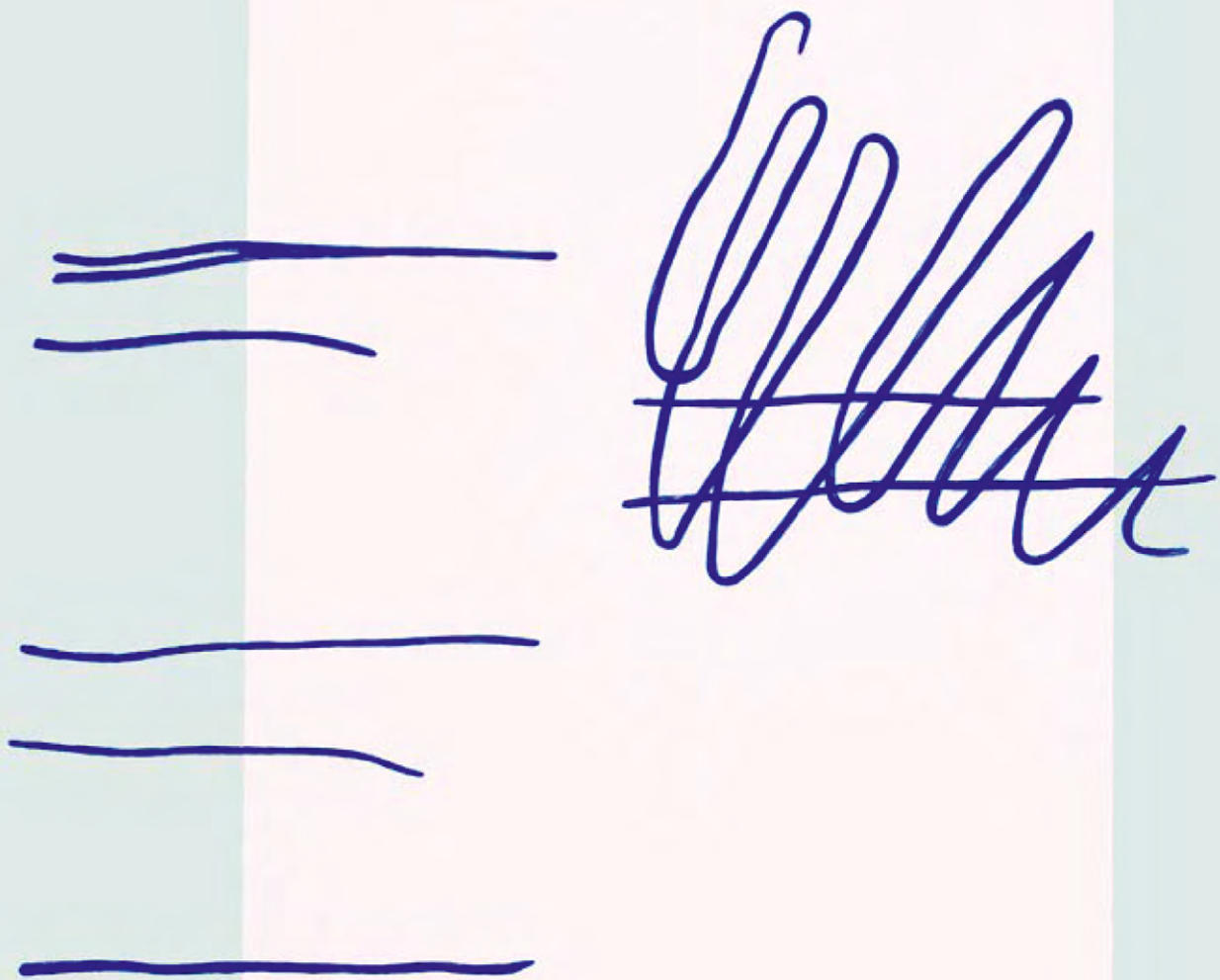
Die Kreise um Egon Kapellari waren konzentrisch, wenn auch nicht geometrisch, blieben immer durchlässig und beweglich. Im innersten Kreis doch Jünger mit hoher Identifikation, ohne formelle Ordnung aber. Ob auch Jüngerinnen dabei waren, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen; jedenfalls hat es immer auch Frauen gegeben, die bei ihm höchste Wertschätzung genossen, ohne dass man je das Gefühl haben konnte oder gar musste, Grenzen könnten überschritten werden.

Grenzen hat Egon Kapellari insgesamt kaum überschritten. Außer Grenzen, die Räume klein machten oder klein hielten, egal ob es geografische oder soziale Räume, philosophische, künstlerische oder religiöse Räume waren. Egon Kapellari hat nie groß gelebt, aber immer groß gedacht und groß geglaubt und tut es heute noch, in unerschütterlicher Liebe zu seiner, zu unserer Kirche ...

Horst Pirker,
war Vorstandsvorsitzender der
Styria Media Group (1999–2010)
und Präsident des Österreichischen
Zeitungsverbands (2004–2010). Seit
2014 Geschäftsführer und Eigentümer
der Verlagsgruppe News.



Foto: Matt Observe



mit Buchstaben gefüllte Hohlseelen

Diener Seines Wortes

Von Paul Wuthe

Meine Notizen sind von persönlichen Erfahrungen geprägt, die ich als gebürtiger Weststeirer seit Oktober 1994 zuerst als Mitarbeiter im Generalsekretariat der Bischofskonferenz „in der Wiener Provinz“ und dann immer mehr im kirchlichen Medienbereich mit Bischof Kapellari als meinem „Chef“ machen durfte. Vor zehn Jahren schied Bischof Kapellari nach 33 Jahren und somit als dienstältester Bischof aus der Bischofskonferenz aus. Dort hat er von 2001 bis 2015 als stellvertretender Vorsitzender neben Kardinal Christoph Schönborn die Geschicke der heimischen Kirche maßgeblich mitverantwortet.

Es war keine einfache Zeit für die Kirche in Österreich: Erlebte der ehemalige Hochschuleelsorger nach seiner Ernennung im Dezember 1981 und seiner Weihe zum Bischof von Gurk im Jänner 1982 gleich als Jugendbischof noch eine breite und nach außen hin geeinte Volkskirche beim Katholikentag und ersten Papstbesuch von Johannes Paul II. im Jahr 1983, so folgten dem – ausgelöst durch umstrittene Bischofsnennungen – bald heftige innerkirchliche Konflikte und Krisen. Tiefpunkte waren die „Causa Groer“ und das Bekanntwerden von zahlreichen Missbrauchsfällen im kirchlichen Bereich. Dass sich vieles in diesen Punkten verbessert hat, ist nicht zuletzt dem (Zusammen-)Wirken von Bischof Kapellari und Kardinal Schönborn zu verdanken – und natürlich auch dem schon verstorbenen Bischof Johann Weber, der von 1995 bis 1998 an der Spitze des österreichischen Episkopats stand.

Vor dem Hintergrund einer Zeit der „Abbrüche, Umbrüche und Aufbrüche“ in Kirche und Gesellschaft war es Bischof Kapellari immer wichtig, die Mitte zu stärken. Als Bischof befand er sich an der „Nahtstelle“ unterschiedlicher Positionen, Meinungen und Anliegen: An dieser Position der Mitte gelte es, die „Naht zu stärken“. Die Mitte sei „kein bequemer Ort“, sondern einer voller Spannungen. Aber mit Christus als Mitte könne man Spannungen in der Kirche erträglicher machen bzw. überwinden, so der Bischof, der immer wieder an das Kreuz erinnerte: Die Kirche und somit die Gemeinschaft der Christgläubigen sollte so wie der Gekreuzigte vertikal auf Gott ausgerichtet sein und dabei horizontal die gesamte Menschheit umarmen.

Wie sollen „ernsthafte Christen“ mit den spürbaren Veränderungen in Kirche und Gesellschaft umgehen? Laut Kapellari mit „realistischem Idealismus“, „demütigem Selbstbewusstsein“ sowie „Identität und Offenheit“. Auf das sichtbare Kleinerwerden der Kirche in unseren Breiten

sollten Christgläubige nicht mit Aggression oder Resignation reagieren. Vielmehr warb er für das „Prinzip Stellvertretung“: Auch Wenige und sogar Einzelne können in dieser geistlichen Haltung für andere christlich glauben, hoffen und lieben. Vor diesem Hintergrund könne man die gegenwärtige Kirchensituation auch als „Vorgründerzeit“ verstehen und gestalten.

Was könnte das konkret heißen? Beim Mitteleuropäischen Katholikentag und der Wallfahrt der Völker 2004 nach Mariazell, wo sich die Pilgernden als „wetterfeste Christen“ erwiesen haben, legten die Bischöfe der acht beteiligten Länder den Gläubigen eine Botschaft mit sieben Punkten ans Herz, die unverkennbar die Handschrift von Bischof Kapellari trägt: *Den Menschen Christus zeigen – Beten lernen und beten lehren – Das Glaubenswissen vermehren und vertiefen – Zeichen setzen – Die Sonntagskultur bewahren – Leben schützen und entfalten – Die Solidarität in Europa und weltweit fördern.*

Woraus sollen wir als Christen im Alltag Hoffnung und Kraft schöpfen? Bischof Kapellari hilft in seinem mehrfach aufgelegten und übersetzten Buch, *Heilige Zeichen in Liturgie und Alltag* zu entdecken. In anderen Schriften ermutigt er, „Ostern“ als „ein Fest gegen die Schwerkraft“ zu feiern und unser Leben als „Menschenzeit in Gotteszeit“ zu begreifen. Gerne verweist er in nach wie vor sehr zahlreichen persönlichen Begegnungen auf ein Wort des Propheten Jesaja: „Seht her, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es noch nicht?“ Es könne als ein „Leitwort auf dem Weg in die Zukunft der Kirche, die schon begonnen hat“, verstanden werden, so Bischof Kapellari. Mein Wunsch an ihn ist eine Erinnerung an seine Abschiedsworte bei der Emeritierung: „Ich hoffe, dass sich der ‚Mönch in mir‘ stärker entfalten kann.“



Paul Wuthe,
Theologe und Jurist, Chefredakteur
und Geschäftsführer der Kathpress
sowie Leiter des Medienreferats der
Österreichischen Bischofskonferenz.

Foto: Kuss

Zeit und Geist

Von Siegfried Nagl

„Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding. [...] Allein, man muss sich auch vor ihr nicht fürchten. Auch sie ist ein Geschöpf des Vaters, der uns alle erschaffen hat“, wusste schon Hugo von Hofmannsthal.

Über Bischof em. Egon Kapellari nachzudenken, heißt, sehr rasch sehr viele sich aufdrängende Gedankenfäden ordnen zu müssen, über ihn dann gar zu schreiben, diese entweder zu einem Ganzen werden zu lassen oder einem zentralen Faden möglichst leitmotivisch zu folgen. Es spricht an dieser Stelle vieles für die zweite Möglichkeit. In Publikationen wie dieser entsteht das große Bild wohl ohnehin erst in der Zusammenschau der Texte, auch wäre jeder Versuch einer umfassenden und zugleich angemessenen Würdigung von vornherein zum Scheitern verurteilt.

So nehme ich Anleihe bei Hugo von Hofmannsthal: Die „Zeit“, „das sonderbar Ding“, soll mein „Faden“ sein, mit dem ich versuche, Bischof Egon Kapellari ein wenig gerecht zu werden.

Formal hatten wir zwischen 2003 und 2015 eine gemeinsame – institutionelle – Zeit als Letztverantwortliche in der Diözese (Bischof Kapellari schon seit 2001) bzw. für unsere Landeshauptstadt (ich noch bis 2021). Das mag aufs Erste gesehen nur eine der Chronik geschuldete Äußerlichkeit sein. Doch uns verband ein hoher Respekt vor den Repräsentantinnen und Repräsentanten des öffentlichen Lebens, nicht als Selbstvergewisserung, sondern aus dem Wissen heraus, dass in einer Gesellschaft, die immer häufiger zur Generaldenunziation von Kirche und Politik ansetzt, der Weg direkt in die Sackgasse gesellschaftlichen Orientierungsverlusts – heute ist es modern geworden, von „Spaltung“ zu sprechen – führt.

Amt und Respekt sollten nie getrennt gedacht werden, natürlich, ohne dass diese Wechselbeziehung natur- oder gar gottgegeben verstanden wird. Es geht hier vielmehr um den jedem Amt innewohnenden Auftrag, Verantwortung zu übernehmen, insbesondere Verantwortung für die „Zeit“, in der wir gestalten können und leben dürfen. Bischof Kapellari war und ist ein Zeitverbündeter im besten Sinn des Wortes. „Zeitdiagnostisch“ zu denken – wie oft haben wir diesen Selbstanspruch in seinen Beiträgen gelesen und in seinen Reden gehört?

Zeitdiagnosen, die über das Wiederholen des Erwartbaren hinausgehen, erfordern „Geist“ in vielfacher Weise!

Da ist zuerst einmal der „Geist der Unterscheidung“. Bischof Kapellari hat, selbst in der Kirche keine Selbstverständlichkeit, standgehalten, wenn es um die Fragen des

Glaubens, der kirchlichen Ordnung und einer Lebenspraxis aus diesem Glauben gegangen ist. Wer das Geschenk persönlicher Begegnungen mit ihm hat, weiß, dass sein theologisch-pastorales Wirken stets die Balance zwischen der menschlichen Heilsbedürftigkeit und die in Gottes Ebenbildlichkeit begründete Würde jedes Einzelnen gehalten hat.

Als Zweites nenne ich seinen „Geist der Tiefe“. Nicht das rasche Statement, der schnelle „Sager“ sind seine Art, sich uns näherzubringen. Er hat eine Vielzahl von Büchern verfasst, aus denen ich immer wieder persönlichen Gewinn ziehen durfte. Seine Aufsätze und Predigten erweisen sich oft als Spiralbewegungen um die großen Herausforderungen des Menschseins, die den Kern dieser Fragen zwar immer enger umkreisen, doch nie das Unergründbare, das Geheimnisvolle zu enttarnen vorgaben. Ihm nachzudenken, war immer auch gewonnene Zeit!

Als Drittes will ich an seinen „Geist für das Schöne“ erinnern. Ob in der Liturgie, in der Gestaltung von Kirchen- und Altarräumen, aber auch in seinem Verständnis für die Literatur und die bildende Kunst, immer ist ihm jene „Schönheit“, die uns einen Spalt zur Transzendenz öffnet, unveräußerlich und Abbild eines größeren Geistes.

Und viertens der „Geist des Heiligen, des Heilenden und des Heiligenden“, Kapellaris Gewissheit für den Heiligen Geist, das Wirken Gottes in unserer Welt. Kein rascher Trost, keine billige Vertröstung, kein Verdrängen und kein Verleugnen. Vor allem aber auch kein Schielen auf den „Zeitgeist“, denn dieser ist wohl so ziemlich der größte Gegensatz zu einem Geist, der sich auf die Fragen der Zeit und des Menschseins einlässt.

Ein herzliches Dankeschön und alles Gute, Exzellenz!



Siegfried Nagl, studierte Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in Graz und war von 2003 bis 2021 Bürgermeister der steirischen Landeshauptstadt.

Foto: Truong-Ngoc

Ein Hochschulseelsorger als Brückenbauer

Von Wolfgang Messner

Als ehemaliger Bewohner des Studentenheims der Grazer Hochschulgemeinde in der Leechgasse und mittlerweile selbst im siebten Lebensjahrzehnt angekommen – ohne mich jedoch als Greis zu fühlen – möchte ich Bischof DDr. Egon Kapellari herzlich zu seinem 90. Geburtstag gratulieren. Unsere Verbindung reicht weit zurück, geprägt von meiner Rolle als Student, Wirtschaftsleiter der Hochschulgemeinde und des Afro-Asiatischen Instituts sowie ehrenamtlicher Wirtschaftsrat der Diözese Graz-Seckau, während ich beruflich weitere Wege ging.

Egon Kapellari, der intellektuelle Priester, hatte mich eingeladen, in der „Leechburg“ zu wohnen. Eines trüben Junitages in den frühen 1970er Jahren klopfte ein großer, schlanker Mann an meine Tür, stellte sich als Hochschulseelsorger vor und lud mich – ganz unerwartet – zum Mittagessen ein. Freundlichkeit und persönliche Ansprache dieser Art waren selten in einer Zeit, in der kirchliche Autorität oft hierarchisch und distanziert auftrat, überraschte mich und wurde gerne angenommen. In der christlichen Tradition würde man ihn wohl einen „Menschenfischer“ nennen – einen, der andere für den Glauben zu gewinnen vermag. In meinem Fall gewann er einen neuen Bewohner seines Hauses.

Im Studentenheim der Hochschulgemeinde lebte Kapellari einen Geist des Diskurses, der kulturellen Offenheit und des sozialen Engagements. In kritischer Loyalität durfte ich daran teilhaben – und dabei viel lernen. Durch Vortragsreihen, Diskussionsforen und Ausstellungen gelang es ihm, die Hochschulgemeinde an der Universität als kulturell relevanten und intellektuell anschlussfähigen Gesprächspartner sichtbar zu machen. Mit kulturellen Veranstaltungen und Begegnungsprojekten förderte er die Integration von Studierenden aus Afrika, Asien und Lateinamerika, lange bevor interkulturelle Arbeit in Österreich Mainstream wurde.

Es waren die Jahre der Kreisky-Ära, geprägt von politischem Aufbruch, sozialem Fortschritt, kultureller Liberalisierung und wirtschaftlicher Stabilisierung. In diesem Umfeld war Kapellari als Hochschulseelsorger ein intellektueller Netzwerker, ein interkultureller Wegbereiter und ein kultureller Impulsgeber. Er band die Hochschulgemeinde in den gesellschaftlichen Diskurs ein und machte sie zu einem offenen Forum für Studierende,

Wissenschaft und Gesellschaft. Mit dem Afro-Asiatischen Institut schuf er einen Ort des interkulturellen Austauschs, der Integration und des internationalen Dialogs. Kunst, Literatur und Philosophie brachte er in den kirchlichen Kontext und setzte so kulturelle Akzente weit über die religiöse Sphäre hinaus.

Eine besonders lebendige Erinnerung ist unsere „Kathedralen-Rallye“ durch Frankreich, bei der einige Studierende unter anderem Notre-Dame de Paris sowie die Kathedralen von Chartres, Amiens und Reims besuchten. Was zunächst in jugendlichem Leichtsinn mit kulinarischen Erwartungen und fröhlicher Freizeitgestaltung verbunden war – und die Geduld des Hochschulseelsorgers auf eine harte Probe stellte –, hinterließ tiefe Spuren: Wir erlebten Geschichte, Architektur und Kunst unmittelbar, gotische Bauten, Glasfenster, Skulpturen und Fresken wurden zu eindrucksvollen Lehrmeistern. Mein Interesse, meine Neugier und meine kritische Auseinandersetzung mit Geschichte, Religion und Gesellschaft wurden gefördert, während mir zugleich die Bedeutung historischer Kontinuität, kultureller Identität und künstlerischer Ausdrucksformen eindrucklich vor Augen geführt wurde.

Zum 90. Geburtstag blicke ich daher dankbar zurück auf Egon Kapellari, den Hochschulseelsorger, Bischof und Kulturvermittler, der Brücken schlug: zwischen Menschen, zwischen Kirche und Universität, zwischen Tradition und Moderne, zwischen Graz und der Welt.

Wolfgang Messner,
Betriebswirt, Wirtschaftsleiter der
Hochschulgemeinde Graz, Mitarbeiter
der Arbeiterkammer Steiermark,
Wirtschaftsförderer der Stadt Graz,
Geschäftsführer der Steiermärkischen
Landesholding, Finanzstadtrat der
Stadt Graz (SPÖ), Vorstandsdirektor
der Holding Graz, div. Aufsichtsräte
und Ehrenämter.



Foto: privat

Ach, Europa ... und ein Gespräch

Von Michael Kuhn

Achtzehn Jahre – vom Herbst 1997 bis zu seiner Emeritierung im Winter 2015 – war Bischof Egon Kapellari für die Österreichische Bischofskonferenz Mitglied der COMECE und damit „Europabischof“. Er war all diese Jahre mein Referatsbischof, und damit mein „bischöflicher Chef“, und ich „sein Mann, nicht in Havanna, sondern in Brüssel“. Hinter dieser nüchtern klingenden Feststellung verbergen sich allerdings achtzehn Jahre engagierter Arbeit für die Kirche in der Europäischen Union, großen Interesses für das politische Geschehen, intellektueller Auseinandersetzung mit den Herausforderungen der politischen Vertiefung der Europäischen Union, Sympathie für die neuen Mitgliedsstaaten der „großen EU-Erweiterung“ der Jahre 2004 und 2007 und die Weitsicht, neue Projekte „an der Grenze der Kulturen in Europa“, nämlich in seinen Diözesen Gurk-Klagenfurt und Graz-Seckau, zu initiieren und tatkräftig zu fördern. Um nur zwei zu nennen: der Pfingstdialog und die „International Graz University Summer School Seggau“ (GUSEGG).

Für Bischof Egon und mit ihm arbeiten zu dürfen, bedeutete für mich aber auch: gegenseitiges Vertrauen, intellektuelle Auseinandersetzung, ein offenes Ohr und viel Freiraum, der klug genutzt, aber niemals ausgenutzt werden durfte. Besonders hilfreich in der doch etwas isolierten Position in Brüssel waren die regelmäßigen Gespräche mit Bischof Egon. Dabei ging es zuerst um die Arbeit des Büros und der COMECE, dann um das „konkrete politische Geschäft“ in Brüssel, um Richtlinien und Verordnungen, und schließlich die Analyse der mittel- bis langfristigen politischen Entwicklungen in Europa. Das wurde immer interessant: Bischof Kapellaris Interesse galt, wissend um die komplexe Geschichte der europäischen Integration, vor allem den langfristigen Entwicklungen. Wesentlich war für ihn die Frage, wie die Kirche, ohne die die Entstehung des heutigen Europa nicht denkbar ist, zum politischen Integrationsprojekt beitragen könne, ohne sich dabei selbst zu vergessen oder zu verleugnen. Das Anliegen von Bischof Egon im Gespräch mit und über Europa war weniger das Bewahren der christlichen Traditionen ausschließlich um ihrer selbst willen, sondern das Gestalten Europas aus dem Bewusstsein, dass das Christentum und seine Traditionen ein wesentliches und unverzichtbares Fundament dieses Europa sind. In vielen Gesprächen versuchte er, dieses Wissen um Europa und die Bedeutung seiner christlichen Tradition und Wurzeln zu vermitteln: zuerst dem Gegenüber geduldig zuhörend, dann aber

selbstbewusst und beharrlich in der Sache. Eine gesunde Portion Selbstrelativierung und feine Ironie erleichterten oft das Gespräch. Bischof Egon war und ist kein Mann der Forderungen und der vereinfachenden Parolen, kein auf die Barrikaden steigender Aktionist, sondern ein Diplomat, der die Komplexität europäischer Politik zu verstehen und ihr angemessene Lösungen zu finden versucht.

Drei Eigenschaften von Bischof Egon tragen, so meine ich, dazu bei: seine Fähigkeit, interessante Menschen unterschiedlicher Provenienz um sich zu versammeln, zum Gespräch und zur Diskussion zu ermutigen und ihnen lange zuzuhören, ohne selbst das Wort zu ergreifen.

Sein subtiler Humor, der nicht von allen verstanden wird, der es ihm aber ermöglicht, seine Kritik zwar unmissverständlich, aber gleichzeitig „leichter verdaulich“ zu äußern, weil das (stille) Lachen der Kritik die verletzende Spitze nimmt. Unvergesslich bleibt für mich ein gemeinsamer Ausflug nach Namur, der Hauptstadt von Wallonien, und der Besuch der Kathedrale, deren Boden statt mit Steinplatten mit einem Teppichboden bekleidet ist. Das feuchte Klima Belgiens ist ihm dabei nicht besonders zuträglich. Bischof Kapellaris knapper Kommentar: „Der Bodenbelag der Kirche riecht einem bereits am Tor entgegen.“

Sein umfassendes Interesse für Kunst in all ihren Äußerungsformen. Mehrfach haben wir die „Berichte-Session“ der COMECE-Vollversammlung ausgelassen und stattdessen eine Ausstellung besucht, um uns danach, bei einem Imbiss, darüber auszutauschen und zu diskutieren, immer endend mit dem geflügelten Wort Hölderlins: „Seit ein Gespräch wir sind ...“ Mögen wir, so wünsche ich es ihm zum 90er, und mir, noch lange ein Gespräch bleiben.



Michael Kuhn,
langjähriger Europareferent der
Österreichischen Bischofskonferenz
und emeritierter Vize-General-
sekretär der Europäischen
Bischofskonferenz COMECE.

Foto: privat

Das Wahre ist das Ganze

Von Herbert Beiglböck

Die moderne Erfahrung ist zutiefst von Fragmentierung geprägt. In einem Zeitalter der Spezialisierung und der segmentierten Information wird die Wirklichkeit oft nur in isolierten Teilen wahrgenommen, wobei jeder Teil oft fälschlicherweise für das Ganze gehalten wird. Diese partielle Sichtweise führt zu dem, was Hegel als ein „einseitiges“ oder „abstraktes“ Verstehen bezeichnen würde – ein Verstehen, das notwendigerweise falsch ist, weil es den Kontext und die Beziehungen ignoriert, die einem Ding oder einer Situation erst ihre wahre Bedeutung verleihen. Die Jagd nach Wahrheit gleicht unter diesen Umständen oft nur dem Sammeln von Bruchstücken, ohne das ordnende Prinzip zu erkennen, das sie zu einem kohärenten Bild zusammenfügt. Wenn wir tiefer und grundlegender denken, ist Wahrheit aber kein Besitz von Fakten, sondern ein Prozess der Synthese, der durch Negation und Widerspruch, Integration und Transformation des Bewusstseins voranschreitet. Das Fehlende ist nicht bloß Leere, sondern eine aktive Kraft.

In Gesellschaft, Politik und auch Kirche zeigt sich das Fehlende in einer Ideologie, die ihre eigenen Voraussetzungen verschleiert und die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit durch schnelle und oberflächliche Lösungen zu überwinden scheint. Das bringt oft Lösungen und Antworten, die die nächste Problemstellung schon in sich tragen. Demgegenüber geschieht Fortschritt, indem das Verdrängte, Fehlende oder Unbewusste gesucht, bewusst gemacht und integriert wird.

Ich bin Bischof Kapellari erstmals als Student in der Leechgasse begegnet, habe als Jugendverantwortlicher mit ihm als Jugendbischof in vielen Fragen gerungen und dann als Wirtschaftsdirektor sehr gut und sehr vertrauensvoll zusammengearbeitet. Erst in diesen unterschiedlichen Phasen der Zusammenarbeit habe ich langsam und zunehmend verstanden, dass Bischof Kapellari sich ganz dieser Logik einer Verantwortung für das Ganze verpflichtet sieht. Jede einseitige Position oder vorschnelle Lösung ist ihm suspekt, und immer geht es darum, möglichst alle Aspekte zu berücksichtigen. Dies gilt für kirchliche Fragen ebenso wie für gesellschaftliche Aufgabenstellungen. Immer wieder stellt Bischof Kapellari die Frage: „Gibt es ein Bewusstsein für das, was fehlt?“ Es geht ihm darum, nichts wegzulassen oder zu übersehen, und um die Synthese von Positionen. Er argumentiert für eine Kirche, die um die Bedeutung der Tradition und die Kraft des Heiligen weiß.

Gleichzeitig ist er ganz in dieser Welt und nimmt die Probleme des Heute und des Morgen präzise wahr. Synthese ist für ihn keine Kompromisslösung, sondern notwendige Selbstkorrektur des Denkens. Wenn heute in der katholischen Kirche von Synodalität die Rede ist, dann war dies eine Grundhaltung, die er gelebt hat. Bischof Kapellari weiß aber auch, dass ein Dialog nur gelingen kann, wenn man selber klare Positionen bezieht, Argumente einbringt, Widerspruch akzeptiert und im Miteinander nach neuen Erkenntnissen sucht. Aus dieser Haltung wächst bei Bischof Kapellari das Verständnis seiner großen Toleranz, wenn er immer wieder auch mit Menschen gut im Gespräch ist, die in kritischen Auseinandersetzungen mit ihm waren. Ähnliches gilt auch für Menschen, die ihr Leben sehr divergierend zu christlichen Wertvorstellungen gestalten. Für ihn bleibt immer das Interesse am Gespräch und der argumentativen Auseinandersetzung.

Wenn ich es richtig wahrgenommen habe, ist sein Streben nach Synthese mit zunehmendem Alter um das Verständnis für das Paradoxe, das auch eine Erfahrung menschlichen Lebens ist, ergänzt worden. Ganz Unterschiedliches, Widersprüchliches und manchmal Unverständliches stehen nebeneinander und können nicht aufgelöst werden. Bischof Kapellari hat dann immer wieder Paul Claudel aus dem *Seidenen Schuh* zitiert, in dem es heißt: „Gott schreibt auch auf krummen Zeilen gerade“, und oft ergänzt er persönlich, dass er keinen Zweifel hat, dass sich TROTZDEM alles zum Guten fügt und es einen großen Plan Gottes hinter all unseren Erfahrungen und gesellschaftlichen Entwicklungen gibt.

Herbert Beiglböck, leitete von 2001 bis 2004 die Marketing-Abteilung der *Kleinen Zeitung* Graz. 2004–2016 Wirtschaftsdirektor der Diözese Graz-Seckau. 2016–2022 Caritasdirektor der Diözese Graz-Seckau. Vorsitzender des Universitätsrats der Universität Graz.



Foto: privat



Es fünf aber die

„Es war ein Privileg, in der Leechgasse zu wohnen“

Von Valentin Inzko

Gleich nach Kriegsende 1945 übernahm der Stmk. Caritasverband die Verwaltung der Liegenschaft Leechgasse 24. Von Anfang an war jedoch geplant, dieses Haus später der Hochschuleseelsorge zur Verfügung zu stellen und Heimplätze für Studierende einzurichten. In der Folge wurde Hochschuleseelsorger Dr. Reichenpfader Leiter des Hauses.

Das war auch die Zeit, als der aus dem Krieg zurückgekehrte, spätere Professor Valentin Inzko, mein Vater, die Nähe der Leechgasse suchte, ohne dort zu wohnen, insbesondere um die Nähe des legendären Hochschuleseelsorgers Dr. Reichenpfader zu suchen.

Es war nur logisch, dass auch ich später die Nähe des aktuellen Hochschuleseelsorgers suchte, jene von Dr. Egon Kapellari. Wir fuhren also 1967 nach Graz, zu einem Vorstellungsgespräch, vorbei an Griffen, der Heimat des späteren Nobelpreisträgers Peter Handke.

Das Gebäude Leechgasse 24 war zwar berühmt, aber klein, es hatte nur wenige Zimmer. Also hat mir Egon Kapellari bei unserem Gespräch das in Gehentfernung liegende Akademikerhilfeheim in der Elisabethstraße empfohlen. Dort lebte und studierte ich ein gutes halbes Jahr und übersiedelte schließlich auf die Adresse Leechgasse 24. Nach einer Reihe von durch Dr. Kapellari durchgeführten Umbaumaßnahmen beherbergt das Haus nun eine Galerie, Veranstaltungsräume, eine moderne Hauskapelle (so mancher Besucher fragte, wann man die Kapelle wohl verputzen werde), Büros für Verwaltung und pastorale Arbeit sowie in den oberen Stockwerken Wohnräume für Studierende.

In meinem Leben habe ich immer wieder das genaue Datum des Geburtstags von Egon Kapellari verschwitzt, egal ob in der Mongolei, meinem ersten Posten, in Sri Lanka, in Belgrad, in New York, in Prag, in Slowenien oder in Bosnien. Aber immer dachte ich in den Jännertagen an den Giganten aus Leoben, an jenen DDr., vor allem aber an jenen guten Menschen, der entscheidend zur Festigung meiner Fundamente beigetragen hat oder diese erst geschaffen hat. Was ich in der Leechgasse 24 bekommen habe, habe ich mein ganzes Leben mit mir getragen und es, wo es auch ging, poliert und vertieft.

Gerne greife ich auch zu seinen Publikationen, wobei ich an die *Heiligen Zeichen* denke, die immer aktuellen Weihnachtsbetrachtungen (*Glanz strahlt von der Krippe auf*),

Was kommt? Was bleibt?, mehrere übersetzte Texte in slowenischer Sprache, Gedanken über meinen Vater, die Synode etc. Oder an den Artikel „Grund zu gutem katholischem Selbstbewusstsein“ sowie *Verwandlung und Bergung der Dinge in Gefahr* usw. Und ich denke an die Zeit in der Leechgasse. Nie werde ich diese tollen Jahre, die sich niemals wiederholen werden, vergessen. Oder die Jazz-Abende im Studentenheim Münzgraben mit Weltstars wie Chet Baker. Kaum zu glauben, dass er, vom genialen Heimo Steps eingeladen, zu uns kam und für uns spielte.

Ich kam aus einem kleinen Dorf in eine offene Stadt, wo es bei Egon Kapellari täglich auch eine offene Tür bis zwei Uhr früh gab, wo ein Matthias Wabl einkehren konnte, ein Kopeinig, ein polnischer Marxist, Unternehmer – und Arbeiterkinder, der Dirigent Hans Graf (mein Trauzeuge und derzeit Chefdirigent des Singapore Symphony Orchestra, früher ein Jahrzehnt Chef des Mozarteumorchesters). Alles hat auf mich gewirkt und mir mein Wachstum ermöglicht. Und darüber schwebte wie eine Taube, wie ein guter Geist, das gute Herz von Egon Kapellari.

Kapellari, das ist jemand, der bei einer Kapelle wohnt oder dort tätig ist. Und wir wohnten bei dieser Kapelle, dieser Fackel, diesem Leuchtturm. Das war bereichernd, horizontweiternd, er hat uns Breite und Tiefe gegeben, die Distanz zu Gott verkleinert und die Nähe zum Mitmenschen gestärkt. Es war ein Privileg, in der Leechgasse zu wohnen.



Valentin Inzko,
österreichischer Diplomat.
Er war von 2009 bis 2021
Hoher Repräsentant für
Bosnien und Herzegowina.

Foto: Lejeune

Immerzu tätig und immerzu einladend

Von Waltraut Jürgens

Über die Katholische Hochschulgemeinde bzw. -jugend lernte ich den Hochschuleseelsorger Dr. Kapellari in den 60er Jahren kennen und wurde von der offenen und lebendigen Atmosphäre in diesem Haus in der Leechgasse 24 in Graz sehr geprägt. Neben vielen Anstößen zur Auseinandersetzung mit Themen der Zeit und spirituellen Fragen habe ich ein Gespräch nicht vergessen, in dem er für die Kirche und die Menschen das Bild einer Zwiebel verwendete, um die Vielschichtigkeit und die unterschiedliche Nähe zum Wesentlichen des Glaubens zu verdeutlichen.

Gegen Ende der 70er Jahre erlebte ich Dr. Kapellari als Generalassistenten der Katholischen Aktion in der Diözese. Zu dieser Zeit trat ich meine Tätigkeit in der Diözese Graz-Seckau als Assistentin des Generalsekretärs der Katholischen Aktion in der Steiermark, damals Dr. Herbert Piwonka, später u. a. Franz Küberl und Dr. Josef Wilhelm, an. In den Jahren bis 2001 lernte ich die Diözese in ihren vielen Facetten und zahllose engagierte Menschen gut kennen und war mit einer Vielzahl von Aufgaben betraut.

Diözesanbischof Dr. Kapellari holte mich bei seinem Amtsantritt in der steirischen Diözese überraschend in seine Kanzlei, und damit war ein völlig neues, herausforderndes Aufgabenfeld verbunden, für das ich trotz meiner Erfahrungen vieles zu lernen hatte. Von heute auf morgen war mein Arbeitsleben fokussiert auf einen möglichst reibungslosen und effizienten Ablauf im Bischöflichen Sekretariat, auf Zuarbeit und Vorbereitung unzähliger Begegnungen und Veranstaltungen sowie für verschiedene Arbeitsbereiche des Bischofs im Bischofshof, in der Diözese, österreich- und europaweit und weltkirchlich.

Anfangs versuchten wir als Zweierteam, mit dem Bischofssekretär Christian Lager, die Anforderungen zu bewältigen, nach wenigen Monaten konnten wir Brigitte Ederer für das Team gewinnen, die heute noch bei Bischof Kapellari tätig ist. Die Monate des notwendigen Umbaus und der Erneuerung der bischöflichen Räume werden mir immer in Erinnerung bleiben: unsere Arbeitsplätze eingengt zwischen Türmen von Schachteln, Baulärm, Telefon, ...; gleichzeitig fanden Besprechungen und Audienzen des Bischofs statt. Kolleginnen und Kollegen für unterschiedliche Bereiche vervollständigten nach und nach den MitarbeiterInnenstab. Sr. Hemma Ogertschnig aus Wernberg stand dem bischöflichen Haushalt vor. Kompetent und heiter agierte sie als Schnittstelle zu Haushalt und Küche; die Küche entwickelte aufgrund der Gastlichkeit

des Bischofs mit Freude ihre Fähigkeiten, sehr zur Zufriedenheit der Gäste. Der Zusammenhalt aller und das gute Einvernehmen von Sekretariat und Haushalt ist u. a. dem Bischof zu danken – so waren z. B. die Betriebsausflüge mit ihm Gelegenheiten zum persönlichen Austausch.

Ein besonderes Erlebnis möchte ich hervorheben: Am Tag nach der Geburt meiner ersten Enkelin im Jahr 2004 fand im Rahmen des ersten offiziellen Besuchs des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, Bartholomäus I., in Österreich im Bischofshof beim „Europabischof“ und stv. Vorsitzenden der Österreichischen Bischofskonferenz ein Treffen statt. Als MitarbeiterInnen standen wir im Eingangsbereich der bischöflichen Räume ehrerbietig für den Patriarchen und die ihn begleitende Delegation Spalier und wurden persönlich vorgestellt, wobei Bischof Kapellari meine neue „Würde“ als Großmutter erwähnte. Nach einiger Zeit wurde ich in den Sitzungsraum gerufen, wo mir der Patriarch zu meiner Überraschung ein Kreuzchen für das neugeborene Kind übergab.

Respekt und Bewunderung erfüllen mich nach wie vor für die unglaubliche Arbeitskraft von Bischof Kapellari (das Dienstauto – verlässlich und umsichtig von Chauffeur Gerhard Flitsch gelenkt – als zweites Büro), seinen unermüdlichen Einsatz für Einzelne, Seelsorge, Kirche und Gesellschaft, die intensive Kontaktpflege und treue Verbundenheit mit Menschen verschiedener Lebensabschnitte und -welten, seine Geistigkeit und Spiritualität, sein Kunstverständnis und literarisches Wirken, den offenen Umgang mit den Medien und vieles, vieles mehr.

Waltraut Jürgens,
Studium der Kunstgeschichte,
Archäologie und Philosophie in Graz
und Hamburg mit Absolutorium.
1978–2008 Angestellte im Bischöflichen
Ordinariat in Graz, 1978–2001
Büroleitung im Generalsekretariat
der Katholischen Aktion, 2001–2008
Büroleitung Bischöfliches Sekretariat
(Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari).



Foto: Fischer

Reden über Gott und die Welt

Von Thomas Mayer

Wenn ich an den Hochschuleelsorger Egon Kapellari zurückdenke, fallen mir Fische und Peter Handke ein. Sowohl Kapellari als auch Handke sind vielschichtige sind vielschichtige, nicht gerade einfache Persönlichkeiten, aber umso sprachmächtiger. Leise im Reden, genau in der Wortwahl, sanft, ständige Sucher nach dem treffenden Ausdruck. Und doch sehr verschiedene Charaktere. Egon habe ich nie wütend gesehen, nicht einmal verärgert. Der Dichter Handke hingegen ist auch für manche aggressive Rede berüchtigt.

Das mit den Fischen, diesem urchristlichen Symbol für die Gemeinschaft, ist komplizierter. Schon als Kind war es mir naiv vertraut. Ich war in unserem kleinen Dorf an der Grenze quasi Oberministrant, weil ich früh sehr gut lesen und vorlesen konnte.

Den einschlägigen Satz von Jesus an Simon Petrus im Lukas-Evangelium zum wundersamen reichen Fischfang auf dem See Gennesaret hatte ich als kindlicher liturgischer Gehilfe sicher oft gehört: „Fürchte dich nicht. Von jetzt an wirst du Menschen fangen.“ Ganz verstanden habe ich es damals nicht wirklich.

Die tiefere Bedeutung wurde mir erst verständlich, nachdem ich Egon im Studentenheim in der Leechgasse in Graz genauer kennengelernt hatte. Er hatte mir dort nach der Matura und mit dem Beginn des Studiums ein Zimmer angeboten. Er hatte uns zuvor zu Hause im Dorf überraschend besucht, wollte sich wohl ein Bild machen. Und schon war ich im Netz dieses großgewachsenen, mönchisch wirkenden Pfarrers, der so gut reden konnte.

Er ist ein faszinierender Menschenfänger, in den Schuhen der Fischer. Die „Leechburg“ war unter seiner Führung ein Sammelbecken von vielen jungen Menschen jeglicher Herkunft, vieler Begabungen. Fast alle Studienrichtungen und Interessen waren vertreten, auch international besetzt. Das war für einen knapp 18-jährigen beeindruckend. Und prägend. Man lernte viel von den anderen.

Egon, der Spiritus Rector, die treibende Kraft, hat das Studentenhaus L24 mit der Dependence M59 in der Münzgrabenstraße und dem angeschlossenen Afro-Asiatischen Institut in fast zwanzig Jahren hochschuleelsorgerischer Tätigkeit zu einem Gesamtkunstwerk geformt: intellektuell, spirituell, kunstbeflissen, sozial motiviert. Er sprach Menschen weit über den engen Kreis katholischer Studierender hinaus an. Die von Frau Hannerl geführte Mensa sollte dabei übrigens nicht vergessen werden – ein wichtiger Anziehungspunkt.

In all das eintauchen zu können, dafür bin ich dankbar. In diesem Studentenheim gingen Schriftsteller, Theologen, Philosophen, Maler, Musiker, auch Politiker, Ärzte, Juristen und weiß Gott wer noch aller ununterbrochen ein und aus. Breite Bildung, ein großer Horizont, der Blick zum Himmel waren Alltag und gewünscht.

Man darf sich dieses Reizklima in der Leechgasse konkret so vorstellen, ein Beispiel: Gegen Mitternacht läutet das Stockwerktelefon vor meinem Zimmer. Egon ist dran und sagt: „Was machst du? – „Ich liege schon im Bett.“ – „Wir sitzen noch zusammen und reden, komm runter, das solltest du dir anhören.“

Ich ziehe mich also an, gehe runter in seine einfache, mit Büchern bis zur Decke vollgestopfte Wohnung, wo eine Runde von Weisen und Studierenden bei einem Glas Wein sitzt. Mittendrin ein Jahrhunderttheologe, der für einen Vortrag in der Stadt war. So lernte ich Karl Rahner kennen. Einer stellte ihm die interessante Frage, ob man im Himmel Fußball spielen könne. Der Gelehrte lächelte und sagte: „Wenn Sie dann noch Lust dazu haben, sicherlich.“ Eine unvergessliche Lektion.

Egon, der Theologe, Philosoph, Jurist und Kunstliebhaber, liebte es, Leute zusammenzubringen, den Bogen weit zu spannen. Er predigte nicht nur den Glauben, er beförderte die Wahrheitssuche, machte neugierig, verschenkte großzügig Bücher und Anregungen. Deshalb vermutlich hatte er auch ein tiefes Verständnis für den Zweifel. Mit ihm konnte man gut über Gott und die Welt reden. Praktisch jedes Gespräch hatte Sinn, Tiefe. Den Sinn für diese Offenheit, für die Geheimnisse der Welt und der Schöpfung früh geschärft zu bekommen, das war ein großes Geschenk des Bischofs, meines Bischofs.



Thomas Mayer, gehörte zur Gründungsredaktion der Tageszeitung *Der Standard*. Zurzeit ist er leitender Redakteur beim *Standard* für EU/NATO in Brüssel.

Foto: Cremer



Dr. Egon Kapellari

Diözesanbischof emeritus von Graz-Seckau

Dr. Egon Kapellari wurde am 12. Jänner 1936 in Leoben in der Steiermark geboren. Seine familiären Wurzeln reichen väterlicherseits ins Gurktal in Kärnten – eine Verbindung, die später in seinem kirchlichen Weg noch besondere Bedeutung gewinnen sollte. Nach der Matura am Gymnasium in Leoben begann er zunächst ein Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Graz, das er 1957 mit der Promotion abschloss. Im selben Jahr begann er das Studium der Theologie zuerst in Salzburg, dann in Graz (1959–1961).

1961 wurde Egon Kapellari in Graz zum Priester geweiht. Erste seelsorgliche Erfahrungen sammelte er als Kaplan in der Grazer Pfarre Kalvarienberg. Prägend für viele Generationen junger Menschen wurde seine Tätigkeit als Hochschuleseelsorger in Graz, die er von 1964 bis 1981 ausübte. In dieser Zeit leitete er auch das Afro-Asiatische Institut und war darüber hinaus Mitglied des Leitungskollegiums des Grazer Priesterseminars. Der Dialog mit jungen Menschen, mit anderen Kulturen und mit gesellschaftlichen Fragen lag ihm dabei stets am Herzen.

Am 7. Dezember 1981 wurde er zum Bischof der Diözese Gurk ernannt. Die Bischofsweihe empfing er am 24. Jänner 1982 im Dom zu Klagenfurt. Fast zwei Jahrzehnte später, am 14. März 2001, übernahm er die Leitung der Diözese Graz-Seckau, der er bis zu seiner Emeritierung im Jänner 2015 als Diözesanbischof vorstand. Sein bischöflicher Leitspruch „Omnia vestra, vos autem Christi“ – „Alles gehört euch, ihr aber gehört Christus“ – brachte dabei seine geistliche Haltung klar zum Ausdruck.

Neben seinen Aufgaben in den Diözesen war Egon Kapellari über viele Jahre hinweg auch auf nationaler und internationaler Ebene stark engagiert. In der Österreichischen Bischofskonferenz prägte er unter anderem als Jugendbischof, als Referent für Liturgie, Kunst und Kultur sowie für Medienfragen wichtige Entwicklungen mit. Von 2001 bis 2015 war er zudem stellvertretender Vorsitzender der Bischofskonferenz. Auch auf europäischer und weltkirchlicher Ebene brachte er seine Stimme ein, etwa im Rat der Europäischen Bischofskonferenzen, in der Kommission der Bischofskonferenzen der EU sowie als Konsultor päpstlicher Gremien.

Weit über kirchliche Kreise hinaus bekannt ist Dr. Egon Kapellari als Autor. In zahlreichen Büchern und Aufsätzen setzt er sich mit der Sprache der Symbole, mit dem Kirchenjahr sowie mit den spannungsreichen Beziehungen zwischen Kirche, Kunst, Literatur, Politik und Gesellschaft auseinander.

Für sein Wirken wurde Egon Kapellari vielfach ausgezeichnet. Ehrenringe, Ehrenbürgerschaften, hohe staatliche und kirchliche Orden sowie Auszeichnungen für Wissenschaft, Kunst und Kultur würdigen sein lebenslanges Engagement. Mit der Ehrenbürgerschaft der Stadt Graz im Jahr 2021 schloss sich ein besonderer Kreis – in jener Stadt, die für seinen Lebens- und Berufsweg stets eine zentrale Rolle spielte.

KATHOLISCHE 
KIRCHE STEIERMARK

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN+GLAUBEN

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Redaktionsteam der Sondernummer:

Alois Kölbl
Christian Lagger
Daniel Pachner
Peter Rosegger

Korrektur:

Sophie Hollwöger

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316/32 26 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber*innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter pachner@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: pachner@khg-graz.at

Titelfoto:

Klaus G. Gaida, Wandgestaltung in der Kirche des Grazer Augustinums (Detail), 2011. © Gaida
Foto: Milatovic

Foto rechte Seite:

Bischof Egon Kapellari während der Benediktionsliturgie der Kirche im Augustinum.
Foto: Neuhold



